



Wilhelm von Scholz / Gesammelte Werke

Ausgabe zum 50. Geburtstag des Dichters

W i l h e l m v o n S c h o l z

Gesammelte Werke

Walter H ä d e c k e Verlag / Stuttgart
1 9 2 4

72238 . 073 1924 Bd 13

Alle Rechte, einschließlich der Übersetzungsrechte in fremde
Sprachen, vorbehalten

Copyright 1924 by Walter Häddecke Verlag, Stuttgart

Einbände nach Entwürfen von Professor E. R. Weiß, Berlin
Schrift: Hermann-Fraktur / Satz- und Druckanordnung: Paul Gunkel, Stuttgart
Druck: Stähle & Friedel, Stuttgart

F ü n f t e r B a n d

Wanderungen
Reise und Einkehr
Städte und Schlösser
Der Bodensee

Thomas J. Bata Library
TRENT UNIVERSITY
PETERBOROUGH, ONTARIO

An meinen Sohn

Wilhelm von Scholz, geb. 13. XII. 1899, gest. als Fähnrich im II. Nassauischen Feldartillerieregiment Nr. 63, an seinen in der Artillerieschlacht in Flandern erhaltenen Wunden am 25. X. 1917.

Mein lieber, geliebter Junge,
als ich Dir die erste Sammlung meiner Wanderbilder „Reise und Einkehr“ zueignete, da hoffte ich, daß sie Dir auf einer langen glücklichen Lebenswanderung das Geleit geben würde — nicht stofflich als das Buch, das auf der Widmungsseite Deinen Namen trägt, wohl aber geistig als eine Anregung zu sehen, das Schöne der Welt zu genießen, in Dich aufzunehmen, was deutsches und fremdes Land Dir zeigen würden, und dabei Deines Vaters zu gedenken, der dann vielleicht schon von seinen Wanderungen ruhen und doch in Dir fortwandern würde, offenen Auges über die schöne Erde.

Nun ruhest Du, und ich wandere noch — jetzt traurig-sehnsüchtig, oft an Dich denkend und an Dein stilles Grab am Bodensee. Und ich schreibe wie früher nieder, was ich auf meinen Wegen sehe, was an meinem Schritt rückwärts und vorüber gleitet, was in mein Auge fällt und mir die Seele bewegt. Stillter und leiser schwingt sie jetzt mit dem ziehenden Bildervorhang vor meinen Blicken, müder und ärmer, dunkler ist sie — so, wie sie damals im September 1917 wurde, als ich Dich in Deinem Feldlazarett besuchte, in der kleinen flandrischen Stadt, in dem Kloster, in dem Du verwundet lagst. Damals aber war alles noch voll Hoffnung für Dich und uns. Gerade, als ich bei Dir war, sank das Fieber, schien sich Dein Zustand zu bessern, und mein Herz wollte fast schon seinen alten frohen Schlag und Wandertakt wiederfinden, weil es Dich nun vor den schlimmsten Gefahren geborgen wähnte, und weil das große Erlebnis Krieg, zu dem Dein junger, mutiger, pflichtbewußter Sinn so ungeduldig gedrängt hatte, nun Dein Besitz war, für den Du trotz der überstandenen Leiden tiefen Dank fühltest, und Dir doch das volle fruchtbare Leben gelassen

zu haben schien. Aber in die frohe Hoffnung kam immer wieder das innerliche Zittern, die Angst um Dich, die dann wuchs und erst endete, als sie Dich ganz sicher vor allem Schlimmen des Lebens geborgen wußte, in Deinem Grab.

Lieber Junge, ich habe nichts Erschütternderes erlebt als unser Wiedersehen in Kortrijk, als wir beide kein Wort sprechen konnten und Du, Dich mühsam ein wenig aufrichtend, Deinen Kopf an meine Brust drücktest. Da drängte sich Hoffnung und Furcht, Glück und Schmerz in überströmender Liebe so furchtbar nah zusammen wie noch nie in meinem Leben. Dies unser letztes Zusammensein wird mich mit seinen selig-wehen Gefühlen noch in meine letzte Stunde begleiten, die so nicht einsam sein wird.

Dann kam das Niederschmetternde, und dann noch einmal eine vom Zufall geschenkte unbegreiflich tiefe Rührung: ich erhielt den ersten Brief, den Du an mich nach Deiner Verwundung schriebst und der lange in der Welt herumgereist war, Wochen nach Deinem Tode. Noch einmal sprachst Du zu mir, als sieiest Du nur fern. Damals entstand wohl mein Plan, auch Dir noch einmal zu schreiben, als sieiest Du nur fern. Laß mich Deinen Namen auch auf dies neue Buch meiner Wanderungen setzen. Denn ich glaube, mein Junge, als Wanderer haben wir uns wohl am tiefsten und reinsten verstanden, hierin wir beide geistige Erben Deines Großvaters und Urgroßvaters.

Du schriebst mir, als Du nicht einmal fertig ausgebildet auf Deinen Wunsch schon hinausziehen durftest und Dich Dein wohlwollender Batteriechef noch auf kleinen Dienstreisen hinter der Front ein wenig von der Welt sehen lassen wollte, am 12. Mai aus Brüssel: „Lieber Papa, ich muß Dir schreiben, Du hast mir die Liebe für Bauten und Städte gegeben und hast mich reisen gelehrt. Ich bin eben auf einer der allerherrlichsten Reisen. Mein dritter Batteriechef hat mir eine dienstliche Fahrt von Valenciennes nach Tourcoing (bei Lille) zugeschart und mir gesagt, ich solle mich etwas hier hinten umtreiben und mir alles ansehen.

Na, ich hab' mir das nicht zweimal sagen lassen und bin frech gleich nach Brüssel gefahren. Brüssel ist baulich wohl das Herrlichste, was ich kenne. Du mußt Dir von Mama mal meine Bilder schicken lassen, um zu sehen. Ich habe eine neue Methode, mir schöne Baulichkeiten anzusehen. Ich suche mir einen Gasthof gegenüber und setze mich mit einem Glase Wein ins kühle Fenster. Jetzt sitze ich hier auf der grande place wohl schon zwei Stunden und sehe über den Blumenmarkt und das Leben der Stadt hinweg auf die herrlichen Bauten. Ich sehe fast unbewußt, wenigstens ohne die bestimmte Absicht, in aller Ruhe und nehme so das Bild auf. Dabei empfindet man wahren Genuß, wenn man sich nicht vor jedes Haus stellt, sondern so gemächlich den ganzen Platz sieht, belebt durch das Leben auf dem Markt. Das ist der größte Genuß. Ich bin überhaupt ein Freund der Ruhe geworden, weil ich so wenig davon habe, und da genieße ich das doppelt. Heute vormittag saß ich auf der anderen Seite, jetzt auf der. Ich kann kaum genug sehen. Dann gibt's hier noch die herrliche Kirche St. Gudule. Ich weiß keine Kirche, die mich so stark beeindruckt hat. Du hast mich auch den Raum lieben gelehrt. Dich würde dies alles sehr interessieren. Fahre doch, wenn Du Deine Vorträge hältst, über Brüssel, das gibt fast eine Reise und Einklehr für sich. Hoch über der Stadt liegt der mächtige Justizpalast; von dem aus übersieht man die ganze herrliche Stadt. Diese Reise hätten wir eigentlich zusammen machen müssen, ich führe sie in Deinem Stil. Gestern war ich in Lille. Lille ist zum größten Teil Trümmerhaufen. Es gibt noch ein herrliches Haus, die alte Börse, der gegenüber habe ich auch lange vor einem Glase Wein gegessen und sie ungewollt im Auge gehabt..."

Ja, Junge, wir hätten diese Reise zusammen machen sollen, auch diese Einklehr. Da hätte ich mit Deinen frischeren Kräften gut mitgekonnt. Sonst sah ich freudig und neidlos, wie Du mich als Tourist längst in allem übertriffst, im Bergsteigen und Schneeschuhlauf, wo Du Dich als sechzehn-

jähriger Retter Abgestürzter bewährtest, im Wassersport, wenn Du die bayrischen Gebirgsflüsse im Faltboot herunterfuhrst oder in demselben schwanken Fahrzeug über den Bodensee rudertest; als Radfahrer, Reiter, Schwimmer und wie sonst immer. Du gehörtest zu unseren Besten, geliebter Junge, von denen so viele da draußen den Tod empfangen. Lächle nur und sage Dein gewohntes „Es ist ja halb so wild!“, wenn ich Dein kleines Ehrenregister hierher schreibe; aus väterlichem Stolz, väterlicher Liebe hierher schreibe, weil es mir jetzt viel wichtiger erscheint und viel bedeutsamer als etwa ein Platz in der Literaturgeschichte: daß Du außer Deiner leiblichen Tüchtigkeit und Gewandtheit auch seelisch ein voller Mensch warst, ein reines tiefes und bis zu Tränen inniges Verständnis für Musik, für die edelste Musik der Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, der ganzen Klassik der Musik, entwickeltest, daß Du wissenschaftlich Dir die Anerkennung errangst, mit sechzehn Jahren schon in die Oberprima zu kommen, und daß Du Dich als Soldat auszeichnetest, was Dir sicher das Wichtigste war, und Dein Regimentskommandeur Dir selbst das Eiserne Kreuz ins Lazarett brachte.

Wilhelm, wir wollen nicht trauern, sondern fröhlich sein und dankbar an das Glück denken, das Du in die siebzehn Jahre Deines jungen Lebenszusammengedrängt hast, wollen an das andere Glück denken, daß Du nach den ersten schweren Tagen Deiner Verwundung nicht mehr sehr littest und voll Hoffnung warst, und daran, daß Deine Mutter, die mit Dir wie niemand sonst und wie mit niemandem sonst in Liebe verbunden gewesen ist, daß Deine Mutter die letzten sieben Wochen Deines Lebens ständig um Dich war, Dich pflegte, alle Angst von Dir nahm und für Dich mit starker Seele trug. Wenigen nur ist das heute beschieden. Wir wollen, mannhaft den Schmerz über das Scheiden voneinander bezwingend, froh und dankbar sein, daß Du warst.

Ruhe nun tief und still, lieber Junge! Die Stelle, wo wir Dich in die Erde gebettet haben, wo Du als erster von

uns auf dem kleinen Familiengrabplatz eingezogen bist, droben auf dem Allmannsdorfer Friedhof am Hochufer des Bodensees, ist schön. Himmel und Wolken, Berge, See, Wiesen und Wald sehen herein auf Deine Ruhestätte. Frei überweht sie der Wind mit dem Rauschen der Bäume am nahen Ufersteilabfall und dem Rauschen der Wellen darunter, durch die Du so oft fuhrst. Das ganze Land, in dem Du Deine glückliche Jugend verbracht, drängt sich mit seinem Segen um Dich. Des Abends, weist Du, da ist der Uferhügelzug, wenn man ihn vom See aus sieht, wie ein einziges, dunkles, geliebtes Grab. Und neben Dir, Jüngstem von uns, ist Platz für die, die Dich liebten, solange Du lebstest, und solange sie leben, Dich lieben werden. Sie kommen. Du gingst ihnen nur um eine kurze Spanne Zeit voran. —

Dein Vater.



Reise und Einkehr

Reisen

Das Reisen ist für den heutigen Menschen etwas Alltägliches geworden. Er reist die häufigsten Male ohne Aufmerksamkeit auf das schwingende Wandelbild, durch das er fährt, nur für diesen oder jenen praktischen Zweck, liest oder arbeitet im Zuge, hält sich kurz an seinem Ziel auf und kehrt nach erledigten Geschäften rasch zurück, so daß eine Reise nach Wien von ihm innerlich möglicherweise als drei Tage eines Münchener Aufenthalts gebucht werden kann. Ob in Mailand oder Amsterdam, Moskau oder Barcelona — er hält sich innerlich an das überall gleichmäßig geebnete Europäische der großen Gasthöfe, Kontore, Vergnügungsstätten, Verkehrsmittel. Von dem seelischen Bereichern, was Reisen früher war, ist in diesen häufigsten Reisen des Menschen von heute gar nichts mehr. Auch die Sommerreisen, Ferienfahrten sind nicht das mehr, was Reisen einst war und was uns wiedergewonnen werden sollte; sie sind zumeist nur Flucht aus der Stadt aufs Land, an die See, ins Gebirge, oder aber rasches, in ein paar Wochen gepreßtes Aufnehmen immer neuer Sehenswürdigkeiten — in Scharen, die das gleiche tun und die Menschengumgebung der Stadt, der man entflohen ist, an die Wirtstafeln, in die Kurhäuser, die Bäder mitbringen. Es ist nicht mehr das Reisen zu einem Volke, in ein Land. Vielleicht können die großen Fahrten im Kraftwagen etwas vom alten Genuß des Reisens geben: sie sind aber auf zu wenige sehr wohlhabende Leute beschränkt, als daß von ihnen eine allgemeine Erneuerung und Veredlung unseres Reisens kommen dürfte, die wir nur seelisch erringen können. Noch ist das schwärmerisch, jugendlich-romantische Reisen mit Laute und Gesang wieder erwacht in den Fahrten der Wandervögel: schön und genussreich wird es dies neue Geschlecht zum Reisen in einem besseren Sinne erziehen, so wenig es mit der Poesie des Abkochens im Freien, des Heulagers, der größeren Wandergemeinschaft schon eine Erfüllung sein kann.

Wenn wir an das Goethische Reisen denken, werden wir immer wieder mit Neid inne: welche Lebensstimmung, welche eine golden gezügelter Daseinstrunkenheit, welche Lust und Freude als reines Sinnen- und Gefühls-erlebnis Reisen und Wandern sein kann; und zugleich: welches Lebensergebnis an Bereicherung, Bildung, Durchdringung der Dinge, Verbindung von Natur mit Menschenleben und seinen höchsten geistigen Leistungen, welche neues Aufmerksamwerden auf das, daheim nicht mehr Gesehene und bemerkte, Alltägliche mit seiner vielfältigen Schönheit, seinem Sinn, seiner Beziehung zum menschlichen Dasein. Solches, die Persönlichkeit in ihren Gefühlskräften und zugleich in ihrem geistigen Besitz bereicherndes, Reisen ist freilich nicht ganz verlorengegangen, wird aber doch nur noch von wenigen geübt. Es gilt, meine ich, es auf breiterer Grundlage, als einen der größten Genüsse, die dem Menschen beschieden sein können, wiederzugewinnen. Es sollte für jeden einzelnen Gebildeten unserer Tage wichtige Pflicht sein, daß er neben dem geschäftlichen und dem Erholungsreisen sich auch dazu erziehe und ausbilde, einmal im Jahre Goethisch zu reisen — trotz aller Massenhaftigkeit des Reisens, trotz der geschwundenen Entfernungen, die einst die Landes- und Volkskenntnis des Reisenden langsam reifen ließen, trotz der breiten Bekanntheit aller Gebiete des alten Europa, die nicht mehr, wie Italien noch Goethe, den Heutigen mit dem feierlichen Gefühl erfüllen: daß er etwas nur wenigen Geschenktes langsam sich eröffnen, um seinen Wanderweg zu wundervoller Raumgegenwart auseinandertreten sieht. Und doch, auch wenn er nur ein Stück Mitteldeutschland durchwandert, sollte der Mensch etwas vom Goethischen Reisen in sich haben.

Wie ist das zu erreichen? Ich glaube, durch einen Entschluß, durch die bewußte willensvolle Schaffung einer Stimmung in sich, durch Selbstheranbildung; dadurch, daß man, möchte ich fast paradox sagen, viele Stimmungen und Gefühle verschleht, ansammelt, wachsen und sich steigern

läßt, bis sie fast von selbst zu einer Reise werden, bei welcher der graue Überzug Alltäglichkeit von allen Dingen abfällt. Dann werden ein paar Wochen zum innerlichsten Erleben einer Landschaft, ihrer Bevölkerung, ihrer Bauten, ihrer Geschichte, ihrer Daseinsbedingungen und, indem sie irgendwie als ein Lebensganzes erscheinen und dem einzelnen gegenübertreten, auch des Reisenden selbst, führen sie zu neuer Klarheit über Errungenes und zu Erringendes.

Es ist eine besondere Forderung solchen Reisens, ein bestimmtes Interesse so gründlich auszubilden, daß es zu einem Faden wird, auf den sich die Eindrücke geordnet aufreihen; daß es jedenfalls den Sehenswürdigkeiten den zusammengewürfelten Charakter der Raritätenkammer nimmt. Es mag Volkskunde, Naturwissenschaft, Architektur oder überhaupt bildende Kunst, mag geschichtlich oder wirtschaftlich sein: seine Wirkung ist immer die, daß die Reise Gestalt gewinnt, die sich fest in die Erinnerung prägt und in der auch die andern Eindrücke Ordnung, Halt und Fülle bekommen. Selbst wenn solche Betätigung eines besonderen Interesses, bei der ich vorerst nur an den Nutzen für den Ausübenden, nicht an den etwaigen allgemeinen Wert ihrer Ergebnisse denke, nur den einen Zweck haben sollte, den ihr ein skeptischer Reisender beilegt: mit ihren Gedankenbeziehungen die Dinge länger im Bewußtsein zu halten — so daß sie genauere, vertieftere Erinnerungsbilder werden, so etwa, wie der Zeichnende in höherem Maße gezwungen ist, alles zu sehen, als der, dessen Auge von keinem Trieb des Nachbildens von Punkt zu Punkt des Angeschauten geführt wird — wäre sie in ihrer Höherbildung des einzelnen auch für die Gesamtheit wertvoll.

Wer mit dem Geologenhammer durch ein Gebirge reist, wird einen volleren, an mehr Vorstellungen — und an festere Vorstellungen! — gebundenen Gesamteindruck des Erdstücks mitnehmen, das er besuchte, als wer nur den Wanderblick auf die wilden Bergformen, die Schroffen und Zacken,

die malerischen Felschattentiefen oder auf das Farbenspiel von weißem Durchscheinen und blauem Schatten im Schnee gedankenlos hinüberfliegen läßt. Eindrücke ohne Gedanken bleiben unverfestigt, flüchtig. —

Wer mit Gefühl und Verständnis für Architektur eine Stadt besucht, dem wird sie, weit über die Gegenwart hinaus, zeitlich vertieft. Während er nach den Formen einer ihm lieben Stilepoche sucht und dabei alle beachtenswerten Bauten der Stadt ansieht und überprüft, weitet sich unmerklich die gegenwärtige Stadt in die Geschichte hinein. Immer fühlbarer werden dem Reisenden die Lebensbedingungen, aus denen die verschiedenen Gebäude hervorgingen. In langen Geschlechterfolgen sieht er schließlich das Leben der Stadt in die Gegenwart münden, die um ihn ist; fühlt er diese Gegenwart neu und stark, indem er ihr, überschauend, fernergerückt ist.

Es ist vielleicht nichts so bildend — bildend! nicht Wissen ansammelnd, sondern das vielfältige Leben langsam in eine große organische Gesamtheit des Eindrucks verwandelnd — wie das Reisen mit freier, unabhängiger Stimmung und einem oder ein paar starken Interessen als Begleiter. Jede einzelne Liebhaberei hat die Fähigkeit, alle anderen Interessen allmählich in dieselbe Sphäre geistiger Erregtheit hineinzuziehen, in der sie selbst sich befindet. Wer etwa von der Architektur ausgeht, fühlt bald die Neugier nach der Herkunft des Steins, der für die Gebäude einer Gegend kennzeichnend ist — wie etwa der rote Sandstein für Heidelberg und das Neckartal, die verschiedenen harten Gesteine aus den Odenwaldsteinbrüchen für die Bergstraße, der graue Rorschacher Sandstein für den Bodensee. Die Erkundung der Bruchstellen des Steins führt den Reisenden zu geologischen, die des Verkehrsweges, auf denen er herbeigeschafft wird, zu Landgestaltungs- und geographischen Erkenntnissen. Die Gewinnung des Steins führt ihn zum Interesse für die Gewerbe und Industrien der Gegend: und was erst nur eine beliebige Stadt schien, wie viele andere auch, mit einem Markt,

ein paar Kirchen, mit Rathaus, stattlichen Bürgerhäusern, umgeben von Fabriken und weiter von Hügelland, das zu anmutigen Spaziergängen lockt, das ist nun ein lebendiges Ganzes, das der Reisende nicht wie eine Photographie mit sich nimmt, sondern wie einen Körper und Raum voll Kräften und Geschehen. Wer von der Malerei ausgeht, kommt von der Landschaft, den Menschen, den Ereignissen auf den Bildern zu der Landschaft, der Bevölkerung, der Geschichte, die Modell stand, und damit ebenso zum Ganzen, wie der Naturforschende über die Lebensbedingungen, die eine Gegend in geographischer, klimatischer, botanischer Beziehung bietet, auf seinem Wege zum Ganzen geführt wird.

Es gibt gegenüber und neben diesen objektiven Beschäftigungsarten, die einer Reise Dauer und Vollendung geben, noch eine subjektive, die seit ältesten Zeiten mit dem Reisen verbunden ist und also wohl irgendwie tiefer zu ihm gehört: das ist das Schreiben und Schildern, das Festhalten des Gesehenen und Erlebten im Wort. Dieses Schreiben ist aber offenbar durchaus nicht bloß ein Festhalten. Das würde es wohl noch nicht zu dem sich bei allen begeisterten Reisenden immerwiederholenden Triebe haben werden lassen. Dies Niederschreiben ist vielmehr erst das völlige Eindringen in das Gesehene und Erlebte. Erst im Niederschreiben, in der Ordnung, die es mit dem festgelegten Wort dem Erlebten gibt, wird der Geist Herr seiner Eindrücke, wozu der tiefste Trieb in ihm ist. Erst dann stehen sie ihm zu Gebote, sind sie sein Besitz, sind sie eine Vermehrung seiner Person, seines Wesens. Wie sich die Betätigung eines objektiven Interesses am Gegenstande dem Zeichnen vergleichen ließ und dem Zwang, jeden Punkt des Vorbildes einmal mit Bewußtsein zu sehen, so hat das nachträgliche Niederschreiben eine Wirkung, verwandt der des Entwickelns einer belichteten photographischen Platte, die einen Moment das Bild sah, das nun von der über sie ausgegossenen Schärfe langsam mit allem Kleingefüge herausgeholt wird. So zwingt die Sammlung des Geistes beim Schreiben, die Schärfe des von

äußeren Dingen unbeirrten, ruhigen Ins=Innere=Hineinsehens jedes Stück des vergangenen Eindrucks heraus, auch das, was noch durchaus nicht ins klare Bewußtsein des Reisenden getreten war. Er reist nun noch einmal, ganz frei und von keinem Gepäcck gehindert, ganz Auge und Aufnahmesinn und zugleich ganz geistig, ganz Erkenntnis: so, als wäre keine Entfernung mehr zwischen Auge und Erkenntnis, als sähe er gewissermaßen in Sinneneindrücken, die gleichzeitig Erkenntnis sind.

Bei Goethes Reisen sind sowohl die sachlichen Interessen wie das ausführliche, die Eindrücke nachsammelnde Niederschreiben die Mittel, sie in ein über das Alltägliche weit erhöhtes Leben zu verwandeln. Oder vielleicht auch: diese geistigen Betätigungen und dies Niederschreiben sind die starken Außerungen des erhöhten Lebens, das Reisen für Goethe war. So wird auch für den, der in heutiger Zeit Goethisch reisen will, die seelische Abstimmung noch wichtiger sein als die Pflege der Interessen oder des schriftlichen Festhaltens, nämlich: die Schaffung des freien Wandergefühls in sich, des zeitweiligen Vergessens aller Sorgen und Arbeiten, des Zusammenziehens unseres heut ja stets auch noch in viele Außenposten verstreuten Lebens ganz in Jetzt und Gegenwart. Sind diese Grundstimmungen im Menschen auch nur ein wenig erzeugt, so steigern sie sich durch wanderndes, gemächlich=genießendes Reisen bald so, daß sie ein steter Besitz des Menschen werden.

Ich glaube, daß wir damit allmählich immer häufiger sich findende Augenblicke eines unserer Menschennatur ganz gemäßen Lebens — des Lebens, wie es unsere frühen Vorfahren führten — wieder erzeugen. Aus greifbarer körperlicher Nähe, aus unmittelbarer Gegenwart, aus dem Schwerpunkt und Herzen unseres Daseins ist längst eine abstrakte, verdünnte, weitgedehnte Existenz geworden, in deren vielseitiger Bedingtheit ein gut Teil der Kraft und Wucht des Menschen verlorengegangen ist. Gegen sie ist sinnvolles Reisen, das den ohne die Zusammenhänge seines weitver=

breiteten täglichen Lebens ganz in die Gegenwart gedrängten Menschen diese Gegenwart als einen großen Reichtum, als eine Fülle von Anschauungen und Erkenntnissen erleben läßt, das stärkste Gegengewicht, ein Stück Erziehung zum Wesentlichen.



Deutsche Landschaft

Was meinen wir, wenn wir mit Betonung von „deutscher Landschaft“ sprechen? Von der „deutschen Landschaft“, mit der wir weniger eine bestimmte Gegend als ein allgemeines Gefühlsbild bezeichnen? Kaum eine der nach irgendeiner besonderen Seite hin ausgeprägten Landschaften unseres Vaterlandes, nicht das bayerische Hochgebirge und nicht das Meer, nicht die weite Tiefebene, die Heide und vielleicht nicht einmal den sehr großen Strom, die freilich alle deutsche Landschaften sind, bei denen allen wir aber schon zu näheren Bezeichnungen wie etwa niederdeutsche oder deutsche Hochgebirgslandschaft greifen würden. Auch wohl nicht die gelegentlich in der Wirklichkeit vorhandene Vereinigung mehrerer solcher Landschaftsbilder; obwohl man oft auf den Stichen alter deutscher Meister die phantastisch-romantische Zusammentragung alles dessen, was deutsche Landschaft sein kann, findet und in dem Gefühle betrachten muß: so hat der Maler sich eine ideale und kennzeichnende deutsche Landschaft gedacht. Was die Wirklichkeit ihm nur in getrennten Bildern oder unvollkommen bot, das vereinte, ergänzte, steigerte seine Phantasie zur Fülle und Durchdringung. Etwa: ein Meerbusen, auf dem Schiffe segeln, in den unter Brücken ein Strom mündet; an dessen Ausfluß liegt eine getürmte Stadt, Acker, Wiesen, Felder, eine Mühle – und nackt aus Walddickicht sich lösend, um steil zum Meer abzufallen, ragen hohe Theaterfelsen auf, die altes Burggemäuer auf ihrer schmalen Gipfelfläche und an irgendeinem umbuschten Vorsprung eine Einsiedlerkapelle tragen.

Vielleicht erkennen wir am deutlichsten, was deutsche Landschaft ist, wenn wir uns ihrer im Gegensatz zur klassischen, zur italienischen oder zur nordischen bewußt werden. Da finden wir, daß sie eigentlich die Idylle unter den heroischen Schwestern ist. Selbst wo sie romantisch ist, Felsen und Schloßtrümmer, tiefe Abgründe und weite Blicke umfaßt, ist sie der Idylle näher als der heroischen Landschaft, deren

Wesen Wildheit, Urtum, Dürsterkeit oder Erhabenheit, das Elementare ist; während noch die idyllischste romantische Landschaft durch den stärkeren Stil ihrer Komponenten mehr Größe und Erhabenheit hat.

„Deutsche Landschaft“ ist lieblich, milde und ist immer vor allem Menschenlandschaft, immer bewohnt. Selbst, wo sie ganz einsam ist, wo das Auge weithin keine Ansiedlung, keinen Rauch sieht — in der Moorniederung oder im dichtesten Waldtal — ist die Nähe des Menschen zu fühlen. Der Grund trägt Weg und Spur seines wiederkehrenden Trittes, die Zeichen seiner Hand und seines Werkzeugs; Weite und Vordergrund sind wie überruhrt von seinem Auge, überstreift von seinem Blick. Wie der Hund, wo man ihn auch trifft, selbst wo er fremd und feindlich herankommt, sofort als das Tier des Menschen erscheint, als das gezähmte, dienende, dem Menschen befreundete — so die deutsche Landschaft und Natur.

Ein Wiesental. In dem breiten, feuchten Grunde, in dem ein verborgenes Wässerlein rinnt, steht wie in atmender Mittagsstille hochblumiges Kraut, rot, blau, gelb, weiß durcheinanderschimmernd. Ein paar Birken und Weiden an dem Wasserlauf stehen mit dem Fuß tief im grünen Gras. Dicht wie mit Federbüscheln umlaubte Eichenstämme warten unten an den Randhügeln des Tals, als wollten sie über die feuchte Niederung herüberkommen und wagten nur nicht, den unsicheren Boden zu betreten. Wo sich das Tal dem dichteren Wald zu verengt, da leuchten in den rotbraunen geraden und schrägen Rahmen der Kiegelsache Flächen weißen Verputzes. Ein hellblauer, dünner Rauch kräuselt sich vor dem luft- und schattendunkeln Wipfelgrunde empor. Eine weiße Wolke schwimmt darüber hin . . .

Die hohen Buchen, unter denen — einen Berghang hinab — einzelne Eichen stehen, treten mehr und mehr auseinander, daß zwischen den Stämmen, welche die wölbende Wipfelhalle tragen, übersonnene, laubdunkle Waldzüge sichtbar werden, vor denen niedrigere Hügel wehende Fruchtfelder ins Licht heben; gewellte helle und dunkle Streifen laufen über

diese lichtgrünen, im Tal verstreuten Halmseen, abwechselnd langsam und rasch mit dem Winde sich folgend; einen schrägen Hang spülen die Kornwellen gemächlich hinauf, als flössen sie, wo sie verschwinden, über den Hügelrand und müßten nun das noch tiefer in die Bodenrücken und -runden, in die Wälle und Mulden der Senkung geschmiegte Dörfchen bald so überfluten, daß nur der alte, braune Kirchturm, der jetzt über einem roten Dächerband steht, noch heraussehen könnte. Der weiche Duft durchsontnen, warmen, reisenden Getreides weht her — fast so deutlich wie in der Mehlstaubluft einer arbeitenden Mühle. Und das Hämmern aus tief unten gelegnem Steinbruch, in dem der Leib der Erde hellfelsig aufgerissen ist, klingt dünnmetallen herauf...

Kinder spielen am Wasser. Das Tal des in dunstiger Sonne seicht hinschleichenden Flützchens windet sich geruhig zwischen runden Busch- und Rebenhügeln hin, die alte, umrannte und überblühte Burgreste, ins Gras gerollte Riesenblöcke, Turmrunden und flache Steinwände mit leeren Himmels- und Wolfenfenstern tragen. Der Fluß ist so seicht und so hell vom sandigen Grund, daß sich nur Himmel und Sonne in ihm spiegeln können. Enten schwimmen im Wassergrün, sich gemächlich gegen das langsame Fließen an derselben Stelle haltend. Die Fähre gleitet von den niedrigen Häusern des Marktfleckens hinüber zur staubweißen Landstraße, wo ein Kraftwagen der Überfahrt harret und schon mehrmals seinen Hupenruf ertönen ließ. Ein paar Pappeln stehen schlank und steif über dem breiten wiesigen Talgrund, dicht bei den Häusern, den Kindern, den Enten...

Eine Quelle im Wald: Holzrohr, Trog und der silberne, immerfort mit leisem Geräusch in die gläserne Fläche fallende Strahl. Große bemooste, sich atmend in die feuchte Sprühluftnähe des Brunnleins drängende alte Steine. Farnkräuter stehen zwischen ihnen, über ihnen und wiegen ihre grünen Flügel, als seien auch sie zum Trinken herangekommen, als seien sie noch so frei fliegend wie ihr Same einst, der hier aus der Luft niederglitt.

Durch die geteilten Wipfel fällt steiles Mittagssonnenlicht herein, daß die Waldschattentiefe mit ihren mächtigen Baumrunden hinter den webenden Strahlen wie ein Samtgrund verschwindet. Räder ächzen im Wald, Ketten klirren, Rufe ertönen — aber man sieht hinter dem Licht nur undeutliche Bewegung: die Knechte des Sägewerkes verladen die im Winter geschlagenen Hochstämme . . .

Starke alte Nußbäume, golddurchleuchtet vom Abendhimmel, dessen Sonne hinter einen dunkeln Schattenberg trat, überbreiten mit ihren Astarmen hohes Wiesen gras. Ein Rindergespann mit frischgeschnittenem Klee kommt unter den Zweiglauben hergefah ren. Weiter hinauf! Wanderer, am Hang gelagert, überschauen die Weite, den geraden blauen Bergzug am Horizont, die Dörfer, das straßendurchschnittene, in Streifen, in braune und grüne Vierecke geteilte Land. Dann schreiten sie den Höhenzug auf seinem bewaldeten Kämme fort, immer rechts und links Ausblicke gewinnend, durch die sie, wie an erquickendem Quell, wieder Weite trinken können.

Zahllos sind die belebten Bilder deutscher Landschaft in uns, wie sie uns Maler — etwa Schwind, Richter, Thoma — sehen, Dichter — die Romantiker, vor allem Eichendorff — fühlen lehrten; wie sie uns in mittel- und vor allem oberdeutschen Gebieten begegnen, in Thüringen, dem Odenwald, dem Schwarzwald, im Saale-, Main-, Neckartal, in der Ebene des Rheins.

In Oberdeutschland lag durch Jahrhunderte die Mitte der deutschen Kultur, der künstlerischen und geistigen Entwicklung, dort schlug lange das Herz unseres Volkstums. So ist es geschichtlich begründet, daß diese Landschaft, die für unsere schaffenden Geister durch große Zeiträume das Bild der Erde war, durch ihre Verwobenheit mit unseren Anschauungen, Gedanken, unserer Wissenschaft und Kunst für uns zum Begriff „deutsche Landschaft“ wurde.

Aber diese dem Mittelgebirge oder dem Hügellande, Flußniederungen und Waldtälern entstammenden idyllisch=

romantischen Bilder scheinen uns auch Empfindungssymbole für ein behaglich=tätiges, in allem Tun sich nach Beschaulichkeit sehnendes, mit dem Mutterboden unmittelbar verbundenen Leben zu sein, in dem viel Gedanke und viel Traum die Arbeit wie die Wiederkehr der Jahreszeiten umwebt. Es scheint, daß das, was wir im besonderen als „deutsche Landschaft“ empfinden, vor allem ein Ausdruck des deutschen Lebenscharakters ist. Daß sie dies ist und sein kann, beruht ja natürlich nicht nur auf einer Urverwandtschaft, die sicher vorhanden ist, sondern auch darauf, daß diese Landschaft auf unseren Volkscharakter durch Jahrhunderte bestimmend eingewirkt und ihn sich so angeglichen hat, wie sie sich ihm und seiner Arbeit mehr und mehr fügte. Hier scheinen mir die lebendigsten Quellen für Gefühl und Genuß an der Landschaft zu springen.

Es ist das Schicksal alles höheren Kulturlebens, des Geistigen in der Zeit, daß seine Daseinsbedingungen immer übertragener, mittelbarer, verwickelter werden, daß es wie Antäos vom zeugenden und nährenden Boden der mütterlichen Erde abgedrängt wird in eine zuletzt unfruchtbare Höhe. Will es nicht zergehen und zerflattern, muß es inuner wieder die kräftigende Berührung mit dem Boden suchen. Es trägt das Verlangen, die Sehnsucht danach als Trieb in sich. Für den Städter ist dies Verhältnis kraß und sichtbar ausgedrückt: eine künstliche Schicht von Stein macht den Boden, auf dem er wohnt, arbeitet, lebt, weit und breit unfruchtbar, so daß alle Lebensmittel fernher vom Lande hereingeschafft werden müssen. Diese Steinschicht verhindert vielleicht auch den Kräfteaustausch des Menschen mit der Erde, geheimnisvoll strömende Berührungen mit dem offenen, atmenden Boden, den der Mensch, trotzdem er frei darüber hingehet, wie die Pflanze als Lebensuntergrund braucht — wahrscheinlich in ganz körperlichem Sinn und sicher als seelische Bedingung.

Wenn die hygienischen Materialisten die gute Luft und die Nervenruhe des Landes als das ansehen, was dem Städter

den sommerlichen Landaufenthalt, dem geistigen Arbeiter häufigste Flucht auf das Land oder gar Wohnen in urtümlicher, fast mythischer, dörflicher Umgebung notwendig macht, so ist das wohl noch um das Wichtigste zu ergänzen. Wir brauchen von Zeit zu Zeit das Erleben eines großen Symbols des Lebensganzen, dem wir angehören, bis hinab zu seinen Wurzeln, brauchen es zu unserer seelischen Kräftigung und Gesundung, zu unserer Beruhigung und um immer wieder tragendes, schützendes Heimatsgefühl in uns zu erzeugen. Das, glaube ich, finden wir in der deutschen Landschaft, die uns, wenn wir sie durchwandern oder in ihr rasten, zur Lebenslandschaft wird.



Spaziergang in einem fürstlichen Park

Auf einer Sommertagswanderung über heiße Rebberge, durch Wiesen- und Nutzgartenland, schließlich über eine dünn bewaldete kleine Hochebene kam ich mittags zu einem fürstlichen Schloß. Es stand, als ich noch fern darauf zuschritt, flach über der Ebene. Dann führte mein Pfad durch Hohlwege hinab. Das Schloß blieb hoch und löste sich mit steilen, überrankten Mauern, mit Wipfeln, die aus der Tiefe noch nicht an den Fuß seiner Randmauern reichten, aus den Dorfdächern eines Tals und aus einer getreidebestandenen Senkung der Hochebene: Türme, Herrenhaus, Nebengebäude, ein rückwärts breit ausgedehnter Park.

Ich liebe den heißen Sommertag mit seiner Luftstille, dem Ruhen von Mensch und Tier, und schlenderte gleich den überhangenen, verwachsenen Fahrweg gemächlich hinauf, ab und zu ausschauend ins Tal, aus dem bald Dächer und Schornsteine zu mir auffahen; kam auf den breiten, überkieften, sonnigen Schloßhof, trat an die rosenumrankte Mauer der Hochterrasse, um hinab- und hinüberzusehen, und ging dann in den weiten, gepflegten, jetzt ganz einsamen Park.

Die Wipfel heimischer und ausländischer Bäume neigen sich schattend über eine sonnige Rasenfläche, an deren vorderem Rand ein rundes Beet hochstämmiger dunkler und heller Rosen wie von einem Gespinnst unsichtbarer Lichtfäden umwoben ist. Der seitliche Weg geht auf dichte Büsche zu, aus denen Stämme sehr alter Bäume ihre Wipfelschirme ins Lichtblau heben. Verwildert und ein wenig verfallen ist der Platz unter dem grünleuchtenden Laubdach der hohen Sträucher, durch das die Stämme der Bäume wie zu mächtige Säulen hinausragen. Ein Brunnlein rinnt aus einem Sandsteindenkmal des späten achtzehnten Jahrhunderts, einer urnentragenden Säule mit der Inschrift: „Den besten Eltern“ — kaum wie ein Tränlein, sich zwischen moosigen Steinen und üppig grünen Stauden rasch verlierend. In dem feuchtwarmen Schattenlicht des wie zu einer Laubhöhle

verwachsenen Blazes summen Insekten, liegen hellgrüne Samenkapseln zwischen moderndem Laub, läßt eine Bank zur Rast ein.

Naturstufen führen zum höheren Teil des Parkes hinauf. Zwei breite Lindenalleen, in denen der süße warme Duft der Blüte steht, tragen wie ein Baldachin den Schatten mit, aus dem der gekühlte Blick über das sonnig gelagerte Land streift. Waldhügel, Acker, Felder, Dörfer: alles ist zu schönen Hintergründen geworden ohne die Rauheit der Nähe und der Arbeit; sie sind wie feine Lasuren auf alten Tafeln und fügen sich dem gepflegten Wesen des Parkes als das in großen, ruhigen Zügen von fern gesehene, bildhafte Leben ein — ihn damit unendlich über seine in Blumen oder grünem Gerank verborgenen Grenzen erweiternd.

In jahrhundertelanger stiller Arbeit, halb des bedächtig schaffenden Menschen, halb der unbekümmert wachsenden, sich aber unbewußt selbst noch mit den Wipfeln, die weit über ihn hinausragen, in den Willen des Gärtners fügenden Natur, ist das entstanden. Und es hat immer nur den einen Zweck gehabt: der vornehmen Abgeschlossenheit des erlauchten Herrn und seiner nächsten Umgebung auch in der freien Natur einen Raum, ein fürstliches Gewand zu schaffen. Einsamkeit, wenn auch gelegentlich von Festrausch unterbrochene, sollte hier die Person des Herrschers, die der Stellung nach höchste, ja einzige Individualität des Staates umgeben: Solitüde, Eremitage, Monrepos, Sanssouci und ähnlich heißen solche königlichen Parksitze.

Während ich die breiten Wege langsam weitergehe — an schön geordneten Strauch- und Baumgruppen, an rosenüberhangenen Lauben vorüber und durch dichten Wipfelschatten hindurch, immer in der vornehmen weiten Stille, dem Frieden der künstlich gepflegten Pflanzung —, empfangen mich mit wachsender Deutlichkeit Bild und Gefühl fürstlichen Seins. Nicht des fürstlichen Seins, das noch Herrschaft, Arbeit, Gewalt, Klugheit, Willen und Tat bedeutet: das drückt sich in geschichtlichen Urkunden, Landes- und Sprach-

grenzen, im Blühen und Gedeihen des tätigen Völkerlebens aus. Ich empfangе Bild und Gefühl fürstlichen Daseins als Muße, als Einsamkeit, Betrachtungsstille und Lebensferne: wie es den Fürsten, die noch Herrscher sind, vielleicht nur in wenigen ausgewählten Stunden beschert ist oder in still gewordenen, alternden Zeiten; und wie es langsam das Leben der fürstlichen Familien werden mag, die nicht mehr herrschen, für die alles, was ihren Ahnen Arbeit und Tat war, zum Bilde, zu der aus ehemaligen Lebenszwängen herausgestalteten, in sich sicheren Lebensform wird. Ich empfangе umherwandelnd diese Lebensform, diese Weise, sich das Leben ganz klar und harmonisch-notwendig vorzustellen, als eine Bindung meiner Gedanken und Gefühle in einer Existenz außerhalb meines Daseins; in einer Existenz, die, indem sie nur Anschauung ist ohne Schwere und Breite, mit ihrer Formkraft in mein Lebensgefühl einfließt und mir etwas von ihrem Wesen mittheilt.

Ich gehe unter diesen Bildern und Gedanken in dem entlegensten Theil des Parkes auf und ab, wo seine verwildertsten Sträucher und Bäume über die Mauer in Feld und nahe Acker hinüberhängen; Bauern, die Heuernte halten, sitzen auf der Schatteninsel unter einem Obstbaum und machen Mittag. Ich sehe wie aus dem Sonntag in den Werktag hinüber. —

Als verflöße mein Leben seit Jahren so in Schloß und Park, empfinde ich lange Vergangenheit bei jedem Schritt. Hier ist ein klares, helles Alter, das ein reiches volles Leben noch einmal in später Bewußtheit körperlos aufglühen läßt. Das lange fortgeerbte Sein ist wie vor allem Schicksal im Hafen vornehmer Stille, ruhiger Betrachtung geborgen — weit aus dem Bereich der Gewalten, der Tat und des Willens; hinausgehoben von dem Grunde des sich erneuernden Lebens; von der Arbeit und den Kräften der Vergangenheit ernährt und getragen: ein schwereloses, bildhaftes Sein; das doch nicht nur in unserer Vorstellung ist, sondern gespenstisch-wirkliche Träger hat, die Vergangenheit seltsam in Gegenwart zu verwandeln scheinen.

Ich fühle die Wirkung der mich umgebenden Eindrücke und Gedanken wie die beruhigende Nähe eines mit mir vertrauten Menschen, der lächelnd klar sieht, wo mich Wirrnis umdrängt. Ich fühle ein vornehmes Lässigsein, eine ruhige, kühle Entspannung der Seele, die in diesen Augenblicken des Herrseins und der Lebensform tief rastet. Ich fühle, wie mir dieses Ausruhen neue Kraft gegeben haben wird, wenn ich aus solchem Umgebensein von Behaltenheit mich wieder löse . . .

Ich stehe in einer Wegkreuzung, von der ich das Schloß zwischen seitlichen Baumkulissen über einer Rasentiefe weiß daliegen sehe: die farbige Fahne wallt leise in dem Luftstrom, der nicht unter die Wipfelhöhe niederreicht. Sind die Bilder und Gefühle von diesem Dasein, die jetzt in mir wach geworden sind, irgendwie gleichartig mit dem, was es selbst als sein Leben empfindet? Ich weiß es nicht. Es ist gleichgültig.

Es kommt mir nur auf den Reichtum an Ruhe und Überlegenheit an, der aus dem Bilde dieser Existenz in mein bewußtes Leben fließt. Der fröhliche Gedanke überkommt mich, es würde dies ganze fürstliche Dasein, das nicht mehr Tat und große Bewegung ist, mit all seiner vielfältigen Konvention, seinen gesellschaftlichen Fesseln und Zwängen, seiner mühsamen Abgeschlossenheit nur sinnbildlich gelebt, um uns anderen Menschen ein Lebenswert zu sein, indem es durch den Ausdruck, den es sich in diesen Terrassen, diesen Wegen, Laubhallen, dieser Stille und diesen Weitblicken gab, für Stunden unser wird. Was im Narren, der für die lange und organische Gewordenheit jeder Existenz kein Gefühl hat und in den Daseinsformen etwas wie auswechselbare Gewänder sieht, den Neid wachruft, erweckt uns das unbedingte Gefühl des geistigen Besitzes auch solchen Lebens. —

Nun wird man es in einer Zeit, in der eine demokratische Ästhetik schon zur Bedingung von Kunstwerken machen möchte, daß sie auf einer sozialistischen Grundanschauung beruhen, vielleicht nicht gelten lassen, daß in diesem sich dem Betrachter mitteilenden fürstlichen Dasein Lebenswerte sind. Kurzsichtig wird man, indem man die geschichtliche Bedeu-

tung solcher Fürsten für vergänglich erklärt, auch ihre symbolische Bedeutung, ihren großen Wert für uns als hochgezüchtete, wundervolle Lebensbesonderheit wegstreiten und in dem Arbeitsmann, der im harten Tagewerk steht, ein besseres Daseinssymbol erkennen wollen als in dem lebensfern gewordenen Herrn. Sicherlich ist der tüchtige Arbeitsmann, wie es früher mehr noch der Bauer war, das Sinnbild vieler guter Dinge im Leben: des Fleißes, des Ernstes, der erdhaften Kraft, des Wirkens in Gemeinsamkeit, die aus vielen Einzelkräften eine große Gesamtheit gebiert. Er ist Symbol alles dessen, was Volk, Allgemeinheit, Masse in uns ist; was wir arbeitende Menschheit immer um uns haben und zu dessen Pflege in uns — wir kein weckendes Symbol brauchen. Das Denken an ihn versetzt uns, wenn die Seele ausruhen, Betrachtung, Besinnen finden soll, in die enge Umdrängtheit der Arbeit, in der kein Aus schauen, kein Freiatmen möglich ist, zurück. Darin ist die geistige Arbeit nicht anders als jedes Handwerk: zwischen den Stunden freien Aus- und Umblickes liegt das Gestalten im Stoff, wo Auge und Geist ans Nächste, Engste gebunden sind. Die Vorstellung des arbeitenden Mannes wird uns nur wieder auf uns selbst führen, nicht höher zu dem der Seele von Zeit zu Zeit notwendigen ruhervollen Überschaun und Überdenken des Lebens, wie es sich uns als das geistige Dasein eines in lang ererbter Welt lebenden Fürsten mitteilt und aufzwingt. —

Ich bin zu dem kunstvoll geschmiedeten Eingangsgittertor zurückgegangen, hinter dem dies Reich anderer Gedanken und Gefühle, abgetrennt von dem Dasein unseres Tages, still daliegt. Es hat sich gleichgültig ruhend hinter mir geschlossen, während ich in das Taldorf hinabgehe, in dem der Rauch eines Ziegelschornsteins und das Räderrausen einer Dampf mühle mich mit den Zeichen arbeitsamen Alltags empfangen.



Frühlingsreise

Der Winter war mir in großstädtischem Getriebe und in vielerlei Geschäften fast unbemerkt vorübergeglitten. Kaum daß ich ein paar Tage hatte auf Schneeschuhen im winterlichen Walde streifen können. Nun lockten die wunder-vollen warmen Vorfrühlingstage, die sehnstüchtigsten von allen, die das Land in Ahnung des Kommenden, in gebreiteten Glanz hüllen und die erste lichtwarme, allabendlich freilich noch in Kälte erlöschende Sonne bringen; jene Tage, die Ende Februar oder im März plötzlich den Winter auflösen, und denen dann meist wieder Wochen rauhen, frostigen, dunklen Wetters folgen, ehe der Frühling endgültig über die lichtlose Zeit siegt, die hinter schweren Wolkenhüllen sich immer noch gegen die steigende Sonne zu halten sucht.

Die steigende, wiedergeborene, neue Sonne zieht uns hinaus auf warme trockene Wege in den kahlen Wald und ist wie eins der Sagenwesen, die zergehen, wenn man ihnen gefolgt ist: fröstelnd erlischt sie um uns und läßt uns in graufalter Dämmerung draußen allein. Doppelt fühlt man dann das Bedürfnis nach heller häuslicher Abendbehaglichkeit aus dem wieder zum Winter erstorbenen Frühling — wie Faust, wenn er Feld und Auen verlassen hat, „die eine kalte Nacht bedeckt“, und nun die einsame Studierlampe entzündet. —

So mietete ich mich für die ersten Frühlingstage vorsichtig im alten behaglichen Gasthaus am Markt ein, der Kirchturmuhre gegenüber, die der kleinen Residenz- und Universitätsstadt die gemächlich fliehenden Stunden verkündigt. Das Straßentreiben rollte tief unter mir vorüber, wenn ich in meinem Giebel am erhöhten Fensterplatz dem Kirchturm gegenüber saß, der sich zwischen vielen Dächern breit vor die Höhen über den Fluß gestellt hat. Die sahen mit dem Violett kahlen, jungen Buchenwaldes und mit braunen Rebärten freundlich zu mir herüber. So schien mir wenigstens in dem beglückenden Gefühl, einmal alles Gewohnte

abgeschüttelt zu haben, jedem Eindruck offen zu sein. In Wirklichkeit mögen sie sich mit den Bergen hinter mir begrüßt haben. — In diesem Gasthof, so alt er war mit seinen winkligen Gängen, seiner steinernen Wendeltreppe, seiner prunkenden Renaissancestirnseite, gab es elektrisches Licht und einen guten Wein — warme Helligkeit für die Abende, wenn die Natur draußen in Grau erlosch, und man vergebens, selbst nach schönstem Tage, auf das Blau der Nacht gewartet hätte.

Über der Stadt liegt, mitten am Hange des Waldbergs, eine Schloßruine mit einem Söller, von dem aus man über die ganze Stadt, über den Fluß und hinaus in die weite Stromebene blicken kann, in die hinein sich, weiter flußabwärts, die Berge öffnen. Bis zur Ruine hinan steigt die Stadt in einer schönen Bergstraße, die sich breit hinaufwindet. Die Herrschaftshäuser liegen mit ihren hängenden Gärten zwischen den Kehren dieser Straße, so daß sie oben mit vergitterten Fenstern des Erdgeschosses gerade eben über den Fußsteig sehen, unten mit hohen Untermauerungen steil in die Straße hinabreichen. Sie schweben über dem Fußgänger mit Balkonen, Loggien, welkem Gerank, wie Häuser einer italienischen Bergstadt. — Oberhalb des Schlosses aber steigen viele, sich kreuzende und verschlingende Wege, auch eine breite Fahrstraße, in die Wälder hinein. Man kann da und dort freigeschlagene Stellen im Walde finden, von denen aus gesehen das Schloß tief, fast schon in der Stadt liegt und nun auch mit in die Weite des Ausblicks versinkt. —

Die schönste Sicht auf Stadt und Schloß aber hat man vom anderen Ufer des Flusses, in der Nähe einer hochgeschwungenen alten Pfeilerbrücke, die, mit Standbildern besetzt, durch ein doppelturmiges Tor in die Altstadt führt und sich mitten in das Bild schiebt. Da sieht man, wie das Schloß auf einer breiten Stufe des Abhangs sich bequem über der Stadt hinlagert, und wie die Stadt, die mit kleinen Häusern und Winkelgäßchen bis an den Fluß hinabreicht, friedlich ihren Herdrauch zum alten Herrensitze hinaufwölken läßt.

In der gleichen Höhe wie das Schloß drüben führt an diesem Uferberg ein schöner, fast ebener Spazierweg, von dem man immer in die sich jenseits des Flusses hinziehende Stadt offen hineinsieht und auf dem des Sonntags fröhliche gepuzte Menschen spazieren.

So sah die Stadt aus, in die ich gegen Ende des Karnevals einzog, um in Muße, lesend, spazierendehend, mir selbst und meinen Gedanken überlassen, den Frühling um mich werden zu lassen.

Indessen er — ganz, ganz allmählich — seine ersten Lebenszeichen gab und doch immer alles eigentlich noch kahl in die Sonne und Wärme dieser Tage hineinsah, lief ich ihm gewissermaßen voran in die Wälder ringsum und tat so, als wäre er schon längst gekommen.

Ich ging auch oft zum Schloß und lehnte mich über die Stadt, wartete des Abends dort oben auf das Erwachen der Lichter in den Häusern; und bei jedem hellen Fenster, das in der Dämmerung aufleuchtete und sich den anderen gesellte, hatte ich das Gefühl, als erweitere oder vervollständige sich der Kreis des Menschlichen, als werde das erhellte Leben dort unten umfassender. —

Während der drei Karnevalstage, die ein graues Mischermittwochsgesicht machten, stand ich auch einmal dort und freute mich an dem Lärm der Stadt, der zu mir gedämpft heraufdrang, an den unharmonischen Tuten, die da bliesen, den Trommeln, dem vielen Rufen und fröhlichen Schreien, in dem sich ab und zu das Rollen eines Straßenbahnwagens Platz machte — und an dem Gemisch von allem, was zwischen den Dächern der engen Straßen unsichtbar aufklang und den festlichen Taumel der Stadt in die dünnere Luft hinauftrug.

Ich ging nachher in die Gassen selbst hinab, in das Durcheinander verkleideter Menschen und bekränzter Wagen, in das pulsende Auf und Nieder der engen Hauptstraße mit ihrem von den zahllosen schurrenden Füßen aufgewölkten Staub, der sich, mit Papierschnitzeln und -schlangen bunt

untermischt, immer wieder in den Gassen häufte, und in die ohrenbetäubende Mitte dieses Lärms, den ich fern, klein und doch in der Vorstellung so mächtig, unter mir gehört hatte vom Schlosse aus. —

Schon wurden die Tage länger. Ich erinnere mich manches abendlichen Heimweges aus den umgebenden Bergen: kalt sank die Dämmerung und blieb grau zwischen den Stämmen sichtbar. Ein paar einsame Amseln riefen. Die Kühle der dunklen feuchten Erde stieg auf in der Luft, aus der die Tagwärme gewichen war. Aber das kahle Holz stand gegen den Himmel voller Knospen. —

Als ich mich eines Abends verspätet hatte und erst in beginnender Nacht von den Höhen hinter dem Schloß niederstieg, da überraschte mich eine weite Hinabschau: ich sah bis zum Flußlauf, in den die dunklen Vorsprünge meines Abhangs hineinzuschneiden schienen. Er war am Gegenufer mit einer langen Lichterkette bestückt, die erst in der Ebene links zu verstreuten Sternhaufen zerrissen schien. Über dem Ufer aber erhob sich aus den Lichtern schattenhaft dunkel in den blässeren Himmel der Berg. Ein Kettendampfer mit Schleppfähnen rasselte unten in der Nähe der Brücke und kam mit seinen Lichtern kaum merklich vorwärts. Der rhythmisch anwachsende und wieder schwächer werdende Eisenklang der flirrenden Kette kam fast unbewegt von derselben Stelle des Flusses, auf dem die Rähne mühsam hinaufgeschleppt wurden. —

In solchen Bildern und ganz alltäglichen Erlebnissen verflossen mir unmerklich einige Wochen des wachsenden Jahres, während deren ich mit rechtem Behagen als Fremder in der Stadt lebte und niemanden kannte als den Gastwirt und einige Herren, mit denen ich an der Wirtstafel zusammentraf und ein paar gleichgültige Worte wechselte. Dies innerliche Alleinsein unter Menschen, das freie Ungekanntsein in dem ringsum festgefügtten Organismus einer Stadt, in der ich so unbeachtet umherging, als gehörte ich zu ihr und trüge wie die andern das Meine zu ihrem Leben bei — während

ich doch fremd und schauend, ohne Beruf, ohne Beziehungen anzuknüpfen, die Tage hinschlenderte — das tat mir besonders wohl. Das Tages- und Ortsinteresse reichte nicht bis zu mir, kein Verkehrs- und Menschenkreis hielt mich umschlossen; noch hatte Gewohnheit mir nicht, was mich umgab, entrückt und wesenlos gemacht. Es war alles Gegenwart um mich. —

Immer später kam die Dämmerung. Die goldenen Arme meiner Turmuhr mit ihrer gravitätischen Wichtigkeit konnten jetzt noch zu einer Stunde sichtbar auf ihren goldenen Ziffern herumzeigen, während deren ich zuerst längst bei Licht und Wein hinter geschlossenen Gardinen lesend oder schreibend gegessen hatte. Und immer früher weckte mich des Morgens der leuchtende Schimmer in der Luft über Turm und Dächern, der durchs offene Giebelfenster hereinwehte. Und manchmal kamen am Tage jetzt weiße Wolken über die Berge und glitten lautlos und leuchtend über das Tal. Die abendlichen Straßen aber blieben warm, und die Leute blieben in den Türen stehen; oder sie ließen ihre Fenster offen, daß man in die hellen Zimmer sehen konnte, wenn die Bewohner nicht selber davor im Rahmen lehnten. Die Kinder spielten den ganzen Tag Kreisel auf dem Pflaster. Und an den Kastanien vor der Kaserne schimmerte es grün.

Es kam hinzu, daß ich an einem Vollmondabend, als ich lesend die Vorhänge nicht geschlossen hatte und die blaue Stunde draußen, in den Gegenschein meines Lichtes, immer dunkler und tiefer hereinblaute, auf diese Dichterworte stieß: „Wir Wanderer sind das Bewußtsein der schönen Erde. In uns spiegelt sich Berg und Wald wie in einem gleitenden Fluß. Während der aber forteilend die Bilder vergessen muß, die er empfing, bleiben sie bei uns im wundervollen Bewußtsein der Welt. Die Erinnerung läßt sie eingebettet und verwoben sein in die wie ein buntes Band langhin gesponnenen Gedanken und Gefühle, mit denen wir schritten, in denen die durchwanderte Landschaft zum Bewußtsein erwachte, ob wir nun eine helle Morgenstunde lang ein ein-

sames, stilles Tal hinaufzogen, von Sichthöhen weit ausflogen über heißes Land oder abends mit dem lichtspiegelnden Fluß hinglitten in die Dämmerung." Dann scheint der Dichter eine schöne Frau anzureden, der er entgegengeht: „Dein ist das lustig wehende Band aus Gedanken und Gefühlen, das mit mir zieht den sonnigen Weg, in das die schönen Wandertage sich verweben. Sie leuchten in dem künstlichen Muster um dein immer wiederkehrendes Bild..."

Noch in derselben Nacht packte ich Koffer und Rucksack. Am nächsten Frühmorgen schon schritt ich durch sonniges Nebengelände, immer auf schmalen Fußpfaden in der Höhe, die leicht stiegen und sanken, einmal ein in die Berge tief hineingeschnittenen Tal weit oben im Wald umgingen, meist aber dem Zug des nord-südlichen, nach Westen offenen Bergabfalls gleichgerichtet hinliefen. Unten in der breiten heißen Stromebene, die in der Ferne mit flachem Horizontstrich verschwamm, sah ich ab und zu den Rauch der Züge oder komisch-eilige Staubwolken von Kraftwagen, die auf der Straße am Bergfuß hinliefen. Da und dort wechselte ich ein Wort mit den vereinzeltten Arbeitern in den Wingerten. Ein Weinbauer wies mir an seinen Reben die vernarbten Wunden vorjährigen Hagelschlags und zeigte mir bis zu fernen Marken am Horizont den schmalen Weg, den die Hagelwolke, vom Wald herüberkommend und alle Kultur zerstörend, genommen hatte.

Als ich an die besten Lagen dieser Weinbergstraße kam, deren Namen man nicht ganz ohne Verehrung nennt, da blühten, wie lustig gewundene Riesensträucher, mitten unter den Reben weiße Mandelbäume.



Das Schloß in Bruchsal

Der erste Eindruck, wenn man in das Vestibül des Bruchsaler Schlosses eingetreten ist und vor dem in einem breiten Rund hinaufgebauten Treppenhaufe gefesselt steht — die lebendige drei-dimensionale Gliederung, die uns magnetisch in sich hineinzieht, erst zu begreifen —, ist das von aller historischen Erinnerung, aller stilistischen Zeitkultur unabhängige, reine Erlebnis: Raum. Raum, dessen seelisch=sinnliche, unbeschreibliche Wirkung nur der Musik zu vergleichen ist, die ihn, in ihm wohnend, ins Tönen aufzulösen scheint. Raum, hier wie in köstlichem Gefäß die Seele seines Schöpfers tragend und also lebendig, mit Persönlichkeit, uns umhauchend. — Und die vielfältigen, reichen, nachwirkenden Eindrücke, mit denen man aus dem Gartensaal in die weit ins Land sich ziehende, jetzt von der Bahn durchschnittene Parkallee hinaustritt, wenn man die goldenen Gemäckerreihen durchschritten hat, sind die starken Gefühle eines zeitlich bestimmten und befangenen Lebens, ausgehend von seinem Gewand, dem Stil. Stil als Schale! Er wirkt in unserm Geiste wie ein Klang das Leben nach, das ihn schuf und in ihn verhallte: hier das einer geistlichen Fürstenresidenz im achtzehnten Jahrhundert.

Es ist schwer zu entscheiden, welches dieser beiden allmählich ineinanderfließenden Erlebnisse das stärkere und zwingendere ist. In der Erinnerung, vom unmittelbaren Eindruck abgelöst, kehren beide gleich voll wieder: beide sind innere Kräfte geworden, welche die Seele, ohne neue Hilfe der Sinne, allein aus sich ganz zu erregen und zu erfüllen vermögen. Vielleicht ist das Raumerlebnis das einheitlichere, gesammeltere.

Was ist Raum? Dies noch dem Blick verdeckte, in Höhen verschwindende Treppenrundhaus weckt, wie jeder starke räumliche Eindruck, wieder und wieder die Frage, deren längst gegebene philosophische Antwort uns von der Spannung nicht entbindet, in die den Geist ein uns umhallender und umhauchender Raum versetzt. Vielleicht führt uns diese Ant-

wort aber den Weg zu der Erkenntnis, daß Raum ein geistig-seelisches Geschehen ist, ein Innerliches, ein von Außenwelten umgrenztes, das wir hineindrängen in die Fülle der Dinge. Er ist ein Lebendiges, das uns sinnlicher umgibt als etwa die Luft, die manchmal, wenn sie um uns kühl dämmernd steht, wie Leib oder Seele des Raums erscheint. Raum, „dieser feinste, zarteste, fließendste Stoff“, ist nur als ein Begrenztes, Gefangenes, Umschlossenes da; umschlossen wächst er über sich hinaus. Umschlossene Räume sind für uns immer größer als die gleichen, gar nicht oder weniger begrenzten Raumstücke. Manchmal erscheint es, als dehne sich ein Innenraum in den auf ihm lastenden Außenraum hinein, so daß beide sich an ihren Berührungsflächen überschneiden. Je grenzenloser ein Raum ist, um so mehr schwindet er aus den Sinnen, die er nicht mehr erregt, vor denen er leeres, durchsichtiges Nichts wird, in Begriff und Wort hinüber. Er entgleitet ringshin, als wäre in ihm nach allen Seiten fortfliehende Bewegung, ewige Dehnungskraft, als wäre er unendliches Gezeugtwerden und Zeugen, Entstehen und Verfließen in sich selbst. Seine unheimlichen Kräfte packt, wer es versteht, ein Stück von ihm so zu umgrenzen, daß die Gefangenen, die unsichtbar ins Unendliche fort wollen, sinnlich fühlbar werden und ins Nahe wirken müssen; daß sich auf ihnen optische und akustische Phänomene bekunden können, während sie als weite Dehnungs-, Bewegungs- und fast Schwindelgefühle in dem Raumumschlossenen wogen. Gebauter Raum ist wie das sinnliche Bewußtwerden aller steigenden, sinkenden, tragenden, lastenden, sich dehnenden und begrenzenden Kräfte in dem einen Moment, in dem sie sich gegenseitig die Wage halten.

Wenn man im Vestibül des Bruchsaler Schlosses steht, sieht man zwei Bogentreppen sich um einen etwa achteckigen Stein- und Raumkristall – der ein runderweiterter Durchgang ist, aber mit seinem Spiegelgewölbe wie eine Kapelle oder Krypte wirkt – an dem Mauerinnern des Turms empor-schwingen und in halber Höhe, einander schon wieder zu-strebend, verschwinden. In dieser Krypte steht halbdunkler,

durchschatteter Raum ruhig und unbewegt bis an die Gewölberippen, während — trotz der mitsteigenden Bogendurchbrüche zwischen Krypte und Treppe sich nicht mit ihm vermischend — aus der unsichtbaren Höhe Raum senkrecht mit dem Licht niederzufallen scheint, sich an der Treppenschräge bricht und hinabgleitet. Um wieder emporzusteigen von allen Stufen. Flüssiger Raum. Sein Spiel ist so lebendig, daß man meint, eine geheime Triebfeder entdecken zu müssen, die diese Raumkünste — tausendmal kostbarer als Wasserkünste! — vor uns in Bewegung setzt; als müsse man irgendwo hier die Raumvorstellungskraft des Architekten noch unerloschen treffen, die dies Phänomen vor uns lebendig erhält.

Der Steinkristall, um den man nun in der fortwährend sinkenden Turmhöhe hinansteigt, trägt als Dach den steinernen Schachbrettboden des hohen Kuppelsaals. Das Flächenrund ist gegen den Bogen des Treppenschachts mit Balustraden begrenzt, aber an der Stelle, wo die Treppen, sich entgegengericht, heraufsteigen, und gegenüber, über der größten Treppentiefe, durch Brücken mit den anschließenden Sälen verbunden. Wie wenn man aus Buchten zur Seeweite und -tiefe hinausgeschwommen ist, rastet man nun unter der hohen bemalten Kuppel und vergißt in dem rund ruhenden Raum die von ihm niederfließenden Bewegungen, durch die man hinaufstieg, vergißt fast, daß man jetzt auf dem halbdunklen Kristall steht, um den man sich emporwand. — Jetzt erst ist man im Schloß. Das Aufwärts der Treppenbewegung mündet abbrechend in die wagrechte Fläche, von der aus nur noch der Weg durch die hohen Türen in die seitlich anschließenden Schloßsäle offen steht.

Balthasar Neumann, der Erbauer des Würzburger Bischofsschlösses, hat die Raumphantasie dieses Treppenhauses erfunden, es nach neuem Plan, fast wie ein ganz selbstständiges Baustück, in den bereits weit vorgeschrittenen Mittelbau der ganzen Schloßanlage hineingestellt und doch sinnvoll und überzeugend mit ihm verbunden. Der breite Rundturm, der das Gehäuse des Treppenwerks bildet, steht mit

zwei gegenüberliegenden Theilen seiner Umfassungsmauer gegen Innenhöfe, von denen er durch die hohen Fenster des Saalstockwerks Licht erhält. An den beiden dazwischenliegenden Vierteln des Kreisumfangs wird die Mauer Innenwand und verbindet durch Türen und Fenster, die von Saal zu Saal führen, die Turmhalle mit den Gemächerfluchten.

Indessen der lebenswürdige Schloßkastellan, dem die Freude über sein schönes Verwaltungsgut aus den Augen leuchtet, die Gemälde der Kuppel erläutert, sucht man noch einmal die architektonische Anordnung dieses in den Turm gestellten, von Treppen umschwungenen Halbturmes in sich aufzunehmen, ehe man durch eine der beiden sich gegenüberliegenden Saaltüren die Kuppel verläßt. Denn dann, das fühlt man über und unter sich, schwindet ein Eindruck, um ganz anderen, vielleicht nicht so seltenen Platz zu machen. Und schon, wenn der erste Marmorprachtsaal den Eintretenden empfängt, sucht der Geist nach einer Einheit, in der sich das hinter ihm versinkende, scheinbar von allem Baustil unabhängige, abstrakte Raumerlebnis dieser fast überladenreichen, in prunkvollen Variationen mit ihrem Thema spielenden Architektur verbindet.

Ist der Raum, der wie ein eine Sinfonie eröffnender Tonsturm über den eintretenden Fürstengast erbrauste, ebenso nur ein Machtornement, wie hier diese gepaarten Stucksäulen, diese hohen Eckspiegel, diese Sopraporten, diese über dem Gewoge der Rokokobögen an die gerundete Decke gemalten Apotheosen? Freilich ist er in seiner Geste und seinem festlichen Pathos das größte, wichtigste Ornament in diesem sichtbaren Machtausdruck. Hier sind abstrakte Beziehungen, hier ist Staats- und Kirchenfürstentum Raumsymbol geworden, um dem Nahenden in die Seele geprägt zu werden, der nun, der empfangenen Ehrfurcht voll, zu den Menschen geführt wird, die Hoheit haben von der Architektur, durch die der Weg zu ihnen führt — die aber kleinerer Räume mit geringerem Eigenleben bedürfen, um nicht selbst klein zu erscheinen.

Die Erkenntnis dämmert aus allem Prunk dieser Säle — der wundervoll echt ist und voll überraschender künstlerischer Einzelheiten —, wie im Geiste der Menschen der unbezwingliche Trieb lebt, dem Abstrakten, Nichtgreifbaren, Leib und Schein zu geben, in dem es sinnlich wahrnehmbar, konkret wird. Weltliche und geistliche Macht sind, in der Vielfältigkeit ihrer Beziehungen, ihres Seins, kaum noch ein Begriff, viel weniger eine Anschauung, den Sinnen unfaßbar. Sie sind nur in ihren Wirkungen fühlbar, durch die ein unbestimmtes, konturloses Bild der Wirkungsquelle entsteht — die die Person des Fürsten scheint, nicht ist.

Mit der ungenauen Symbolik, deren sich die Menschen so oft befleißigen, und da wir einmal nur den Menschen vergöttern und zum Strahlenmittelpunkte machen können, wird nun die fürstliche Person übersteigert. Nicht nur schmeichlerisch. Sondern vor allem, weil jeder, der irgendwie an der Macht Anteil hat, in dieser Person ein Herrschaftssymbol, ein Symbol für sich hat. Das unpersönliche eherne Machtwirken, das diese Puppen lenkt, bleibt unsichtbar dahinter wie Gott hinter den Kirchenbildern, ist aber fühlbar, indessen im Vordergrund einem Menschen Überlebensgröße verliehen wird. Schleppgewand und hohe Krone erweitern sich zum glänzenden Gefolge, das wie eine lebendige Schleppe dem Fürsten nachfolgt, und zum Baldachin, der ihn über sich erhöht und vergrößert; wie sein Arm durch das Zepher wächst, sein Fuß um Stufen. Aber das Gefühlsbild des symbolischen Mannes wird noch größer gemacht als das sichtbare Bild: durch sein Haus, durch die überlebensgroßen Maße, die man demzugrunde legt; die wie Titanen gebändigten Raumgewalten mit ihren überhohen Portalen, durch die Riesen der Vorzeit schreiten könnten. —

Wir schaffen in unserer Phantasie den Eindruck dieser übersteigerten fürstlichen Personen vielleicht stärker, als ihn die Unmittelbaren empfinden, denen noch viel menschliche Wirklichkeit das gewollte Bild der Geste und großen Lebensgebärde entthronen mochte, den Schein ins gemeine Sein

hinabzog. Wir stilisieren — wenn unser Blick unserm Schritte voran die Saalfluchten durchläuft, in deren Türöffnungen die kristallinen Kronleuchter niederhängen; wenn er hier an den Prunkfarben eines Repräsentationsgemäldes haftet, dort die gedrängten Gewandtöne in einem Gobelín oder den Glanz einer gemalten Seidentapete einzieht — das Leben gewiß stärker, als es war; wir komprimieren es, so, als ob es ganz voll und immer in seinem spezifischen Geiste, achtzehntes Jahrhundert und Rokoko, gelebt worden wäre. Hätten wir, die wir den Lebensrhythmus der modernen Großstadt und den geistigen einer in alle Gründe bewegten Zeit gewohnt sind, welche wir, nur um den Stil verändert, unwillkürlich in andere Epochen hineinfühlen, das Hofleben der beiden fürstbischöflichen Herren, des Kardinals Damian Hugo Grafen von Schönborn, der zuerst die Residenz aus dem ihm auffälligen Speyer hierher verlegte und den Bau groß begann, und seines prachtliebenden Nachfolgers, des Kardinals Christoph von Hutten, der die prunkvolle Innenausstattung schaffen ließ, geteilt, so würde es uns, trotz des Werkstättenbetriebs all der Bauleute, Stukkateure, Mar-morierer, deutscher und italienischer Maler, trotz großer Jagden und gelegentlicher Feste, wohl wie stilles Land- oder Kleinstadtleben vorgekommen sein, und wir hätten den spezifischen Rokokogeist, nicht so ungemischt mit ausdrucksloser Lebensbreite, empfangen, wie ihn eine Stunde Umgeben-sein von solcher Architektur und solcher Raumschmuckkunst, der Arbeit ganzer Jahrzehnte, in den Sinnen wachruft.

Es liegt Ironie darin, daß alles Besondere erst ganz voll, sozusagen: hundertprozentig wird, wenn es nicht mehr von unmittelbarem Leben getragen wird, das nicht spezifisch, sonder allgemeinsam ist; wie die Werke der Dichter und Künstler immer besonderer, kennzeichnender erscheinen, je weiter sie sich von ihrem Schöpfer und der Zeit, mit der sie gemeinsam waren, entfernen. — Die beiden Kirchenfürsten bauten eine gewaltige Schloßanlage mit breiten Flügeln, Seitentrakten und Nebengebäuden — in denen jetzt Schulen, Behörden

Rasinos u. a. untergebracht sind — mit Park und Kirche, ein Werk von Rang, das für Jahrhunderte Residenz und Brunksiß sein sollte, rascher Säkularisation entgegen, durch die der Bau — nach kurzer landesherrlicher Benutzung — dem zerstörenden und verwandelnden Leben neuer Epochen entzogen und ganz zum Bewahrschrein des Lebens wurde, das ihn schuf und das heute in ihm vielleicht vollere Erscheinung wird, als es je zu seinen Zeiten war.

Der Besuch des Bruchsaler Schlosses wirkte lebendig in mir nach und ließ mich ein neues, innerlicheres Verhältnis zum deutschen Barock gewinnen. Die Barockbauten aus anderen Städten, die ich besucht hatte, traten mir wieder vor's Auge: die Schöpfungen Schlauns in Münster, Schlüters Arbeit am Berliner Schloß, sein entzückendes Kamekesches Landhaus in der Dorotheenstraße, Knobelsdorfs Bauten in Potsdam, die Dientzenhofersche Kirche und die Orangerie in Fulda, die phantastische Johanniskirche in München, die die Brüder Asam schufen, Böppelmanns Dresdener „Zwinger“. Ich nahm Bildwerke zur Hand und machte mir folgende Aufzeichnungen:

Mit dem Wort „barock“ bezeichnen wir, wenn wir es nicht rein kunstgeschichtlich gebrauchen, Schwulst, hohle Gebärdensprache, Verfall; auch menschliche Absonderlichkeiten, in denen wir absichtliche Laune und bizarre Willkür wittern, auffälliges Tun, das im Umlkreis der menschlichen Beweggründe unmotiviert scheint. Es ist nicht uninteressant, zu untersuchen, wie das Wort zu diesem Vorstellungs- und Gefühlsgehalt kam und mit welcher Berechtigung man den Namen des Stils, der nach der Renaissance das künstlerische Schaffen ganz Europas bestimmte, so herabwürdigt.

Große künstlerische Gesamtheiten — seien es Persönlichkeiten, seien es Werke — gehen fast völlig unbegriffen, ja ungesehen durch das Leben und die Menschheit. Das einzige, was gesehen, was umfaßt wird, ist der Teil, die Einzelheit. Am Teil wird das Urteil über das Ganze gebildet. Nach szenischen Wirkungen, allenfalls nach dem An-

schein der Charaktere wird die Tragödie gewertet, deren wahre Gestalt sich dem blöden Blick wie ein Eisgipfel in Wolken birgt. Einzelformen, deren untergeordnete Stellung nicht begriffen wird, bestimmen das Urtheil nicht nur über ein Bauganzes, sondern sogar über die Stilperiode, der sie angehören. Nun ist der Teil — der sein Eigenleben an den größeren Zusammenhang abgeben muß, der nicht mehr eine in sich zurückkehrende Bewegung darstellt, sondern nur eine Bewegung weiterleitet, dessen Ausführung insofgedessen nicht ins Einzelne geht — nur vom Ganzen aus zu verstehen: da das Ganze sich dem Blick der Menge entzieht, wird es gar nicht verstanden, in seiner roheren Ausführung als unschön, als verfallend empfunden. Als „Teil“ kann man in übertragenem Sinne auch das Material ansehen. Die Renaissance wirkte noch in hohem Maße mit der Kostbarkeit des Rohstoffs. Sie baute aus selbständig behandelten, oft auch im Material selbständigen Einzelteilen; bei aller Einheitlichkeit der Erfindung setzte sie ausführend zusammen. Nun kam das Barock als der Baustil der Plastiker, die sowohl die Steinkörper der Gebäude und mehr noch den Raumkern im Stein geradezu modellierten. Wie die Selbständigkeit der Teile trat die der Materialien zurück, deren starke Charakterwirkung vielleicht sogar stören konnte. Sie wurden Andeutung, Schein, Illusion; die, oft nicht einmal täuschende, Nachahmung genügte. Modellierbares Material, Stuck und leicht bearbeitbarer Stein, war das Gegebene. Sie, wie auch das Holz, trugen, wo malerische Absichten in die Barockkunst eintraten, leicht auch das Äußere verschiedenfarbigen Marmors oder Goldes. Echtheit des Materials wäre bei den gewaltigen Anlagen des Barocks auch schon aus Kostengründen unmöglich gewesen. Die Meister wollten aber aus Rücksicht auf die kleinen Bedingungen der Wirklichkeit die Größe ihrer Entwürfe nicht herabmindern.

So entstand auch von hier aus, von der Unechtheit des vorgetäuschten Baustoffes, der sich aus verwandten Gründen die Vortäuschung ganzer Architekturteile und nicht vorhan-

dener Räume wie die Erweiterung der vorhandenen mit Mitteln des Sinnentruges anreichte, fast sogar der unmittelbare Eindruck des Verfalls und der Unwahrheit beim Barock im Vergleich zu seinen Vorgängerstilen. Und dieser oberflächlich leicht zu gewinnende Eindruck wurde nicht berichtigt oder behoben von der Erkenntnis, was für ein Neues, Starkes und Gewaltiges die genialen Baumeister vor allem des deutschen Barocks mit ihren Gesamtschöpfungen in unsere Welt stellten, welche großen Persönlichkeitserregungen, Seinsträume sie mit ihren riesigen Bauformen, ihren Portalen und modellierten Schloßanlagen, die fast kleine Städte darstellen, mit ihren alle Schwere überwindenden Treppenhäusern und atmenden Prunkräumen der Menschheit gaben. Diese Erkenntnis aber wird dem von der Betrachtung des kleinen Schmuckteils aus abgestimmten Wort „Barock“ einen zweiten Sinn geben, der große Ganzheiten meint und dann nicht mehr Verfall, sondern phantastische Steigerung, nicht mehr hohle Gebärde, sondern höchsten Ausdruck irgendwelchen Lebens, nicht mehr Schwulst, sondern bewegten Raum bedeuten wird.

Hier sind Werke, durch welche die Schlüter, Fischer, v. Erlach, Hildebrandt, Böppelmann, Bähr, Balthasar Neumann und Schlaun in genaueste Parallele zu den großen Musikern ihrer Epoche treten. Wohl bei keinem anderen Stile wird die — schon durch Schlegels bekanntes Wort von der Architektur als einer „gefrorenen Musik“ angedeutete Beziehung der beiden Künste zueinander so deutlich wie bei den Bauten des Barocks. Die Wirkung dieser großen Architekturen ähnelt der Musik insofern, als sie durch ihre Formen und Räume, wenn ich so sagen darf: sinnlich=abstrakt leidenschaftliche Erregungen von Größe, Erhabenheit und Macht, vom Aufjauchzen des Menschen aus seiner Enge in seinen weitesten Traum, vom Gestaltwerden des Chaos, vom Lebenwerden des toten Stoffes in uns erweckt — wie die Musik; Erregungen und Genüsse, die nichts oder nur mittelbar zu tun haben mit der praktischen Aufgabe der Gebäude und

dem Maß ihrer Lösung, für welche der praktische Sinn sogar zum Schweigen gebracht wird; die nur aufklingen vom Ineinanderspiel dieser Linien und Wirbel, dieser Lagerungen und Schwingungen; dieser aufstrebend gelösten Steinmassen und dieser lebendig atmenden Räume. Raum vor allem: in ihm ist die ganz sinnliche Beziehung von Musik und Architektur um uns. Nicht nur tastend und sehend haben wir uns den Raum gebildet, sondern auch mit dem Gehör. In der uns umhallenden Raumgestalt lebt es wie erstorbene oder wie künftige Musik — wie eine nicht gehörte Musik, die doch geistig da ist und klingt, auf die mit den ornamentalen Posaunenbläsern in den Sopraporten oder an den Dachbegründungen der Barockstil immer wieder Bezug nimmt.

„Die Art, wie man damals baute, lebt von der Möglichkeit, mit gegenstandslosen, also nicht eigentlich darstellenden Formen große Erregungen festzuhalten, geistige Selbstdarstellungen zu geben. Hier in der Baukunst wurde der kommende bewußte Aufschwung des deutschen Geistes gleichsam im Unbewußtsein vorbereitet . . . Wir dürfen nie — und hier zu allerletzt — die Bauwerke als so oder so geformte Materie sehen: sie sind Niederschläge bestimmter und großartiger geistiger Träume, bestimmter Phantasiebewegungen aus einem Volke heraus, aus einer Zeit heraus“, sagt ein feiner Kenner der deutschen Barockkunst¹.

Das festlich bewegte Leben dieses in alle Sinne wirkenden Raum- und Zierstils ist Diesseitigkeit. Hier scheint er in der Prunkfassade eines Tor's, um die mächtige Gliederung der Baugewalten, den flüchtigen überreichen Schmuck und die Fanfarenbläser eines feierlichen Einzugstages als steinernes Ornament festgehalten oder — eine historische Beziehung — rasch aufgeführte Kulissenarchitektur in dauernde verwandelt zu haben; in der vornehm durchleuchteten, weiträumigen Stille eines hohen Treppenhauses winkt aus allen Formen Begrüßung der Gäste und lebt wie in den emporengeschmück-

¹ Prof. Wilh. Pinder in seinem schönen Buche „Deutscher Barock“.

ten Sälen Geselligkeit; Landhäuser und Sommerschlösser laden zu den stillen, einsamen Festen künstlerisch belebter, in jedem sinnenden Gedanken vom Rhythmus der Steinform wie zu körperlosem Reigen getragener Ruhe: geistige Diesseitigkeit. Und ganze Diesseitigkeit sind auch die Kirchenräume mit ihrer scheinbaren künstlichen Schmuckwirrniss, die den schlüssellosen, uneingeweihten Geist umnebelt und schwindeln macht. Hier ist alles auf die Sinne gestellt: der Raum, der wie bewegte Luft uns umgibt, und die musikalischen Wellen des Ornaments. In den Sinnen beginnt es, in den Sinnen soll es sich vollenden; nicht: aus einem Anstoß der Sinne in Jenseitiges fortführen. Diese Diesseitigkeit hieß Absolutismus, Gegenreformation, Aufklärung. Pomphaste Macht, Herrentum auch in geistlichen Anlagen und Klöstern, katholische Hierarchie gegen protestantisches Bürgertum, klare Bewußtheit des Zwecks und der Mittel! In diesen Kirchen ist nicht die starr in die romanischen oder gotischen Gewölbe emporgerichtete Sehnsuchts-Jenseitigkeit des mittelalterlichen Asketen, die jähe Mystik des dunkelgrübelnden Willens. Hier ist statt dessen eine sonnen- und farbenfroh bewegte mystische Halbtraumstimmung der Sinne: Zauberwerk, das die Seelen in Wirbel zieht, statt sie in Höhen steigen zu lassen — sie aber nicht minder schwindeln läßt. Das Bedeutungsspiel des Horizontalen und Vertikalen scheint mir in der Barockbaukunst — jedenfalls für das Auge, das je Gotik sah — alles Senkrechte mehr ein Fußen und Stützen als ein Aufstreben sein zu lassen; alles Hinauf ist scheinbar, ist Ornament, ist Rausch. Den Rausch aber brauchte die Kirche des Barocks bewußt, weil in allem Geiste die Aufklärung lebte, die ohne Trunkenheit nicht zu bändigen war. Den Rausch aber brauchte auch die andere weltliche Macht der Zeit, der Absolutismus, das Herrentum, weil es daran war, den Herrscher zu vergöttlichen, ihn durch sein ihn umjubelndes Palasthaus in übersteigerte Dimensionen zu erhöhen. An die Größe dieser prunkvollen, irrealen, auf den künstlerischen Schein gerichteten, diesseitig-geistigen Aufgaben tritt der

starke plastische Verstand der Aufklärungszeit und das Erfülltsein ihrer Raumsinne von Musik. So sieht man diese Bauten lebendig werden und fühlt vielleicht, daß die höchst gesteigerte Diesseitigkeit der Gipfel aller Kunst ist, auch der aus Formträumen und inneren Räumen geborenen, aus geistigen Erhebungen und Weltgedanken geschaffenen.



Das Haus am Hang im Odenwald

Wenn man im sanft sich hebenden Hambacher Tal auf das Haus am Hang zugeht, sieht man es über sich wie in den Wald eingeschnitten, den spitzen Giebel zwischen Wipfeln, von denen zwei vor dem Haus aufragende Lärchen das Dach undeutlich überschleiern. Steigt man die Straße am Hang selbst hinauf, scheint es noch höher über dem steil gewordenen Fahrwege zu stehen, an den es auf wildverwachsener Trockenmauer ein überraunktes, gelbblühendes Garteneck vorschiebt. An und in der Trockenmauer lebt es von Kleingetier: eine Maus lugt mit unruhigen Nügelchen aus den Fugen der Steine wie aus einem urtümlichen Riesen-tor, ein Frosch sitzt mitten in den hohen Stauden — tiefblauem Rittersporn, rotem Mohn, weißen Lilien und den zarten Blütenpyramiden der Spiräen — recht wie auf seinem eigenen Grund und Boden, dessen Grenzen er bewacht. Ein paar Steintrufen, eine Lattentür durchbrechen die Mauer: und das Haus liegt auf kleiner Terrasse über einer steilen Böschung voller blühender Rosensträucher. Aus ihnen ragen die — wie Palmen erst hoch oben auf kahlem Stamm ihre Wipfelwedel neigenden — beiden Lärchenbäume auf, die das Auge unten schon langsam vom Hintergrunde ablöste.

Behauene Odenwaldsteine sind das Erdgeschloß. Darüber wird das Haus bis in den spitzen Giebel von dunkler Holzverschalung umschlossen. Zu beiden Seiten des ersten Stockwerks ist unter dem breit überlagerten Dach je ein weißer Holzbalkon angebracht, der mit kräftigen Schrägbalken sich unten in die Quadermauer stemmt, mit weißen Stützen den Dachrand trägt — und doch wie ein Nest am Hause zu hängen scheint.

Der Blick geht hinter dem Hause in eine dunkle Buchenwaldhalle, die von hohen Stämmen getragen wird. Dann wendet er sich und fliegt das Tal hinaus, in die blaugrün schimmernde, wie Meer sich streckende Ebene des Rheins, von dem ein Bandstück aufleuchtet, weiter zu den verschleier-

ten Horisonthöhen der Hardt, des Donnersberges drüben. Nun ruht er in den Wälderkrönen der seitlich des Tals gelagerten Züge, die links mit jungem Baumbestand energischer emporstreben, einen Gipfel, den Lindenstein, und darauf einen Kamm von dünnem Hochwald tragen. Über den Stein kommt das südliche und das Westgewölk. An ihm brechen sich die Gewitter. Durch die sich entlaubenden Stämme des Kammwaldes leuchtet im Herbst das Nachglühen des Abendroths. —

Die nach Westen freie Terrasse, vor deren leichter Anhöhe sich dies Bild deutscher Mittelgebirgslandschaft — gleich um die Rosenböschungshöhe absinkend und neben den beiden Lärchenstämmen raumvoll zurückweichend — dem Auge bietet, ist ein Morgen- und ein Abendplatz. Des Mittags, wo sie unter steiler Sonne liegt, wandelt langsam der kugelige, durchbrochene Wipfelschatten der Lärchen über sie hin. Am schönsten ist die Terrasse des Abends, wenn schon Schatten und Wiesendunst, aus dem der Rauch der Taldächer aufwölkt, in der Niederung liegen, wenn die ferne Ebene hellrötlich flimmert und darin ein breiter Strich Rhein golden strahlt, weit über seine Ufer blühend; oder wenn sich verschiebende Wolkengebilde auf dem großen Himmelsausschnitt zwischen den Lärchen und den seitlich um den Garten vortretenden Buchenwipfeln des Waldes, wie in einem barockumrahmten Deckengemälde hinziehen: ein lautloses, großes Theater phantastisch sich gestaltender Vorgänge, in die man stundenlang hinaussieht.

Dann dämmert es tiefer, das Gewölk bleibt stehen, löst sich, zergeht — vor einem klar dunkelnden Himmel, der zwischen jetzt ganz schwarz geschlossenen Wipfelmassen unendlicher Sternraum ist. Der flache Liegestuhl wird eins mit seinem Sockel, der Terrasse, seinem Untergrund dem Berg, mit dem Land und der Erde, die den ruhenden Menschen einsam in die Raumböhe emporheben.



Vom Frühling in den Winter

Auf dem verschwenderisch bunten, an allen Wegen und Straßen über die Mauern blühenden Meraner Frühling liegt warmes, strahlendes Sonnenlicht und ein klarer, tiefer Himmel. Das breite Tal glänzt. Die nahen steilen Berge stehen mit überblauten Schatten, mit dunklen, violett dämmernden Abhangwäldern weich in der Luft. Nur, wo über dem Waldgebiete der Felskern der Gebirge frei hervortritt, eine steinige Zackenreihe scharf und deutlich aufragt, da leuchtet noch weithin zartes Weiß; Flecken, Streifen, Striche schimmern freundlich über der lachenden Landschaft – wie Sommerwölkchen, nur ruhiger, nur fester in das wundersame, farbenreiche Bild verwoben.

In klarer Mondnacht, wenn die südlichen Parkbäume der alten Schlösser und Villen an den Straßen mit ihren schwarzen Laubsilhouetten in das überdunkelte Blau des Himmels schneiden, wenn die Bergrümpfe in dem Nachtduft des Tals ganz zu fahlgrünen Dämmer Schatten entkörper sind, dann leuchten diese Schneefelder fast raumlos, als hätte sich ein Glanz in mattpolierten Silberschilden verirrt.

Die Sehnsucht, zu ihnen emporzusteigen, wird zwingender. Das Auge übergleitet diesen Höhenglanz und sucht ein Wanderziel. – Wie ein hohes, turmloses Domhaus ragt da – von der Westseite des Etschtales, etwa dem kleinen Marlinger Friedhof, aus gesehen – aus den abendlich beschienenen Höhen jenseits der Passer ein Berg empor, von weißen, senkrechten Schneerinnen zerrissen. Mit dem Fernglas erkennt man deutlich den west-östlichen Grad, die Dachschneide des Doms, als den Hauptrücken des Berges. Es ist der Hirzer oder die Brennspeitze, mit 2785 Metern der höchste Gipfel der nord-südlich dem Passeiertal gleichgerichteten Sarntaler Alpen, deren Mitte er etwa bezeichnet.

Ich hatte mit einigen Bekannten beschlossen, trotz der winterlichen Schwierigkeiten, die uns auf dem Hirzer erwar-

teten, nicht den gewöhnlichen Aufstieg durch die von der Hütte östlich ziehende Mulde und die ziemlich senkrecht in den Berg gerissene Schneerinne zu machen, sondern über den Westgrat, über die Dachschneide des Domhauses zu gehen. Steigeisen, Schneereifen, Pickel, Seil, Rucksack waren zu rechtgelegt, der Proviant besorgt. Es vergingen mehrere Tage, an denen der Himmel bezogen war. Zuwartend prüften wir Wind, Wolken, Wetterglas. Eines Morgens um acht Uhr traten die drei Weggenossen bei mir an. Sie hatten spät abends gutes Wetter kommen sehen und mich nicht mehr verständigen können. Nun hieß es eilen. Indessen sie langsam voran wanderten, machte ich mich fertig und zog ihnen im sonnigen, schon mittäglich heißen Morgen nach.

Erst zum Schloß Planta. Dann ein Stück Wasserleitungsweg neben dem Wal: so heißen hier die weit droben an den Bergflüssen abgeleiteten Bewässerungsgräben, an deren Seite ein schmaler Fußsteig läuft. Er zieht sich über Wiesen an das Hochufer heran, an dem er, fast eben wie eine Terrainhöhenlinie und alle Nasen und Schluchten umwandernd, flusßaufwärts führt. Beim Leiterhof, einem Gehöft am Abhang, verlasse ich ihn und schlage die Stickle Wasse nach Schenna ein, einen steilen, holprig gepflasterten, zwischen halbhohen Weinbergsmauern hinaufführenden, heißen Weg. Die Sonne brennt in windloser Stille auf ihn nieder. Im Wege liegt ein abgehauener, durrer Dornbusch. Er verfängt sich in meinem vom Rucksack herunterhängenden Lodenmantel, wie ich ihn abschütteln will, krallt er sich überall ein, wo er durchgreifen kann. Ich muß einen Augenblick ganz stillstehen, um auch ihn zu einem kurzen Waffenstillstand zu bringen. Jeden neuen Versuch zur Ablösung eines seiner stachelbewehrten Arme beantwortet er mit einem unvorhergesehenen Angriff an einer andern Stelle. Ich kämpfe lange. Endlich gelingt es mir, einen seiner Dornstrünke unter meinen eisenbeschlagenen Schuh zu bringen. Er, der eben noch ein feindseliges, willens- und flugheitsbegabtes, lebendiges Wesen war, ist bezwungen und tot.

Ich halte stehend einen Augenblick Rast. Mir gegenüber, über dem breiten, steinigöden Bett der Passer, der sanft geschwungene, niedere Röchelberg, den fern und duftig die weiße Pyramide der Zielspitze überragt. Er läuft rechts dort bei Dorf und Schloß Tirol vom Fuße der Muthspitze aus, als deren fortgesetzter, charakteristischer, östlicher Rücken er erscheint; vom steinigen Gipfel zieht dieser Rücken waldfrei, im Süden grasig — jetzt schneebedeckt — herab und tritt dann in Nadelwald ein, in dem er breit nach Süden endet. Seine gebrochene Gratlinie gibt mit der zweiten ausgeprägten Rippe des Berges, die östlich steil zum Muthspitzgipfel ansteigt, diesem Eckpfeiler einer von Tschigat über die Röthelspitze ziehenden hohen Felsmauer prächtige, scharfe Kanten.

Auf den Rebbergen ringsum ist die braune Erde noch unbedeckt. Arbeiter und Frauen sind beschäftigt, mit im Wasser ganz weich gemachten Weidenruten die Weinstöcke an den Stangen und den darübergerlegten Latten zu binden. Mit warmem Rosa leuchtet hier und da über der sonnentrockenen, lichtbraunen Erde ein blütenüberhülltes Pfirsichbäumchen auf. Dann wieder sattes, dunkles Grün gut bewässerter Wiesen.

Den Schloßhügel von Schenna mit dem alten schönen Edelsitz und der an den ländlichen Friedhof angebauten gotischen Grustkirche der Grafen von Meran läßt der Weg links über dem tief unten rauschenden Bach liegen und zieht sich in langsamer Steigung am westlichen Abhang des Passiertales hinauf. Ab und zu schauen rechts die schneebewehrten Felsen des Ifinger oder der Plattenspitzen über die waldigen Vorberge; links öffnet sich mehr und mehr das steile und öde Quertal, in dem der Finclebach von den etwa 2200 Meter hoch liegenden Spronser Seen herunterkommt. Spitzhorn und Schwarzkogel werden sichtbar. Ich achte jetzt nicht viel des Weges oder der Umgebung, gehe gleichmäßig weiter und lasse die Landschaft rechts und links des kleinen, mit mir wandernden, schwebenden Gesichtspunktes am Wegrand, auf den ich das Auge geheftet habe, zurückfließen.

Herz und Lunge arbeiten mit angestrenzter Kraft, und die Hitze wirkt ein Verzehren aller Gedanken in angespanntes Körpergefühl.

Eine breite, tiefe Schlucht öffnet sich, in deren Grund ein reicher Bach fließt: die Masulschlucht. Der Weg zieht hoch an ihrem südlichen Waldufer hin, fast eben, so daß das steile, felsige Bachbett, in das der Blick zwischen den Abhangsbäumen hindurch zuerst tief heruntersinkt, bald nur noch haushoch unter dem Wanderer liegt und schließlich ganz nah an die Straße herankommt.

Der imposante Hintergrund der Plattenspitzen gibt diesem rauhen, in Schatten getauchten, waldigen Felsental einen gewaltigen Abschluß. Er ist noch nirgends deutlich mit der Nähe verbunden, sondern ragt abgelöst fern, hoch und klar über den Wirren des ins Gebirge hineinsteigenden Weges auf. Bei der eingekesselten „Ilmersäge“, die im ganzen Winter kein Sonnenstrahl trifft, begrüßt mich Hundegebell. Hier haben die Kameraden gerastet, berichtet mir der Wirt. Der Zwischenraum ist vermindert, ich kann sie, wenn ich gleich weitersteige, in dem Dorf Brenn, dem letzten bewohnten Ort auf unserem Wege, einholen. Schon verklingt hinter mir das regelmäßige Aufkreischen der Holzsägen im Rauschen des Wassers. Bald hinter der Mühle geht der Weg über den Bach und wendet wieder dem Passertale zu, jetzt in Waldserpentinien steil ansteigend. Auf einer ab und zu durch die hohen Baumwipfel zur Linken hereinschauenden Hochwiese liegen ein paar besonnte Bauernhäuser. Von dort klingen streitende Stimmen herab, seltsam klar und klein, fern und deutlich, wie aus dem Phonographen. — Das bequeme, freie Ausschreiten, das der Schluchtpfad zuließ, muß auf den rasch die Höhe erklimmenden Wendesteigen erst wieder innerlich überwunden werden, ehe das Gehen genussvoll wird. In den Schattenstellen des Weges, wo er einen Taleinschnitt ausschreitet, oder wo ein Fels ihn der Sonne verlegt, liegt jetzt schon Schnee, naß und vereist. Zwischen den Häusern von Brenn, einem ganz kleinen Bergdörfchen,

ist die Straße ein schmutziger Gletscher. An dem im Schatten zwischen den Häusern stehenden, stark und voll strömenden Holzbrunnen stützen phantastische Eisgebilde das fließende Rohr, und der Baumtrog ist ganz überfroren.

Hier traf ich die Kameraden.

Brenn liegt etwa 1400 Meter hoch. Bis zu den 2000 Metern der Hirzerhütte ging der Weg nun während kühler Nachmittagsstunden über leidlich günstigen Schnee. Nur gleich hinter dem Dorfe waren die Waldsteige gänzlich vereist. Ich freute mich im stillen schon über die mitgenommenen Steigeisen, als ich an den Rückweg dachte.

Wir gingen schweigend durch niedrigen und sich immer mehr lichtenden Wald, umwanderten ein paar Nasen und Vorsprünge – schon hier lag der Schnee so tief, daß wir die Schneereifen anschnüren mußten – und traten dann bald auf baumlose Schneefelder, die im Sommer bewaldete Grashalden sind.

Hier ist die obere Decke des etwa metertiefen Schnees schimmernd gefroren und trägt den Fuß mit dem Schneereifen, ohne einzubrechen. Nur ab und zu dröhnt es weithin: dann sinken unter der Decke die lockeren Schneemassen von der Last der Wanderer in sich zusammen; ein Schneebrett, eine Fläche von vielen Quadratmetern, senkt sich um ein ganz geringes, wobei kaum sichtbare Risse in der glänzenden Decke entstehen. Die dumpfe Wucht dieses ringsum hallenden Tones überrascht zuerst und klingt wie sich begegnender Hall und Widerhall ferner Lawinen.

Die Aprilsonne, die schon lange am Himmel ausgehalten hat, senkt sich jetzt langsam den winterlichen Bergen drüben über dem Passeiertal zu, dessen Sohle schon ganz in dunkler Tiefe verschwunden ist. Unsere langen Schatten steigen in dem warmen Abendsonnenschein auf dem Schnee uns voran. Hell beschienen taucht oben an einem der Buckel des hügelig gebildeten Bodens eins der Schindelhäuschen auf, die hier in kleiner Schar mit der Alpenvereinshütte Nachbarschaft halten; der hellbraune Giebel leuchtet freundlich aus der gleichmäßigen, geneigten Schneefläche.

Ein freier Ausguck ist ins Land vorgeschoben, auf einem Wall, über den sich die zwischen den parallelen Westgraten des Hirzers und der Hönigspitze herkommende Talmulde auslaufend hinabsenkt. Da liegt die Hütte. Wir haben rasch aufgeschlossen, das Gepäck hineingetan und sind wieder herausgetreten. Der meterhohe Schnee, der sich drei Schritte von der Mauer rings um die Hütte erhebt, trägt noch besser als der des Anstiegweges; er ist steinhart. So stehen wir fast so hoch als der Giebel des Hauses bei unserer Aussicht.

Das ganz verhüllte, blaudunkle, tief unter uns versunkene Passertal trennt, breit klaffend, als ob es ein Schattenmeer emporfende, den einförmigen Vordergrund der hinabeilenden Schneeflächen von dem gewaltigen Gegenüber der in das tiefe, etwas rauchige Rot des nachglühenden Abendhimmels hineinragenden, kaltgrauen Schneehäupter. Die nahen Spronser Berge, mehrere Spitzen der Texelgruppe, dahinter ein einzelner eisiger Felsgipfel von den Ötztalern. So liegt es vor uns in ungeheuerster, fast furchtbarer Einsamkeit; Schnee, Fels, Eis, Schnee; eine durchsichtig graue Wolke, die um einen Felszacken zieht; Fels, Eis, Schnee. Das Abendleuchten erlischt zusehends. Das Land der Menschen unten ist ganz in Dunkel und Schweigen getaucht; kein Licht ist irgendwo an den nachtenden Hängen zu erspähen. Graue, klare Abendkälte läßt den Anblick in regloser Dämmerung gefrieren. Nichts rührt sich mehr, die Wolke ist aufgesogen. Nichts von Leben, so weit das Auge reicht. Winterliche Todes einsamkeit liegt in gerader Blickhöhe ringsum, während uns die einsinkende Nacht den Rückweg für Stunden abschneidet, uns von den letzten Menschenwohnungen trennt und in der gleichmäßig grauen, frierenden Schneeweite an dies Hüttlein bannt, in dem eben der Jüngste von uns ein knisterndes Feuer entfacht hat und Wasser für eine Suppe auf den Herd schiebt. Ein Stern fängt kalt und ruhig, gerade über den höchsten Eisgraten, zu leuchten an. Ich spiele mit dem graußigen Gedanken, daß irgendein tollkühner Mensch allein oder selbst mit einem Genossen, dort in das

Gebiet dieser eisigen Dreitausender hineingestiegen ist und sich vor Abend verirrt hat; daß sie die Hütte nicht mehr finden und nun in dem Dämmergrau des Schnees tastend und tappend, erschöpft umherwandern, frierend, mutlos geworden und mit jedem Schritt sich weiter in die tobringende Einsamkeit verlierend. Das klare, tief dunkelblaue Nachtfirmament besternt sich nach allen Seiten. Die Genossen sind schon in die Hütte gegangen, aus deren Thürhaken ein spitzer Lichtschein in den Schnee fällt und gerade über der sich der mächtige Koloss des Hirzers, eine formlose, doch hart umrissene Schattenmasse, in die kalte Nacht erhebt.

Recht behaglich wird es in der Hütte nicht. Der Herd raucht, ohne daß er dabei den Raum, den man mehrmals lüften muß, ganz zu erwärmen vermöchte. Das kleine Deckenlämpchen brennt trübe. Die nassen Nagelstiefel hängen tropfend an der Trockenstange um den Herd.

Allmählich verfließt das müde Gespräch. Noch ein Blick hinaus. Langsam erlischt im Auge die Hüttenhelle, dann dehnt es sich weit in das sternklare Dunkel. —

Wir suchen uns den ganzen Vorrat an wollenen Decken zusammen. Während der Nacht, wenn der Herd erloschen ist, dringt die eisige Kälte durch alle Fugen und Ritzen herein und erobert sich den ihr ein paar Stunden lang streitig gemachten dunklen Raum zurück. Das unbequeme Hüttenlager, auf dem meine Weggenossen beneidenswert gut schlafen, hält mich in einer Art Bergfieber wach. Ich bin froh, als endlich das erste Morgengrauen sich auf den Spalten der geschlossenen Läden ankündigt.

Lange, ehe die Sonne über die Sarntaler Berge herabkam, im breiten Morgenschatten, gingen wir auf dem nachts festgefrorenen Schnee in nordöstlicher Richtung auf den Westgrat zu, um ihn von seitwärts an der Stelle zu erreichen, an der er nach niedrigen Ansätzen, in einer Steile fast, bis in die durchschnittliche Höhe seines Gratzuges, der mit dem Gipfel endet, hinaufführt. Wir brauchten nicht einmal die Schneereifen, so gut trug der Schnee. Zwei von uns, die beiden

Jüngeren, waren bald weit voran. Die Schneefelder, über die wir langsam heraufkamen, schoben sich weich mit einem lezten steileren und schon deutlich weniger mächtigen Hang an die daraus hervorstachsende, dünner beschneite, stellenweise selbst schneefreie Felspartie, über die wir nun in der Richtung des Grates, ohne besondere Schwierigkeiten, doch mit einiger Anstrengung und des bröckligen Gesteins wegen vorsichtig weiterstiegen.

Indessen sank und wuchs die Landschaft in gleichzeitiger, unerhört wundervoller Bewegung für unseren Eindruck; sie gestaltete sich zu immer großartigeren Gegensätzen: fliehende Tiefe und steigende Höhe. Während die hinter uns weichen den Schneefelder, die Talmulde, in der die Hütte liegt, das weitgedehnte Passfeier sinkt und sinkt, wächst eine immer gewaltigere Schneegipfelferne, ein immer weiterer, immer höher hinaufreichender, den Himmel tragender mächtiger Schneezackenring in nord-west-südlichem Halbkreis über unserem verschwindenden, dort unten zurückgelegten Wege auf! Und vor uns streckt sich der Rücken, der uns von unten breit und untersezt schien, immer schlanker, steiler, schmaler empor. Gleichwie Dinge im Leben, die man als reisender Mann, der sie erringt, anders ansieht als wie der Jüngling, der sie begehrte, rückt der Berg höher ins Einsame hinauf.

An eine feste Felszacke gestützt, halten wir Rückschau. Selbst der freie, alle Fernen überwindende Blick kann bei den wechselnden Weiten, die er hier zu durchmessen hat, nur wie mit Vogelflügeln, mühsam die Lüfte teilend, über die unermesslichen Tiefen zu all den heraufkommenden Höhen schweben. Das Auge kann sich nicht ersättigen, kann die Fülle nicht bewältigen, will immer wieder zurückkehren und die fühlbare Unendlichkeit übertasten.

Auf der oberen, weniger steilen Gratschneide wachsen die Schwierigkeiten des Weges. Die Schneeverhältnisse sind ungünstig. Nach Norden zu, wo der schmale, oft weniger als flasterbreite Grat fast senkrecht ein paar hundert Meter tief mit glatten Wänden abfällt, hat der Schnee Wächten ge-

bildet, die über die Ausdehnung des festen und sicheren Bodens täuschen; nach Süden liegt er an Stellen, wo wir, ihn traversierend, mühsame Kletterei umgehen könnten, zu dünn und zwingt uns ans Gestein. Immer wieder Hoffnung erweckend, immer wieder enttäuschend, ein langes Hinauf und Hinab, ist das Überschreiten eines zerrissenen Grates, auf dem man von Felskopf zu Felskopf, von einem Gratblock über den oft kaum fußbreiten tiefen Sattel zum nächsthöheren Zacken weiterklettert. Dann erscheint einmal, an einer Biegung des Weges, noch turmhoch über uns der Gipfel, in dessen Höhe wir bald zu seinglaubten; oder er schiebt sich scheinbar als die unmittelbare Fortsetzung des nächsthöheren Gratstückes vor und liegt, wenn es erreicht ist, noch viele Köpfe und Sättel entfernt.

Die beiden Jüngerer, die schon gleich nach dem Ausbruch einen viel rascheren Schritt anschlugen, sind uns jetzt so weit vorangekommen, daß unser lauter Ruf sie nur gerade noch erreicht. Es gilt, sie zu warnen, weil sie der Wächte zu nahe und in Gefahr sind, die Hunderte von Metern tiefe nördliche Wand hinabzustürzen. Endlich gelingt es! Sie scheinen unsere laut und langsam mit großen Pausen gerufenen Worte verstanden zu haben. Sie halten sich sichtlich jetzt mehr dem südlichen Abhang zu. Wir rasten. Es ist Mittag vorüber. Ich schätze, daß wir noch etwa fünfzig Meter, den senkrechten Abstand gerechnet, unterhalb des Gipfels sind. Und die Wächtegefahr, in der wir noch eben unsere Genossen sahen, zu vermeiden, beschließen wir, von dieser Stelle des Grates aus die Schneefelder des südlichen Abhanges zu traversieren. Diese Überschreitung muß ziemlich oberhalb des von der Hönigspitze zum Hirzer hinüberführenden Grates an den Hals der Schneerinnen führen, durch die der gewöhnliche Anstieg gemacht wird. Von dort ist dann nur noch ein leidlich steiles, aber unschwieriges Stück Weges zwischen Stein und Schnee zurückzulegen bis zum Gipfel. Mein führender Weggenosse prüft den von der Sonne schon ziemlich erweichten Schnee. Das ist die Gefahr bei dieser Traversierung: daß der Schnee nicht mehr trägt. Unterhalb der für die Über-

schreitung durchaus nicht zu steilen Schneefelder ändert sich der Neigungswinkel dieser Bergseite plötzlich: ein etwa hundert Meter hoher Felsabfall schließt unmittelbar an.

„Es kann noch gehen!“

„Also los!“

Wir sind, wie schon bei der ganzen Gratüberschreitung, angeseilt. Während immer einer sich sichert, den Pickel oberhalb an der Bergseite bis fast an das Eisen in den Schnee einbohrt und den Fuß ganz feststellt, geht der andere langsam und vorsichtig weiter, sichert ebenso und wartet den Nachkommenden ab. Ein paarmal zwingen uns Felsnasen, die das Schneefeld unterbrechen, ziemlich hoch hinauf- oder hinabzu- steigen. So brauchen wir lange für das verhältnismäßig kurze Stück des Weges. Dabei wächst unsere Sorge, daß der Schnee, wenn wir nicht bald diesen Südhang traversiert haben, zu weich werden möchte. Die Sonne prallt auf die weiße Fläche. Wir gönnen uns keinen Augenblick Rast. Jetzt biegt der Abhang weit aus. Es wird mit doppelter Vorsicht gegangen. Aber nun haben wir's auch erreicht. Wir übersehen das steile letzte Stück bis zum Gipfel. Gerade hinauf! Noch eine kurze energische Anstrengung: dann sind wir oben.

Der Gipfel ist schmal. Wir halten uns der Wächte wegen an der nicht so sehr beschneiten Südostseite, wo wir festen Boden unter uns haben. Ich setze mich rittlings um eine der Stangen des Vermessungszeichens gerade über dem Tal, das zwischen Ost-Grat und Hönigspitz-Grat zum Sarntal hinunterführt.

In riesigem, weißem Ring ist alles Herrliche beisammen; von Norden über Westen nach Osten: die Stubai, die Öztaler, die Ortlergruppe mit der klassisch ruhigen Schneepyramide der Königspitze, Adamello, Brenta, die schneebedeckten, doch an den steileren Felswänden, an denen kein Schnee haftet, nackten Dolomit-Massive und -Türme. Wie Gewölk sich dem Blick oft in Berge verwandelt, die in das Blaue des Himmels hineinragen, so erlebt hier das Auge fast umgekehrt den Eindruck, als ob ungezählte Scharen weißer Wolken den Sehkreis umlagerten. Von der Ring-

fläche dieses ungeheuren Panoramaaß umschlossen: ein großartig zerrissener, aber von dem weiß überhüllenden Schnee und dem aus Schein, Schatten und Widerschein gewobenen Schleier zerstreuten Lichts zu gestalteten, großen Formen verwandelter Vordergrund: die nach den vier Himmelsrichtungen ausgesandten Hirzer=Grate, die Nachbargebirge. Vor allem der sich nach Süden öffnende Blick: der mächtige Felszug, der vom Isinger über Platten- und Hochplatten=spitze im Bogen herankommt und, wie in einem Rang, den Hönigspitzgrat umholt. Immer wieder überwandert der rastlose Blick Nähe und Ferne der weißen, winterlichen Welt, in der man nichts mehr ahnt vom Frühling des Tals, sinkt in die weiche, sich gemach mit Schatten füllende Schneetiefe der Gründe, geht die überdachten und mit Wächten behangenen Grate entlang oder schwebt wie ein Vogel von Zacke zu Zacke, von Gipfel zu Gipfel über die luftlichten Talweiten zu den letzten, kaum noch erkennbaren Spitzen des Horizonts.

Es war später Nachmittag geworden, als wir den Abstieg begannen: zur Sattelleinsenkung, die nach der Hönigspitze hinüberführt, an eine der Schneerinnen, die steil ins Gestein gerissen sind, bis hinab an die Sohle des muldenförmigen Tales, an dessen weitem Ausgang die Hütte liegt. Der erste senkrechte Blick hinunter weckt Zweifel an der Benutzbarkeit dieses Abstieges. Wir halten und sichern uns an den Felswänden der Rinne, stoßen Pickel und Absätze tief in den weichen Schnee und schieben uns, halb sitzend, langsam abwärts, bis die Rinne weniger steil und ganz übersichtlich wird. An einer solchen Stelle hundert Meter ohne Gefahr abfahren zu können, ist eine Belohnung für manche Mühe.

Als wir aus den oberen Mulden in das weitere Tal hinauswanderten, spiegelte der eben leicht überfrorene Schnee ein brennendes, bronzenes Abendrot, das wie aus einer metallenen Schale emporleuchtete. Langsam stiegen wir in seine uns entgegenschimmernden Strahlen hinab.



Trient

Dolomitsfelsen, massiv, gedrungen, untersezt wie Festungs-
niederbauten, zur rechten und zur linken Seite der Eisen-
bahn. Man muß ganz nahe ans Wagenfenster treten, um
den Blick an ihnen emporsenden zu können bis zu dem Stück
frühblauen Himmels, das die Berglinien zackig heraus-
schneiden. Der Zug rollte neben der wasserreichen Etsch nach
Süden. Er hat längst die fruchtbare Dreitalbreite von Bozen
verlassen. Die Maimorgensonne ist an den westlichen Felsen
der Salurner Klause schon tief herabgestiegen und liegt jetzt
breit und warm im Talgrund von Welschmeß. Noch zwei
Stationen. Dann ist Trient erreicht.

Der deutsche Italienreisende pflegt in Bozen — der ersten
italienischen Stadt, wenn man von Norden, der ersten deut-
schen, wenn man von Süden kommt — seine Fahrt zu unter-
brechen, um erst einmal einen Tag lang in Muße südliche
Sonne zu trinken, vielleicht auch südlichen Wein. Aber wenn
er spät von der Virglwarte, wo er den abendglühenden
Rosengarten, dieses breite Märchenfelsenschloß, grüßte, her-
unterkommt und von dem ganz italienischen Kalvarienberge,
über die Steinmauer gelehnt, das dunkelnde Etschtal nach
Süden hinabschaut, dann faßt ihn unüberwindlich die alte
deutsche Sehnsucht: und mit dem Frühesten fährt er, ohne
noch einmal Halt zu machen, bis zum Gardasee oder nach
Verona. Wenn der Schaffner „Trento — Trient!“ ruft,
schaut der Reisende wohl aus dem Zugfenster; aber er sieht
nur die übliche lange Bahnhofshalle mit Kellner, Zeitungs-
verkäufer und ein paar eiligen Beamten, sieht noch, wie ein
österreichischer Offizier aus der Wirtschaft tritt und müßig
dem Ein- und Aussteigen zuschaut, wie eine Gruppe italie-
nischer Arbeiter und Frauen sich an dem Bahnausgang staut
und zuletzt zwei verspätete geistliche Herren gerade noch
hastig den Zug erreichen, als schon der Pfiff zur Abfahrt er-
tönt. Dann versenkt er sich wieder in sein Reisebuch, um sich
weiter auf die Wunder vorzubereiten, die ihn erwarten. Ich

aber stehe auf fester Erde, in der gemächlich sich breitenenden Stille und Gegenwart, die den Ausgestiegenen, Zurückgelassenen sogleich umgibt — der mit dem Verrollen des Zuges alle Wegeunruhe vergißt.

Auf dem sonnig heißen, breiten Weg vor dem Bahnhof, mit dem Hintergrund der dunklen Bäume des öffentlichen Gartens, steht ein hohes Dante=Denkmal. In den schon in dieser frühen Stunde südlich glühenden Himmel aufragend, von brennendem Licht übergossen, erregt das Monument ein phantastisches Gefühl vom Wesen des Dichters in mir, das mit meinem Gedankenbilde Dantes verschmilzt: schmerzende Helligkeit eines handelnden und gestaltenden Geistes, dessen wie Sonne sengende Bewußtheit ihn ruheloser, heimatloser macht als sein irdisches Flüchtlingsschicksal; die ihn aber auch festet und hartbrennt, daß er unverfehrt Höllengluten durchschreiten kann.

Gleich hinter dem Giardino publico erhebt sich ein alter Stadtturm, Torre vanga geheißen, in seinem schönen Backsteinbau noch an unsere deutschen Eck- und Tortürme gemahnend; aber statt des hohen Ziegelhutes trägt er ein flaches Dach mit spitz eingeschnittenen Zinnen.

Die Stadt des tridentinischen Konzils, das einst die Straßen dieser ursprünglich römischen Pflanzstätte mit Prälaten aller Richtungen, mit prächtigem Troß, Pferden, Dirnen und zahlreichen Gauklern malerisch erfüllt haben mag, bringt es dem Deutschen, ganz anders als Bozen, zu Gefühl, daß er in Welschland ist. Um ihn wird zum erstenmal eine italienische Stadt Wirklichkeit. Bauart und Leben haben, schon für den ersten flüchtigen Blick, einen entschiedenen, neuen Charakter. Wie er bald erkennt: eine von dem heißeren Klima, der Lichtfülle bestimmte Wesensart. Er erfaßt den Sinn aller südlichen Architektur: Schatten. Schatten ist ihre praktische Aufgabe und die Ursache ihrer lebendigen Gliederung: Säulendurchgänge, Loggien, Höfe, Hallen, Lauben. Das Bedürfnis nach Luftdurchzug durch die gewonnenen Schattenräume wirkt mit. Die Treppenhallen sind offen gegen die

meist gartenartigen Höfe, oder nur mit einem lustigen Holzgitter abgetrennt, so daß bei jeder Öffnung des Tores unsichtbar kührende Bewegung die selbst hier warme Luft durchfließt.

Es ist Himmelfahrtstag. Ich schlendere durch die feiertäglich belebten Straßen, lese Namen, Geschäftsschilder, und lasse den breiten, allgemeinen Eindruck des Stadtbildes auf mich wirken. Gelegentlich bleibe ich vor einem malerischen Winkel stehen, vor einem der hier und da in der Straßenfront sich öffnenden, ganz engen, höchstens klasterbreiten, von einzelnen Steinbögen mit alter Laterne oder gefensternten Verbindungsgängen überbrückten Gäßchen; schaue von der Gegenseite der Straße an einem rauhen, grauen Palast hinauf, einem der nach Norden verschlagenen Abkommen südlicherer Herrenbauten; oder ich ergötze das Auge an einem mittelalterlichen Steinlaubenhaus, an dessen heller, über den dunklen Schattenbögen glatt aufsteigender Wand die Sonne reiche Freskenreihen belebt, daß sie farbig=lebendig, nur lichter, verklärt=durchsichtiger das bunte Menschengewimmel des Domplatzes unten fortsetzen. Auf dem läßt ein hoher Figurenbrunnen aus vielen Röhren das kühle Gebirgswasser blitzend ins warme Licht steigen und dann plätschernd in sein breites Becken fallen: Neptun mit dem Dreizack, dem Triton, steht über der obersten, tiefgewölbten Schale; reiches Gefolge von Flutgöttern und Fabeltieren umgibt unten, im Ring der sprühenden Strahlen, seinen hohen Säulenstand.

Durch die Via Larga, gerade auf die Breitseite des über dem Platz liegenden Doms, kommt, zu zwei und zwei schreitend, eine große Schar junger Priester heran; ihre weißen Chorhemden haben sie, wie zum Baden gehende Soldaten, zusammengerollt unter dem Arm. Die Gruppen Schwanzender und müßig Gaffender lösen sich; die an die Laubenpfeiler gelehnt gemächlich Rauchenden klopfen die Pfeife aus; Männer und Frauen bewegen sich zum Dom hinüber. Ich stehe auf dem sich allmählich leerenden Platz dem Seiten=

eingang zunächst und betrachte die zierliche Arkadengalerie, welche die schwere, ungegliederte, breite Mauer nach oben leicht und lustig abschließt. So oft sich vor den Eintretenden die große Thür in der löwengetragenen Vorhalle öffnet, drängen aus dem Kirchendunkel Orgelklänge ins Freie heraus, die letzten noch Säumenden hineinzulocken.

Der langobardisch=romanische Prachtbau dieses Doms allein rechtfertigt die Fahrtunterbrechung in Trient. Als ich ihn betreten hatte und der ernsthohe Hallenraum mich umfing, ward ich zuerst durch die lebendigen Vorgänge, die sich malerisch bewegt vor mir abspielten, von der Betrachtung des Steins, der sieben Jahrhunderte schon den Zeremonien und dem andächtigen Dienen der gläubigen Väter gelassen zuschaut, abgezogen. Die drei zugänglichen Seiten der geländerten Hochaltarbühne, die aus dem abgeschlossenen, ziemlich tiefen und der Einsicht fast entzogenen Chor zwischen die hohen Kirchenpfeiler vorgeschoben ist, waren von Gruppen Betender, Frauen, die mitten auf den ebenen Fliesen oder auf den Stufen am Geländer knieten, andächtig gesenkten Hauptes im Pfeilerschatten stehenden Männern, an der Hand gehaltenen, furchtsam dreinschauenden Kindern umdrängt; doch so, daß man sich bequem zwischen den Gruppen hindurchschlängeln konnte. Auf dem Hochaltar bot sich das Schauspiel eines Pontifikalamtes. Ein eindrucksvoller Moment: der Fürstbischof, ein anscheinend noch junger, vornehm ruhigen, fast interesselos beherrschten Gesichtes seine hoheitliche Würde repräsentierenden Mann, auf weißseidnem Thron links vom Altar sitzend, hat aus dem von einem knienden Priester ihm vorgehaltenen schweren Folianten ein paar Stichworte in die Litanei gesungen. Nun wird ihm mit einer Art Reigen, wobei Kerzen hin- und hergetragen werden und der, aus dem zurückliegenden Chorraum sich hebende, monotone, die Stilisierung aller Vorgänge verstärkende Gesang sich fortsetzt, sein Ornat gebracht und allmählich mit feierlich=unterwürfigen Gebärden umgelegt; zuletzt bringen die dienenden Priester die Tiara und den Krumm=

stab. Der dienende Bischof erhebt sich und schreitet auf den Altar zu. Dort legt er zum Gebet seinen Fürstenhut ab, sich vor Gott demütigend, er, der Herr, und Gott damit für den Eindruck aller der Knienden hinaufblickend in die Himmel, in eine dem Volke ewig unnahbare Höhe und Herrlichkeit. Dann ergreift er, nachdem er die Gold=auf=Gelb=gestickte spitze Bischofsmütze wieder aufgesetzt hat, zwischen violetten Prälaten stehend, das an der Kette schwingende Weihrauchgefäß und räuchert. Wie die gelbseidene, in dem starren Mantel monumental ungegliederte und unbewegte Gestalt in den, sie bald verhüllenden und teilweise entschleiernden, Weihrauchwolken vor den Zieraten des Altaraufbaues stand, das war von bezwingender, malerisch=theatralischer Wirkung.

Dennoch läßt mich das erstarrte Zeremoniell bald los vor dem im starren Stein lebendig gewordenen Bangedanken, der um mich wirkend mehr und mehr mein Gefühl und bald allein auch mein Auge bannet. Ich schreite langsam, den Hall der Schritte dämpfend, durch die in der Tiefe des Doms spärlicher werdenden Gruppen nach hinten, um von der Schmalwand die ganze Raumwirkung der dunklen, dreischiffigen Pfeilerbasilika zu empfangen. Aber sie ist nicht so voll wie im Bereich des Querschiffs, wo der Raum allseitiger, ruhender, in keine Längsrichtung fortgesetzt, unendlich erscheint. Ich wende das Auge den Einzelheiten zu, den streng stilisierten Bischofsgrabsteinen, den breiten gemeißelten Sarkophagen, den von der Zeit blaßfleckig gewordenen Fresken. Das Bemerkenswerteste der Innenarchitektur und den Blick lange fesselnd, bis er den Rhythmus ihrer Gliederung ganz in sich aufgenommen und verstanden hat, sind die Innentreppe, die an den Seitenwänden des Doms, eingelassen und handbreit übergebaut, in gerader, ungebrochener Linie emporführen. Sie haben ihre eigenen, unter verschieden gespannten Bögen ansteigenden Säulen; doch sind Säulen und Pfeiler der Gesamtarchitektur mit absolut sicherem Gefühl für den doppelten Rhythmus

des Ganzen und des Theils in die Sondergliederung der Treppe eingeschaltet. Die ebenfalls hinausgerückten großen Steine über der Treppe, welche die Bögen in sich aufnehmen und mit der geraden Wandfläche vermitteln, steigen in hohen, etwa einen Säulenbogen umfassenden Stufen mit. Die Treppen sind, viel später, unten vergittert worden und sicher ursprünglich — so noch an einer Seite — gänzlich geländerlos.

Indessen hat der Gottesdienst geendet, und ich finde mich mit ganz wenigen Leuten, die noch eine Pönitenz zu erledigen haben, einem alten, sitzenden Manne, einem mit in die Hände versenktem Gesicht knienden Mädchen, ein paar einem Seitenheiligen die Ehre erweisenden Frauen allein in dem weiter, hallender gewordenen Raum, dessen dämmerndes Gebilde, das mich zu tragen scheint wie Blut, ich noch einmal durchschreite, ehe ich wieder auf den Domplatz hinaustrete.

Das grelle Licht des in mittäglicher Hitze brennenden Platzes blendet mich. Er ist jetzt leer und verlassen. In der Mittagstunde ist eine italienische Stadt ganz tot. Das morgendliche Straßenvolk hat sich verlaufen, die Fenster und die offenen Handwerksarbeitsstätten, Läden und Schankwirtschaften sind mit Vorhängen geschlossen.

Ich stand lange auf dem hellen Platz und genoß die Hitze als etwas Neues, Starkes. Dann wanderte ich über die breiten, schattenlosen, weiter draußen auch selbst häuserlosen Straßen, recht in der geschützt zwischen den Gebirgen brütenden Sonnenebene des Etschtales. Zwei durch eine Straße getrennte riesige, quadratische Grasflächen wie Klosterhöfe von einer bedeutend erhöhten steinernen Wandelhalle umgeben, liegen der Camposanto vecchio und nuovo einsam vor der Stadt. Ihre weite Fläche ist kaum unterbrochen: nur durch ganz kleine, Nummern tragende, weißleuchtende Steine, die in geordneter Reihe stehen, sind die Gräber angedeutet. Die Gebeine der wohlhabenderen Bürger ruhen unter dem Hallengang, an dessen Steinwand Metallkränze, Skulpturen, kleine Altäre, emaillierte Photographien an sie erinnern.

Rote Rosenranken am Tor zwischen den hohen, weißen schweigenden Mauern. Darüber flirrend heißblau, sonnen- durchzittert der ungetrübte südliche Himmel. Wie ein träume- befangener, schwüler Mittagsschlaf erscheint hier zu solcher Stunde die Ruhe der Toten. Oder wie ein stilles langsames Verzehrtwerden von Licht und Sonnenglut; ein schatten- loses, brennendes Vergehen. —

Den heißen Weg zurückwandernd gewinne ich eine freie Stelle, von der aus ich zum erstenmal die ganze Bergum- gebung Trients überschaue. Vor mir der befestigte niedrige Doss di Trento, links von ihm südlich ziehend eine hohe und breite Felsstufe, die ein Wasserfall, ein langer, zitternder, silberner Faden teilt. Weiter südlich der Monte Bondone. Auf dem östlichen Ufer der Etsch beherrschen südlich die Terra- rossa, nördlich der Monte Calis das Bild, zwischen denen das berühmte Tal der Fersina auf Trient zuführt. — Im Jahre 1027 hat König Konrad II., wie mein Reisehand- buch mir mittheilt, den Bischof von Trient mit der fürstlichen Würde und der weltlichen Herrschaft belehnt. Das Castello buon consiglio, das feste Schloß der Fürstbischöfe, die später in einen stillen, schmucklos-glatten Straßenpalast in der Nähe des Doms übergesiedelt sind, stammt indessen erst aus der Zeit der Renaissance. Es liegt droben, mit mächtiger Ummauerung, an der beherrschenden östlichen Steigung der Stadt, die zu der schönen Gartenterrasse des Kapuziner- klosters hinaufführt. Es ist jetzt feste Kaserne. An Türen, die ein künstlerischer Steinrahmen umgibt, hängen weiße Stubenschilder; an den Wänden der gewölbten Gänge pa- triotische Bilder und Gewehrstützen; in den hohen Festsälen mit kassettierten Prunkdecken stehen übereinandergestellte Soldatenbetten, und an langen Tischen sitzen die in Dril- lich oder halbnackt essenden Mannschaften. — Ein böhmischer Musketier der Wache führt mich als Cicerone durch die Säulenhallen, die Palasthöfe mit ihren in mehreren Stock- werken übereinanderliegenden Loggien und Galerien, über repräsentative Treppen, in die hohen lustigen Säle. Er weist

mich mit einem „ferr schenn!“ auf die zahlreichen venezianisch-üppigen Wand- und Deckenmalereien des Romanino hin, deutet, auch aus seinem eigensten Lebensgebiet mich unterhaltend, mit breitem Grinsen auf die vergitterten Fenster des Arrestlokals und wird von den überall herumstehenden Kameraden um das zu erwartende Trinkgeld beneidet. Ganz vorsichtig vorausspähend, ob wir auch keinen seiner Vorgesetzten aufstören, schleicht er mit mir in die als Kasino eingerichteten Räume. —

Neben den Fresken des Brescianers Romanino, welche die Decke der großen Hofloggia schmücken, beschäftigen mich die Gemälde der Kapelle, von Paolo Veroneses Vorläufer Domenico, gen. Brusasorci. Es sind Profanbilder, auf denen die Gruppen wie auf dem Theater angeordnet sind; von besonderem Reiz die Linetten: Reiter mit stimmungsvoll einsamer Landschaft, ein und das andere — sie ähneln einander alle — an Böcklins „Abenteurer“ erinnernd.

Die bewegte und von Türmen beruhigte Dächermasse der Stadt breitet sich hinüber bis zu den im durchsonnten Luftblau liegenden, von ein paar hellen Wolken umzogenen Bergen jenseits der Etsch. —

Hier und da sind an die Straßenecken oder kleinen Plätze der Stadt kühle, laufende Brunnen gestellt. Frauen stehen daran, die getriebenen Kupfereimer füllend; jede trägt ein Paar davon an einer zu diesem Dienst mit Schwingung gebogenen Stange über den Schultern. Behutsam und schlank wendet sich eben ein Mädchen, das den einen vollen Eimer eingehakt hat und ihn vorsichtig hebt, den leeren Haken in der Hand und so die ungleichen Arme der Wage im Schweben haltend, dem zweiten auf dem Beckenrand stehenden gefüllten Eimer zu, biegt sich ein wenig in den Knien und schreitet nun vorsichtig, von dem Gewicht der großen Gefäße leicht schwankend, die Vortreppe zu einem schön gemeißelten Portal hinauf.

Tiefer noch als im Schlendern wird die Raft und das Vergessen des Weitermüssens beim einsamen, gemächlichen

Mittagsmahl, zu dem der kühle, glasgedeckte Hof des Hotels „Europa“ einlädt. Schon ist das Gesehene geistiger Besitz geworden und gleitet in körperlosen Bildern wieder und wieder vor dem Auge vorüber; und der kurze Abschnitt des aufgeschlagenen Reisebuches, den ich noch einmal überlese, ist plötzlich mit Leben und Anschauung gefüllt, ein Stück Wirklichkeit. Ein Stück Wirklichkeit auch, das zu einem Abschnitt von Goethes „Italienischer Reise“ raumvolles Bild geworden ist. Dieses großen Reisenden Leben war: sich langsam in die Gegenstände und Dinge zu verwandeln, so daß er, als er starb, fast die Welt geworden war. Er macht in Trient keinen langen Aufenthalt, kommt am 9. September 1786 an, übernachtet und fährt am nächsten Nachmittag um 5 Uhr weiter nach Rovereto. Wenige Absätze nur beschäftigen sich mit Trient. Aber er schreibt hier, nachdem er die Fahrt durchs Etschtal von Bozen her, auf der er sich „doch einmal in der Welt zu Hause fühlte“ geschildert hat, die Zeilen hin: „Wenn mein Entzücken hierüber jemand vernähme, der im Süden wohnte, von Süden herkäme, er würde mich für sehr kindisch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich lange gewußt, so lange, als ich unter einem bösen Himmel dulde, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnotwendigkeit immerfort genießen sollten.“ Goethe ist in der Stadt herumgegangen, hat aber nur zwei Gebäude bemerkenswert gefunden, die uns nicht mehr als das Bedeutsamste erscheinen; Dom und Kastell entgingen ganz seiner Beachtung. Er spricht von der Kirche Sta. Maria Maggiore, in die ich auf meinem Frühgang kurz hineintrat, um die Altarbilder zu betrachten. Eins ist weit über allen anderen und verdient Aufmerksamkeit: die Disputa dei Dottori della chiesa latina. Es wird dem Francesco Marone, von anderen, wohl mit mehr Recht, dem Moretto zugeschrieben. Wie dessen „Glorie der Maria und Elisabeth“ in Berlin ist es von bewundernswert strengem architektonischem Aufbau und von einer leicht bewegten Symmetrie. Während auf dem Ber-

liner Bild zu einem Gesimskapitäl ausladende Pfeiler sich unter das, die schwere und breite Heiligengruppe tragende, Gewölk schieben, ist hier die mehr hoch und leicht gebaute Pyramide der Madonna und Kind mit der unteren Gruppe durch zwei fast senkrecht gehaltene und dem Bilde ernste Ruhe gebende Bischofsstäbe verbunden, die wie elastische Stützen an das Gewölk rühren. Die fünf Figuren der unteren Gruppe sind in doppelter Reihe angeordnet: vorn zwei sitzende und über eine Stelle der, aufgeschlagen auf den Knien des linken ruhenden, Schrift sich unterredende, einander zugeneigte, lebensvoll bewegte und charakterisierte Kirchenväter, die den künstlerischen Schwerpunkt des Gemäldes bilden. Dahinter und darüber drei stehende Gestalten: der mittlere, jugendlich barhäuptig, mit dem rechts von ihm den Hirtenstab haltenden Bischof ebenfalls eine Stelle der Schrift erwägend, der linke Kirchenfürst, das geschlossene Buch in der einen, den Krummstab in der anderen Hand, zur Madonna emporblickend, die mit seitwärts gewandtem und geneigtem Kopf seinen Blick empfängt und gütig erwidert. Diese leise Abbiegung der höchsten Spitze des Bildes nach links wird durch das rechts geneigte Haupt des mitten Stehenden — die dritte Beziehung, durch welche die beiden übereinandergeordneten Gruppen verbunden werden — ins Gleichgewicht zurückgezogen. — In wundervoll bewegter Ruhe, festgegründet und hinaufweisend, steht der lebendig beseelte feierliche Aufbau vor uns. Vor dem Altar, den das Bild krönt, ragen schlanke Kerzen bis vor die Füße der Heiligen und erhöhen die sakrale Wirkung der Komposition, mit ihren weißen Linien die breiten satten Farbtöne der Gewänder gitternd.

Das andere Gebäude, dessen Goethe gedenkt, ist der Palazzo Galazzo (jetzt Zambelli), den er für „das einzige Haus von gutem Geschmack in Trient“ erklärt, und an dem er die Hand eines guten Italieners zu erkennen glaubt. Es ist ein Hochrenaissance-Palast, von dem Augsburger Georg Fugger im 16. Jahrhundert erbaut. Ihm stehen indessen die an-

deren alten Patrizierburgen, besonders der Palazzo Tabarelli (jetzt Moar-Salvatori) wenig nach und wirken jedenfalls vereint mit ihm das lebendige und einheitliche Bild der schönen Stadt. In dem innerlich umgebauten Palazzo Madruzzo, der jetzt die Sparkasse der Stadt beherbergt, ist ein schöner Fries mit gänzlich deutschen Gestalten, von einer Hand, die ein wenig Schwind vorwegnimmt, erhalten und wieder eingebaut. Goethes Auge war schon weiter nach Süden gerichtet und strebte volleren Erfüllungen zu, als sie ihm Trient bot. —

Es ist Nachmittag geworden, fast fünf Uhr, und die Stadt wacht auf. Die Fenster werden geöffnet, die Türvorhänge zur Seite gezogen. Frauen treten auf die Balkone mit den vorgewölbten Schmiedegittern in den freien Schatten der Häuser. Österreichische Offiziere setzen sich an die Straßentische vor einem Kaffee. Jetzt erkennt man: das Leben flutet hier schwellenlos aus dem Haus hinaus und wieder von der Straße hinein. Alles ist ein großer Wohnplatz. Die Wohnung verhält sich zur Stadt nur wie das Bett zur Wohnung. Es liegt keine empfundene Eigentumsgrenze dazwischen: die Stadt gehört zur Wohnung. So dehnt sich die gefüllte Kirche sofort auf die Straße aus, wo auch noch Männer und Frauen knien, und wo sich Gottesdienst und harmloses Leben lustig vermischen. Das Kind einer vor der dunklen Türöffnung des Gotteshauses knienden Frau klettert vergnügt auf den Torsteinen herum und wirft sein Mützchen in die Luft. Die mit ihrer Nachbarin schwatzende Mutter verweist ihm von Zeit zu Zeit das fröhliche Spiel, um stets, sobald das Glöcklein vom fernen Altar herausklingt, Gespräch und Ermahnung mit einer raschen, kopfgesenkten Andacht zu unterbrechen, ohne doch den Faden des Gesprächs zu verlieren. —

Zahllos drängen nach dem Gottesdienste die Andächtigen aus dem breiten Mitteltor und den beiden Seitenpforten der mit der Schmalseite in die Häuserreihe eingebauten Giebelkirche. Wie am Morgen, und stärker noch, beleben sich

alle Straßen und Plätze: Gruppen stehen beisammen, Paare wandeln durch die Schattengassen, leicht und elegant gekleidete Damen mit schwarzem Spitzenkopfstuch und Sonnenschirm promenieren in der Hauptstraße. Die offenen Büschenschenken, die Kaffees füllen sich mit Gästen. Überall Lachen und Reden.

Mit diesem südlichen Eindruck des nach heißem, verschlafnem Tage in den lauen Abend hinein wachsenden, steigenden, fröhlich lauten Lebens verlasse ich die Stadt.



An Schweizer Seen

Von See zu See! Über den Bodensee nachmittags; nach einer kurzen hellen Frühlingsnacht in Zürich am nächsten sonnig aufdämmernden Morgen über dem westlichen Ufer des Zürichsees hin: er löste sich eben aus dem Fröhduft, durch den schon Widerschein von kaum sichtbarem Wasserteppich blendete.

Mir fällt ein, daß irgendwo an diesem Ufer das kleine Kilchberg liegt, Konrad Ferdinand Meyers Alterssitz. Indessen mein Blick auf die häuserreiche Hügelstadt zurückstreift, die da über ihren zwei Flüssen gelagert ist und mit stattlichen Gebäuden den steilen Zürichberg hinaufsteigt, umgeben mich einen Augenblick nah als lustige Schatten Gestalten aus den Dichtungen der beiden großen Deutschschweizer Keller und Meyer. Die alten engen Gassen der Stadt, in denen das Herz des heutigen modernen Zürich, der Raistadt, nicht mehr schlägt, gewaltige Vorfäterbauten, wie das Fraumünster, treten zugleich aus den hellen Steinhäufen dort über dem duftigen Wasser und aus meiner Erinnerung hervor. Willkürlich und ohne literarische Ordnung stehen die Gestalten vor ihnen: Der Mannegger Narr, Hadloub, die große Frau von Zürich, die sieben Aufrechten, der Pfarrer, der von der Kanzel schloß, und noch andere, ganz gegen die Literaturgeschichte plötzlich hier auftauchende, südlichere geschichtliche Helden, die durch den Zauberwillen eines Meisters zu Dichtungshelden wurden; ganz zuletzt noch, derb und bescheiden, der Mann, der vielleicht den fünfzigjährigen Goethe über den See gefahren. Wie plötzliches, unwillkürliches Denken an abwesende Freunde innig=starkes Gefühl in eine Stunde gießt, daß man sich von ihnen umgeben, berührt fühlt, so spüre ich einen Augenblick lang den ungreifbaren Hauch der Dichtung, das starke Lebens- und Schicksals-Innesein, das sie als Letztes, Bleibendes gibt; mit dem man dem Dasein, seinen Schrecken und Wundern, freier, ruhiger, voller ins Gesicht sieht.

Da wendet sich der Zug scharf vom Ufer weg und ins Land hinein. Bald dehnt sich rechts, warm und hell beleuchtet, der Zuger See, in den vor wenigen Jahren einige Uferhäuser versanken: Stoff vielleicht einmal für eine Sage von den unheimlichen Gewalten, die in dieser Gegend aus Wasser und Erde mehrmals ihre grausame Hand nach dem Leben aufreckten. An den Bergen seines anderen Ufers eilt mit langem weißem Dampffaden der Luzerner Zug dem Vereinigungsbahnhof Arth=Goldau zu.

Arth=Goldau ist der Schauplatz jenes vor etwa hundert Jahren geschehenen großen Bergsturzes, den Zschokke nach dem Bericht eines Geretteten anschaulich geschildert hat. Ein Vineta — nicht unter Fluten, sondern unter Trümmern von Felsen und Gestein — liegt im Grunde ein ehemals blühender Ort, verschüttet und vergraben mit Menschen und Tieren. Die Bahn nimmt durch die, von einer noch jetzt kahl liegenden Berghalde herabgekommenen Schuttmassen, durch riesige, längst grün bewachsene Klöße ihren Weg. Über eine im Boden versunkene, vergessene Vergangenheit geht das Leben seine neue und doch immer gleiche Straße. Das Verschüttete ist ihm nicht viel mehr als eine Merkwürdigkeit, ein Stück fremdgewordener Vorzeit, von dem es in seiner raschen Bewegung sich gleich wieder fortwendet.

Auf dem ins Gestein gesprengten Weg der Avenstraße tauchen zwischen den vielen Tunneln die Felsuferbilder des Vierwaldstätter Sees flüchtig aus der Beschlagenheit der Scheiben auf, schnell immer wieder von Bergnachtsdunkel fortgerissen, hinter dem sie, wie die Welt hinter dem Schlaf, weiter mit uns fliegen, um sich wieder zu enthüllen: Schneegipfel in dem über dem Gebirge fließenden Licht und vorn steile Steinsenken zum See hinab.

Auch das gehört zur Kunst des Reisens, daß man durch schöne, auf früheren Fahrten vertraut gewordene Gegenden ohne Aufenthalt zu eilen vermag, um neue Ziele zu erreichen. Es ist immer ein wenig Schmerz und Sehnsucht dabei. Alte Reise- und Wandertage erwachen im Geiste und

locken; sie spiegeln dem Vorüberfahrenden die liebliche Täuschung vor, er würde von ihnen noch einen Hauch und Abglanz wiederfinden, wenn er anhielte und ausstiege. Und doch ist die Erinnerung, die nur Erinnerung ist, nicht neues Sehen mit neuen Erlebnissen, vielleicht inniger und tiefer. Würde ich, wenn ich jetzt dort unten an der buchtigen Südspitze des Sees rasten dürfte, noch etwas von der Sonne jener Kindheitstage finden, an denen ich mit meinem Vater diese Ufer umstreifte,

„ – wo Tells und Walters heiliges Gebein
der unentweiheten freundlichen Natur
im Schoße schläft, und manches Helden Staub,
vom leisen Abendwind emporgeweht,
der Sennen sorgenfreies Dach umwallt – “?

Würde ich im längeren Anschauen der ruhelosen Wellen des Sees die Stunden noch einmal erleben, die ich als Student mit einem Freunde in Luzern verbrachte? Das Abendrot dunkelte schon, wir fuhren im Nachen über der windlosen Kühle des Wassers, Lichter spiegelten von den Rändern, Musik hallte herüber, wie Schatten standen die Berge ringsum; und wir fühlten alle Freiheit und Fröhlichkeit des Reisens; zogen wir doch hinaus, um am Genfer See ein erstes oder zweites Semester zu studieren. Würde mir das Verweilen mehr davon zurückgeben als das flüchtige Vorüberfliegen, das rasch all die bildhaften Erinnerungen wachruft und gerade mit dem Hauche von Sehnsucht ihnen die innigste Schönheit gibt? Nein. Das Vergangene ist vergangen. Sein Zauber ist in unserer Seele bewahrt. Mein südlicheres Ziel, die Alpenseen, an die einst die Römerherrschaft Palmen, Zypressen und Pinien brachte, lockt stärker.

Der Zug fährt mit großer Geschwindigkeit. Hinter ihm wirbelt alles Nahe, wie aufgejagte Herbstblätter, in die über dem Fortgerissenen wachsende Bergferne zurück. Stangen und Drähte, Bäume, Häuser, ein senkrechter niedriger Felseneinschnitt, eine Straße, ein Wald.

In diesem Fluge fühle ich, auf die Landstraße hinabsiehend, fern noch altes beschauliches Reisen, das langsam unter dem Blicke sich vollziehende Sichwandeln der Landschaftsrunde, durch die der Wagen rollt oder das Boot gleitet, Sichöffnen eines Weges, Auseinandertreten von Bergen, die hinter uns wieder zusammenrücken, allmähliches Herankommen und Schwinden, in dem die ruhig bewegte Seele wie in einem Flusse zwischen Ufern badet. Diese Ruhe ist eigentlich nicht mein. Ich habe sie einer schönen Frau heimlich entwendet, wie eine Maske, einen Schleier — und ich denke vergnügt darüber nach, ob die schöne Frau sie wohl schon vermißt.

Ein Geschäftsreisender mir gegenüber, offenbar von meinem innerlichen Lächeln angezogen, beginnt ein Gespräch, das sich in sich fortsetzt, ohne daß ich mehr als ein paar Stichworte hinwerfe. Er reist jährlich durch Norditalien, Spanien, Portugal, Belgien und auf einer zweiten Fahrt bis weit nach Rußland hinein. Er sieht in den Städten, durch die er kommt, in Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Moskau, die Hotels, die Kontore und die Varietés. Nichts weiter: keinen Dom, kein Bild, keine Landschaft. Ruhe hat er nur in der erzwungenen Untätigkeit weiter Bahnfahrt. Da stellt er seine Notizen zusammen und studiert das Kursbuch. Seine Familie sieht er zu Ostern und zu Weihnachten vierzehn Tage. Was ihm durchaus nicht etwa wenig dünkt. Sein Erzählen gibt mir eine Behaglichkeit wie kalter herbstlicher Regenschauer, der um die Fenster eines hellen warmen Zimmers jagt.

Der Zug hebt sich, langsam fahrend, zum Gotthard hinan. Wägen. Zwei Terrassen des Schienenweges liegen unter uns. Durch sich vorschiebende Felsenkulissen schleppt jetzt flirrend die schwere Wagenkette. Im Glühlicht innerhalb der Tunnel gleicht der mit geschlossenen Augen leicht zurückgesunkene Kopf, der eben sprach, einem Toten. Aus welchem Leben stirbt einst dieser Mann? Was für ein Beieinandersein von Bildern, Erinnerungen, Gefühlen wird mit ihm zerfallen?

Mich beschleicht Furcht, meine ihn umkreisenden Gedanken möchten sich in seinen Halbschlummer stehlen und darin zur Katastrophe werden: zum panischen Schrecken, wie wenn im dämmerwachen Träumen der Tod oder das unaufhaltsame Verrinnen der Zeit ins Bewußtsein tritt und uns emporreißt.

Ich schreibe heimlich in mein Taschenbuch: „Die Menschen vernichten ihre Gegenwart zugunsten irgendeiner vorgestellten, ganz zweifelhaften Zukunft. Sie unterscheiden sich dabei vornehmlich durch die Größe des Unsicherheitskoeffizienten, den sie in ihr Lebensgefühl und ihre Pläne aufnehmen. Es gibt Leute, die gänzlich so leben, als ob es nur Tod und plötzliches Aufhören gäbe — Mönche; andere, die mit einem selbstverständlichen Leben rechnen — Geschäftsreisende. Gipfel der Weisheit: Lebe der Gegenwart und bereite die Zukunft deshalb immer so weit vor, daß sie dir einst eine angenehme Gegenwart sei — ohne daß diese Vorbereitung deine jetzige Gegenwart verringere. Bist du dir aber darüber klar geworden und hast dich dazu entschlossen, dann lebe allein der Zukunft, wenn auch einer, die nur andere erleben werden. Denn . . .“

Bellinzona. In Frühlingssonne führt mich ein Gartenarbeiter oben auf dem unmittelbar aus dem Städtchen sich erhebenden Kastell von Uri umher. Er gibt mir über die Geschichte seines Heimatkantons Bescheid. Er leuchtet auf, als er mir nach allen Seiten zeigen kann, wie weit „La belle ville de Bellinzona“ sich dehnt. Er war als Junge in Paris und hat damals Napoleon I. zum großen Ereignis seines Lebens gemacht. Er weiß alle Napoleonischen Geschichtszahlen besser als ich. Er gefällt mir. Ich möchte ihn meiner schönen Herrin, deren Ruhe mir diese sonnigen Stunden zu Genuß und Gegenwart macht, als Diener senden und ihm dazu diesen Empfehlungsbrief schreiben: „Ein kindlich-einfacher Mensch, mit einer großen Kraft zur Freude und von täppischer, komisch=überlegener Verschmitztheit. Er liest Bücher und denkt über seiner täglichen Arbeit, die so im

Sande verrinnt wie unser aller Arbeit, mit erhobenem Gefühl an die Schicksale und die Geschichte eines längst toten Kaisers, kennt und lebt das freie Leben über dem Leben, während er jetzt im Mauergärtlein Rosen begießt, an den Ruinen herabgestäubten Schutt von den Gemüsebeeten fortführt oder hoch über dem Tal, im sonnig heißen Weinberge, die blattlosen Reben an Pfähle und Maulbeerbäume bindet. — Sie sollten ihn als Kraftwagenführer und Silberdiener anstellen. Er wird sich immer hierher in seine Heimat sehnen und Ihnen mit seinem treuen träumenden Blick eine stete Mahnung sein an Ihren nicht minder sehnsüchtigen . . ."

Montaigne sagte, wenn er auf Reisen ging: „Ich weiß, wovor ich fliehe, nicht, was ich suche.“ Ich habe, während ich den Alpenwall durchfahre — um an den südlichen Seen der Schweiz ein paar stille Wochen zu genießen —, ein Vorgefühl, das Erinnerung ist und an Süße auch nur der Erinnerung gleicht, nicht der neben ihr armen Wirklichkeit!

Fels oder alte Mauerbrüche treten an die Straße. Mächtige Aloestrünke starren, mit ihrem Stern von Blattschwertern sich seitwärts weit hinausreckend, über die abfallende Steinwand, die sie trägt, und hängen über den weißen, von leichtem Fuhrwerk aufgewölkten Staub.

In halber Haushöhe sonnt sich ein Garten, mit Schlinggewächsen die hohe, von breiten, holzverzäunten Einschnitten unterbrochene Aufmauerung überwuchernd, daß die langen Geranke und die Geschlinge von Blätter- und Blütenballen weit bis auf die verlaufenden flachen Streben herabfallen. Die Wipfel von Pinien, Palmen, blühende Magnolien, die dunklen Spitzen der Zypressen steigen aus der unsichtbaren Gartentiefe vom Mauerkranz ins sichtbare Blau.

(Hier mache ich diesen Zusatz zum Empfehlungsbrief des Silberdieners: „In solcher Gartentiefe, gnädige Frau, die sich ohne verbergende Wand ringsum offen, nur perspektivisch — wie echte Liebe — dem Blick der Straße entzieht, möchte ich Ihnen wieder einmal das Drama erzählen, das ich immer zu schreiben vorgebe, während ich es lebe: von den zwei

Menschen, die sich lieben und einander mit den Augenblicken des stärksten Gefühls immer verfehlen — tragische, weil leider nicht moralische Verfehlungen.“)

So stehen die Wegbilder in der Erinnerung wie auf alten farbigen Stichen: hohe zweirädrige Karren, von Maultieren gezogen, von sonnverbrannten Männern mit rotem Gurt gelenkt. Modellgestalten: Frauen ohne Hüte mit bunten Kopftüchern, halbnackte Kinder mit bronzeglänzender Haut.

Ein Ufer: Schiffer und Fischer in runddachigen Laubenbooten, die das weiße, blendende Sonnensegel auf der glitzernden Wasserfläche schaukeln und spiegeln.

Rast an einer Weinbergsmauer, aus der ein kleiner Grottenbrunnen strahlt: Eidechsen schlüpfen zu Hunderten aus den Steinritzen, huschen die Wand hinauf, hinab oder liegen brütend auf dem flachen Gesimsstein in unendlicher Sonne.

Ein Steinbruch im Bergtal: Schlagen und Hämmern und von Zeit zu Zeit laute, erwiderte Warnrufe, denen der dumpfe Luftstoß der gesprengten Schichten folgt, die nun herausgebrochen werden.

Der Stein! Rauh und unverputzt bildet er hier graue Wände — rosa Pfirsichblüten stehen davor —, sparsam mit Mörtel verbunden, daß die scharfen Scheiben wie eine Scherbenmauer zu sehen sind; dort liegt er, bemoost und dunkler, in wagrecht zu einer breiten regellosen Treppe geschichteten kleinen Platten, als Dach auf den geringeren Häusern; in schmale, lange Streifen geschlagen, trägt er in den Weingärten die Rebengewinde, an den Straßen die Telegraphendrähte und die Laternen; in mächtigen quadratischen Flachstücken ohne aufgemauerte Gesimse säumt er, wie ein schmaler, unebener Grat, eine Brücke, einen Steilabfall neben dem Fahrweg; und wo nur Bauleute im Staub ihrer Arbeit beschäftigt sind, wirft er, unter dem Meißelhieb kreischend, seine Splitter weithin über die Straße. Alter Fels, steht er überall inmitten des lenzlichen Blühens.

Ein verwittertes, unwipfeltes Bauernhaus. Stufenplatten, wie man sie oft in die Weinbergsmauern, die Straßenhöschungen, untereinander unverbunden als eine urtümliche, einarmige Steinleiter einläßt, führen an der Wand bis zu einem großen balkonartigen, aber geländerlosen Flachstück, auf das sich die Thür öffnet. Darüber hängt auf rohbehauenen Vierkantonen wie ein Nest die hölzerne Galerie, und in der Höhe des Dachgeschosses tragen aufgemauerte Pfeiler statt Wänden das Dach: man sieht in einen lustigen Boden, in dem gelbe Maiskolben hängen. —

Aus diesen inneren Bildern, die vor der am Zuge vorüberfliehenden Berglandschaft stehen, wird langsam Wirklichkeit. Damit drängt sich das Gewohnte, überall Gleiche, das in der kennzeichnenden Erinnerung verlöscht, zwischen das Besondere, Südliche, und zerstreut es. Getünchte moderne Häuser stehen neben den Raubsteinwürfeln. Mit Freude aber sieht das Auge, daß auch hier Loggiendunkel schützend in die senkrechte Mittagssonne eingelassen ist, die am körnigen oder bröckligen Verputz herunterscheint und von Dachgesims, Fenstersteinen und -läden kurze, breite Schatten auf die Stirnseite der Häuser wirft. Dort hat eine seltsame Phantasie mit den fensterlosen Wänden gespielt, neuen Raum auf ihnen gedichtet und in die Körperwelt hineingetäuscht: schöne Architektur, Pfeiler, Fenster, Treppen, Balustraden, Statuen, sonnige Blumen, ausschauende Tiere, ein gespanntes gestreiftes Leinenschirmdach über einer Holzgalerie, ja selbst künstlichen Verfall, abgebröckelten Verputz, herausgestürzte Steine und blauen Himmel, der durch große Mauerlöcher hindurchscheint — aber friedlich das Dachgesims trägt.

Beglückter gleitet das Auge immer wieder in den wunderbaren lebendigen Schatten, der in alle diese, südlicher Glutsonne ausgesetzten, Häuser hineingebaut ist, oder zu den hängenden Galerien, mit denen die Wohnung aus der Dumpsheit der engen Mauern und niedrigen Decken hinausgebaut ist in die Luft, die hohe, freiwehende. —

Immer mehr tritt ein altes Wissen in mein Bewußtsein: daß all unsere Baukunst von Süden heraufgezogen ist. Ich fühle, daß ich in den stärkeren, geschlosseneren Strom hinein, seiner Quelle zu, fahre.

*

Nun bin ich Tage in Locarno am Nordrande des Langensees, wohne in einer stillen alten Villa, von den Wipfeln südlicher Bäume umgeben. Der Blick geht hinüber über Dächer und den See zu einer weißgipfligen Berggruppe. An den kühlen Aprilabenden flackert im marmornen Kamin ein Holzfeuer auf vorgewölbtem Rost und erwärmt im dunkelnden Verglühen das ruhige, hohe Zimmer. Wenn sich fast greifbar hinter den Wänden und Fensterläden das Städtchen und die durchstreifte Landschaft in Nacht hüllt, dann fließen in dem vom Tage wandermüden Geiste Eindrücke von Wegen mit gewohnten Gedanken und leisen Gefühlen, die wie Andeutungen alles Vergangenen den Menschen namenlos, unrufbar umgeben, zusammen in ein gleitendes Gegenwärtigsein, das in Traum und Schlaf mündet. —

Die Stadt mit Markt, Gewölbelauben, steilen Gassen, mit Hafen, Villengärten, antikem Kastell liegt am Abfall von Bergen, die mit kleinen, fast senkrecht über den Stadtdächern hängenden Ortschaften besetzt sind, und an der vom See und dem Schwemmland der Maggia gebildeten sich rundenden Bucht. Sie verliert sich hier gegen Solduno hin in weidenbestandenes Ried, nördlich in einer Strandpromenade über Rivapiana hinaus, am Castello di Ferro vorüber, zum Endkreisufer des Sees und steigt über sich selbst in schöner Wendestraße nach Trinita, Orselina, Brione empor. Jeder weitere Spaziergang, jeder Ausblick ist für mich noch ein Sichgestalten dieser Landschaft. Ich habe das oft erfahren, auch in Städten, wie derselbe Anblick sich vor meinen Augen langsam verwandelt, wie eine eindringende Fülle mich erst bedrängt, dann auseinander tretend den Blick unruhig nach allen Seiten zieht, um schließlich ein Festgefügtes zu werden,

das um mich ruht. Erst nach Tagen stand ich in der Säulenloggia der Madonna del Sasso mit einem klaren, sicheren Gefühl und unbeirrt. Wenn auch mein Blick nur mit halbgeschlossenem Flügel rastete, umfaßte er doch schon deutlich einen Bildausschnitt, die Gruppe des Tamaro drüben, von dem rings sich verschwommen herandrängenden Weiten nicht mehr gestört; und auch von der Nähe des bunten, spielerischen Wallfahrtskirchleins hinter mir, der Felsentiefe unter mir, die den Blick zum schwebenden Gefühl geschützten Schwindels lockt, nicht abgelenkt.

In meinem Geiste ruht jetzt eine Landgestalt: das breite, flache Flußthal des Ticin, das zwischen hohen Bergseiten, von hohen Bergen rückwärts im Osten verstellt, fast unmerklich an den See tritt, der es einst erfüllte. Die Ufer des Flußthals ziehen weiter als Ufer des Sees. Rechts und links von meinem Standpunkte ziehen senkrecht zwei Wasserläufe auf die breite Flußseefläche zu, der zerrissene Verzasca=Felsenschrund und das breitere Maggiatal. Ich fühle die nicht ganz nahen Geländeeinschnitte, deren flachste Ausläufer ich hier nur sehe, deutlich und wirklich in mir, als wäre ich das Land. Zwei Wanderwege sind im Hintergrund meiner Umschau mit ihren wilden Anblicken lebendig. Und auch den See hinab, so weit ich bis zu seinem flußgleichen Verschwinden sehen kann, und weiter bis zum hier verborgenen Mittelbecken der Dreiarmbreite, in der die Borromeischen Inseln liegen, wirken in mich getrunkene Bilder schattenhaft mit an dem Gewebe dieser aufgerollten Landschaft. Ein beschrifteter Saumpfad in den Felsen der halben Höhe zum Mauernest Ronco, in dessen Umgebung verlassene sonnige Häusertrümmer von Schlangen bewohnt werden. Die Uferstraße, auf der ich über dem Wellengerausch bis Cannobio fuhr. Der breite Dampferweg, der an malerischen Blicken vorüber zum großen Hafen von Laveno, dem Mailandhafen, führt und in der unbeschreiblich schönen Mitte des Sees, im Becken der Inseln, sich verliert. Bilder und Ansichten umgeben unsichtbar=sichtbar, ein erfüllter Hintergrund, in den diese erste,

selbst schon weite Nähe hineinreicht, den begrenzenden Ring des Gesichtsfeldes. —

Nach alter Sitte begeht man in Locarno den Abend des Karfreitages durch eine Prozession und reiche Beleuchtung der Häuser, an denen der Zug mit Kerzen, Rauch und eintönigem Gesang die Gottbilder, den überflorten ruhenden Leichnam und dahinter die aufrecht auf ihrer Bahre stehende Mutter, vorüberträgt. Die beiden großen Gestalten, schwankend unter dunklen, in anderem Takte schwankenden Baldachinen, ziehen in dem von den flimmernden Lämpchen durchleuchteten Dämmerdunst und Staub langsam über der zerstreuten Menge dahin, in der sich ihr Weg wie eine schmale Strömung abzeichnet, wie ein langsam rollendes Abfließen, der Endgasse des Marktplatzes zu, das plötzlich in dieses Mohnfeld von gedrängten Köpfen kommt. Das Wiegen und Stoßen, Heben und Sichsenken des Trägerschrittes ist in dem Weiterziehen der unbewegt in ihrer Bewegung ruhenden Figuren, die nun — wie sie dort hoch über vorangetragenen Kerzen und Kinderstimmen, von schwarzem Banner halb verdeckt, eine enge Berggasse herunterkamen — sich wieder in einer steilen Straße hinaufwenden, daß der Gesang an steinernen Wänden emporhallt.

Die Stimme eines Spötters hinter mir verlangt in trübenem Italienisch, man solle die „Marcia Margherita“ singen, worauf Lachen und Zurückweisungen antworten. Die Menge verläuft sich. Überall an den Häusern, die den sich langsam leerenden Marktplatz umstehen, löscht man jetzt, von den Fenstern aus und auf Leitern, die kleinen gläsernen Lämpchen. Die hohen, eben noch flammenbekränzten Portale recken sich ins Dunkel der Stockwerke auf. Die Figuren an den Hausmauern, Kreuz, Sarg und Stern, verzucken Licht für Licht; aus den tiefen Steinlauben der oberen Geschosse, deren Gewölbedecken hell aus dunklerer Hauswand ihre Bogen über die Wallfahrt spannten, werden die Lampen und Leuchter hinter die Fenster hineingetragen. Aus dem Verlöschen und Sichverlieren so vielen rot- und gelbdunstigen Scheins

klärt sich das kühle Blau des Mondes, der bisher kaum sichtbar dämmernd in allen Schatten lag. —

Stiller, sterngleicher ist, von der Raipromenade draußen gesehen, die absichtslose Illumination des Berges, der mit spitzen elektrischen Lichtfunken, die da und dort zu Sternhaufen sich scharen, übersät ist und darunter im Mond wie ein schattenhaftes dunkles Gewebe, wie ein hoch herabwallender Vorhang, dämmernd, der schwer in dunkle, spiegelnd ihn tränkende Flut taucht. Die Prozession, die gläubige Menge, die zuschauenden Fremden, alles ist wie in den Berg hineingeschwunden, der sich wieder geschlossen hat. —

Auf der Reise sind die Vorhänge vor den Dingen, zu denen Gewohnheit alle Dinge verwandelt, hinweggezogen. Das Auge sieht, das Ohr hört wieder; die Bilder der Wirklichkeit versinken nicht mehr, ohne Wellen zu schlagen, in die längst in uns vorhandenen starren Erinnerungsspiegel. Unter fremden Menschen, fremdem Volke wird man der Menschheit und des Volkes aufs neue gewahr. Man sieht ihr Treiben und Tun, wie das irgendeines interessanten Tieres, im einzelnen; wie das in aller Erregung gleichmäßige Wallen eines Stromes, wenn man das Ganze betrachtet.

Ich habe auf einer Brücke über dem Fluß stehend und in die ziehenden Wirbel, an den Fuß der stromaufwärts wandernden Pfeiler, hinunterblickend oder weit stromab vom rückwärtschwebenden Geländer ausschauend, ein schwingendes Gefühl von der ewigen Gleichheit aller Wandlungen im Wasser unter mir. So stehe ich in fremder Umgebung über dem Leben. Dann ist es mir ohne Vergangenheit, ein geschichtslos Gegenwärtiges wie der Strom. Nicht Ueberbleibsel einer verschollenen Zeit zogen dort in langer Prozession vorüber. Mich dünkt: das uralte lebendige Heidentum selbst, verworrene Todes- und Mutterschaftssymbole tragend, schritt feierlich durchs Gedränge, noch heute unwissend den Unwissenden einen Prunk und einen Kult zeigend statt des immer Gesuchten, nie Findbaren.

Auf dem Dampfer traf ich einen Lustspieldichter und fuhr mit ihm den See hinab. Indessen die Isolette di Brissago, steil hinaufgebaute Städtchen am östlichen Ufer, das Dorf Maccagno und seine mit mächtigen Untermauerungsbögen in die abfallenden Gestadefelsen gestellte Kirche, westlich die Castelli di Canero — dunkel sich vom Land trennend wie auf die Seefläche geschleuderte Würfel — vorüberzogen, gestand er mir, daß ihn das Leben beunruhige, daß er sich immer wieder gezwungen fühle, darüber nachzudenken. Er hätte es schon einmal, vor zehn Jahren etwa, so gut verstanden; damit hätte er sich denn damals beruhigt, weiter Lustspiele geschrieben und bei dieser Arbeit gar nicht mehr an die ganze Sache gedacht. Nun sei sie ihm auf einmal wieder zum Bewußtsein gekommen. Entweder hätte er seine damalige Lösung des Problems vergessen oder sie genüge ihm heute nicht mehr. Kurz, es sei wieder alles rätselhaft und fragwürdig. Im tiefsten beunruhigt fahre er nun nach Italien. Hilfe auch das nichts, würde er über das Leben einen Roman schreiben müssen. Für diesen letzteren Fall konnte ich ihm eine Figur beisteuern, die ich ein paar Tage vorher in einem der kleinen Nester, wie sie überall hoch an den Bergufern, langsam zurückschwindend, über unserer Fahrt standen, getroffen hatte: einen fast tauben jungen Deutschrussen, der ziemlich verkommen in einem elenden Albergo dort oben in Pension lebte und so viel trank, daß von seinen geheimnisvollen auswärtigen Geldgebern plötzlich der Pensionspreis auf die Hälfte herabgesetzt worden war. Ich schilderte, wie er immer sehr rasch, sehr ausführlich und im selbstverständlichen Konversations-ton, aber fast immer mißverstehend, antwortete, woraus zu schließen, daß er erst sehr spät sein Gehör verloren; und da er zudem noch jetzt von russischen Studenten in seinem Schlupfwinkel aufgesucht werde, sei nichts sicherer, als daß er bei einem Bombenattentat das Trommelfell —

Schon unterbrach mich der Lustspieldichter, der von den komischen Möglichkeiten dieser Gestalt gefangen war: er werde doch wohl keinen Weltanschauungsroman, sondern wieder

ein Lustspiel schreiben und die wundervollen Momente, die in der Schwerhörigkeit und der häufigen Trunkenheit des Mannes lägen, nutzen. Auch den Zeitcharakter dieses russischen Revolutionärs erklärte er für außerordentlich günstig und sah, mit innerlichem Lächeln für sich weitergestaltend, gar nicht, in welches Schwimmen aufgelöster Farben wir hineinfuhren. Gegen den dunklen Vordergrund des Inselchens San Giovanni mit dem Schwarz-Grün einer üppigen Parkflora stand ein lichtgraues unvergleichliches Blau, in dem der ganz abgesonderte Kegel des Monte Orfano mit hellen Sand- oder Schutthalden fast schwebend oder gespiegelt erschien; vor den verblaßten Schneebergen wie eine schon sich lösende Wirklichkeit vor Erinnerungen. Wir landeten an der Isola bella. — Hier verlor ich den, vor den Lebensskrupeln wieder einmal geretteten, Lustspieldichter im Gedränge der Geführten.

Immerwieder: in die Gemächer und Hallen des Schlosses, die der Reisende durchschreitet, um Bauwerk, Räume, Gemälde, bildgewebte Vorhänge zu sehen, in die Laubengänge und breiten planan Aufbaustufen des Gartens, auf denen gepflegte südländische Wunderbäume und Blütenwipfel im raumvollen Frieden der künstlichen Pflanzung stehen, wirkt eine Blickweite, ein großer Hintergrund hinein, bis er, an jeder neuen Stelle des Rundgangs wieder und wieder still, lautlos und weit erscheinend, alles durchdrungen und die blühende Insel mit ihrem breiten, kühl-wohnlischen Schloß und ihren barocken Gartenbauten ganz nur zur Sichtwarte gemacht hat, in ihn zu versinken. Raschen Schrittes geht der Reisende an den hohen, steil in Wipfel abfallenden Bord der Pinienterrasse. Dort steht eine Bank, vor der die lichte Weite von zwei schwarzen Zypressen eingerahmt ist. Reich und ruhig liegt ein breites Landschaftsbild da, in dem auch die Höhe, die nördlichen Schneegebirge, über der angedeuteten Längsdehnung des Sees, gelagert ist und ins südliche Gefühl des Breiten, Weiten eingeht. Östlich von diesem hellfarbig schimmernden Hintergrund tritt die zwei-

gipfelige Steilpyramidengruppe des blaudunklen Monte di Ferro über Laveno höher, wie ein seitlicher Wächter, in den Vordergrund des Bildes — und doch auch noch weit über dem kristallinen Becken und seinem Leuchten. Ihm gegenüber tritt der villenbesetzte Landvorsprung von Ballanza an den nach Norden schwindenden, fern noch höher aufleuchtenden Seearm. Große weiße Häuser, Schlösschen, Villen, Gasthöfe hellen mit unruhigen luftzitternden Rändern aus dem Grün heraus: von der vorgelagerten stillen Schloßinsel — *isola madre* — zurückgeschoben, wie von den blauen halbhohen Hintergrundbergen der Schweiz vorgelassen; gestaltet, lebendig. Die flüssige Ebene scheint wie in ganz leicht bewegter Schale zu schweben. Alles ist wagrecht: die weißen Berglinien, wie die einander überschneidenden Uferstriche, zwischen die der ganze Zauber des Bildes eingebettet ist. Der nordische Geist, der in Höhen und Tiefen lebte, der stieg und sank, der in dem ewigen Wirkungsraum der Schwere, hinab und hinauf, alles in die Einheit einer überwundenen und einer überwindenden Kraft band, der erlebt hier ein Neues, der erfährt das Vielsache, das zur Kraft und zum Willen keine Beziehung mehr hat, das nicht aus uns kommt, sondern uns zuteil wird: Ruhe und Vergessen des Ichs. —

Der Blick wird zur Rundschau oben auf der höchsten der zehn aufgemauerten Terrassen: ein von Baumkronen und -zacken zerschnittenes Höhenbild, Gipfel, Wipfel und von der Ferne zwischen sie emporgehobener Wasserspiegel.

*

Den Luganer See sah ich zuerst an einem grauen Vormittage, von Luino in Ponte Tresa ankommend und dann im Regen mit dem Dampfer nach Lugano fahrend — die kleine Wasserschale von Ponte Tresa mit dem schmalen Paß, in dem das Schiff fast die Ufer streift, die vorspringenden steilen zypressenbesetzten Treppenterrassen von Morcote — dann von Menaggio her in Porlezza mich einschiffend und den nördlichen Arm hinabfahrend.

Die beiden Nachbarseen, zwischen denen der Luganer See, wie bedrängt und in die Enge getrieben, schmal da-
liegt, übertreffen ihn: der Langensee an Großartigkeit, Weite
und Vielsältigkeit, der Comer See an Schönheit. So
schwinden die Bilder, die man vom Luganer See davon-
trägt, hinein in die kraftvolleren Eindrücke, die das Gedäch-
nis von den andern bewahrt. Aber ein Bild voll aller Zau-
ber ist mir lebendig geblieben. Es ist auf die Lettnerwand
in St. Maria degli Angeli gemalt: die „große Passion“
von Luini. Die Mauer, die es trägt, verliert fast ihre archi-
tektonische Bedeutung. Das Bild entkörpern sie. Und doch
ist es schmückend, eingegliedert und sichtbar in starken Senk-
rechten gestaltet, so daß es in dem Bereich baulicher Kräfte
in seinem eigentlichen Bereich steht. Das geordnete Inein-
ander all der Passionszenen auf dieser weiträumigen Fi-
gurenwand, in der mitten der Tod am Kreuz alles groß
übertagt, leuchtete mir herab wie eine vollkommen darge-
stellte dramatisch=tragische Katastrophe, in der alle Schritte,
die zu ihr geführt haben, anklingen müssen — wie hier die
Szenen der Hinter= und Nebengründe! Ich sah eines mei-
ner innerlichsten Erlebnisse mit einem sichtbaren Bilde ver-
bunden, so wie der mittelalterliche Allegoriker Empfindungen
und Lebensindrücke in durchsonnenen Zeichnungen festhielt.
Diese große Passion ist eine gemalte Tragödie. Im höchsten
Sinne! Denn das Drama ist malerisch gegeben, in einem
Hineinwirken von Umgebung in eine diese Umgebung in-
haltlich wie dekorativ endende und ins Ewige hinaufhebende
erstarrte Mittelgruppe: der sterbende Christus und zu seinen
Füßen Magdalena. —

Seiner eigenen Fülle gegenüber unmächtig muß der Mei-
ster von der vollendeten Wand an die niedrige Kirchentür
zurückgetreten sein, als man die Malgerüste losgebunden
und niedergelegt hatte; aufschauend und das Bild mit dem
Blick umspannend das schmerzliche Loslassen des beendeten
Werks empfunden haben, sein Insichsein und Sichverschlie-
ßen. Die schmerzvolle Freude und das in großen Bildern

nachwogende innere Leersein, das tanzende scheinbare Schaffen, mit dem die letzten Schatten der hinausgeschleuderten Geburt den Geist verlassen, der wieder empfangen will, wird sich dem durch die Vollendung entwurzelten Meister verglichen haben mit dem ersten Aufzucken des Werkes, als er dessen Blut und Fülle noch in sich trug. —

Der Erfolg des Gottglaubens, der vor dem Bilde einer großen menschlichen Passion aufgebaut wurde, ist nicht verwunderlich. Die irdischen Leiden brauchen diese Luftspiegelung ihrer selbst, um mit Hilfe des höchsten Gefühls, für das man die unbegriffenen Worte „ewig“ und „Ewigkeit“ bildete, ertragen zu werden. So tausend Passionen, durch die und an denen vorüber der Weg führt, stützen solchen Glauben.

In diesem Lande sieht man eine seiner Schwächen, sein geringes unlebendiges Verhältniß zum Tier. Mit beengter Seele und gebundenen Händen muß man an seinem Leidenswege stehen. Denn es ist in diesem schweizerisch-italienischen Lande noch kaum eine einzelne willkürliche Grausamkeit, die das Blut in den Hals treibt, die Abwehr und Eingreifen aufruft. Es ist die schon das Abwehrgefühl lähmende, den Willen dumpf betäubende allgemeine Vergewaltigung des Lebens im Tier, die jeden erhobenen Arm rasch herabfallen läßt. —

Jetzt ist die Zeit, in der die Ziegen geworfen haben. Wo ich noch in den Bergen an felsigem Pfade diese geschickten Kletterer traf, die auf und zwischen den Steinblöcken stehenbleibend mich mit ihren klugen Augen ansahen, manchmal sich zu mir drängten, als sei ich ihr Hirt, manchmal in raschen Sätzen über Schutt und, den Hufen nachspringendes, Geröll flüchteten, quälte mich der Gedanke, daß man dieses mythische, freie Bergtier schlachtet, daß man es nicht dem raschen Geschloß des Jägers überläßt. Überall in den dunstigen vergitterten Metzgergewölben hängen jetzt im Felle die an den freigelegten Flechsen der Hinterfüße auseinandergespannten geschlitzten Leiber der kleinen Zicklein. Auf

dem Vorderdeck fast jeden Dampfers, der die Flut dieser paradiesischen Seen durchschneidet, liegen in Körben, Säcken und lattenverschlagenen Kisten gepfercht oder auch bloß mit den Beinen zusammengebunden und bewegungsunfähig auf die Seite gelegt, mit Kinderstimmen durcheinanderschreiend, vierzig bis fünfzig der jungen Tiere: alle in drängenden vergeblichen Versuchen, ihre quälende Körperlage zu verändern. Einige Reisende stehen wie festgehalten dabei, mitleidend an den Leiden der Kreatur und angegraut von der Nähe des Todes über den gebundenen Tierchen mit den weichen Fellen. Andere wenden sich ab und gehen, von den meckernenden Schreien verfolgt, zur Maschine und aufs Hinterdeck. Irgendein einfacher Mann ist freundlich zu den Tieren und streichelt sie.

Wie Dunst und Rauch lagern sich die erlittenen Gefühle über die sonnigen Gestade. Erst auf einsamen Uferhöhenwegen weitet sich die Brust wieder. Die Luft stürzt befreiend in sie hinein, scheint in alle Adern zu dringen und im Ausfließen die Qualgedanken wegzutrinken. Im Steigen tritt Schweiß aus den Poren, der im leichten Wind kühlend trocknet.

*

Die Erregungen, die ich von diesen Landschaften und Bildern empfing, haben sich gesteigert und ein Grundgefühl in mir geschaffen, das wie eine feinste beweglichste Membran imstande ist, die idyllische Schönheit und das heroische Pathos des Comer Sees, die einander durchwirken, in dieser In-Einsheit lebendig werden zu lassen.

Como im breiten Tal zwischen Hügeln — ein Bergschloß, der Brunate mit auf den Hang geschriebenen Anpreisungen — verrät noch nichts. Man schlendert, da das Schiff seeaufwärts erst am Nachmittag fährt, durch die Straßen. Man geht zum marmornen Dom: seine herrlichen Seitenportale — Architektur in Quintessenz: Raumgebilde in Fläche, Relief; dabei in sich doch ganze Gebäude — fesseln das Auge außen am längsten auf den Gebäudefuß und geben dem Dom in

der Erinnerung jene nahe Höhe des Hinaufwachsens der Wände über den Blickrand. Am Kai kauft man beim fliegenden Händler Orangen und setzt sich erwartend auf den im Hafen liegenden Dampfer, auf dem eben erst die Maschine geheizt wird. Die elektrische Bahn bringt viele Passagiere und Koffer. Das Schiff füllt sich rasch. Man schaut dem Treiben gleichgültig und wartend zu. Dann ist die obere Brücke des Schiffes dicht besetzt.

Mit dem ersten Schlage der Räder beginnt der Zauber, der nun wächst und allmählich das Schiff ganz umspinnt, wie Schein und Schatten des aufspiegelnden Wassers, in dem es dahinfährt: im niederreichenden Dunkel von Gewölk, auf klar-ruhigem Wasser, dem weißen, sonnenhellen Schneegebirge zu. Feierlich andächtiges Hineinfahren! Ein Nah- und Großwerden der Ufer mit Terrassen und Villen, Gondeltreppen, Häfen, vergitterten Bootseinfahrten, Segel, schattige Anlandebuchten, in denen ganz dunkles Wasser die moosigen Stufen und den vasengekrönten Torpfeiler, in wellende Länge gezogen, spiegelt. Wachsen und Schwinden. Rundwerden eines hellen Dörfchens zu einem steinernen Raumgebilde mit Brücke, Felswasserfall, Schattentorweg, steigenden Straßen, Balkonen, — Zurückfallen an den Uferzug, in dessen Dunkel das Dorf rückwärts wieder nur noch wie ein Punkt leuchtet. Am anderen Gestade fernes Deutlichwerden einer großen Villa, über der eine schwarze Schlucht den Berg zerreißt. Ohne nahe zu kommen, kaum vom Feldstecher aus der großen Fläche des aufgespannten Bildes ins Räumliche herangerückt, zieht sie vorüber wie ein bezeugendes Schiff.

Immer wieder in die bewegten, einander schneidenden Schrägen der Ufersenkungen die steilrechten Zypressen: Stolz, Ruhe, Unwandelbarkeit, wie ein Hinweis auf die Berge und den kristallinen Himmel über Wind und Gewölk. — Zunehmende, böig von den Schneefeldern oben herabwehende Kälte. Sobald nur das Schiff aus der über den rauschenden Wellen blitzenden Spätnachmittagssonne in

die großen Bergschatten tritt, scharen sich die Fahrgäste um den warmen, dicken Rauchfangmantel. So fahren wir um die zauberhafte, umbrandete Punta Balbaniello, wo einst die „Villa Tragödia“ des jüngeren Plinius stand, jetzt ein Schloßbau des achtzehnten Jahrhunderts aus der Fluttiefe steigt, wie Odysseus um das Sirenenkap, an den Mast gebunden, hinübersehend. —

Nun bleibt die Tremezzina hinter uns zurück. Das Boot fährt nach Bellagio hinüber.

„Paene insularum, Bilacus, insularumque, ocelle

Hoc est, quod unum est pro laboribus tantis.“

Durch dunstlos reines Dunkelwerden, in dem alle Dämmerung und Weichheit nur Farbe ist, nur ein Sichverhüllen in eigene Wesenheit, schleierloses Eingehen in ein Immer-tiefersein, fährt das Schiff. —

„In Venedig gefällt es mir nicht so gut. Da hat man so wenig Grün.“

Über dies Bruchstück einer Gasthausunterhaltung am Nebentisch verständigte ich mich wortlos mit einem jungen Maler, der in einer Fensternische saß, so daß wir nach dem Essen noch ein paar Schritte zusammen in die Nacht gingen. Er war zu Fuß aus dem oberen Engadin gekommen: Maloja, Bergell, Chiavenna, Colico. Uns verband, wie ein im Hintergrund des Gesprächs entdeckter gemeinsamer Bekannter, ein Stück Wanderweges, das nun uns beiden in der Erinnerung sichtbar ward. Ich dachte an Maloja und sah die Straße mit steilen Wendungen ins wilde Bergell hinabziehen, die er geschritten war. Ihm mochten andere Bilder erwachen. Wir schwiegen, gingen selbander in der erinnerten Landschaft dahin. —

Der nächste Morgen ist sonnenblitzend, klar mit kühlen, noch tiefen Schatten.

Ein Mann begegnet mir. Ich muß ihm zurufen: „Bello giorno oggi.“ „Bellissimo“, steigert er mich, offenbar vor allem meinem sichtbaren Entzücken Ausdruck gebend. Der Weg steigt und fällt. In dem gewundenen Steingang kommt

unsichtbarer Gesang herauf und klingt plötzlich dicht neben mir in einer Mauerrundung, in der er sich fängt. Ich stehe, ungesehen noch, einen Augenblick mitten in diesem Singen einer Mädchenstimme und lausche unbewegt. Jetzt eilt das Lied wie ein Hündchen zu der Singenden zurück und kommt dann langsam mit ihr näher.

„Daß eine Landschaft dich zu Tränen rührt
und daß du über See, Gebirge, Bäume,
Gärten und Luft, Felsen und Morgenlicht
wie über leuchtendes Menschenschicksal weinst —“

Da sieht mich das Mädchen und verstummt.

Ich steige die breite, sanfte Zypressenterrasse von Loppia hinan, durch noch erkennbare, nicht mehr gepflegte alte Gartenanlagen und zwischen Land- und Weingärten hin. Rechtsfern, still, einsam, morgenunwoben die Villa Giulia.~

In lauter Sonne zur Villa Serbelloni hinauf, auf die parküberwucherten Felsen, in denen sich die schon flach gewordene Halbinsel noch einmal erhebt: über Land und drei Seearme, in weitem Kreise von einem Rundbild hoher Berge umstellt.

Hier ist kein Erlebnis, das man in sich steigern kann, das mit dem inneren Wortwerden über sich hinauswächst. Man fühlt, daß nur die Wiederholung — wie bei den Jahreszeiten, die das Gefühl immer wieder neu und mit eröffnetem Eindringen in vielfältige Erinnerungen erleben muß, um sie zu besitzen — zu ihm zurückführt.

Ich lief viele Male die Wege zurück, um jeden einzelnen Platz, jeden Augenblick festzuhalten, diesem raschen Genuß eines Vormittags Dauer zu geben. Schon dies Verwirrende ist kaum zu bewältigen, daß der Ausblick nach allen vier Windrichtungen jedesmal ein neues, in sich geschlossenes Landschaftsbild öffnet, das dann mit dem benachbarten verschmilzt und das Auge weiterleitet, fast im Wirbel.

Der Südblick: die erst niedersteigende, dann sich hochhebende Reben- und Gartenhalbinsel zwischen den zwei Seen, von denen der, der Sonne entgegenliegende, Lecco=

Arm im Lichtduft perlt und flimmert, der blaue, ruhig beleuchtete Como-Arm rein=weiße Segel trägt, zieht, wie ein Wandelbild von Osten kommend, weiter und zeigt jetzt Bergabfälle drüben, das Städtchen Varenna an einer Bucht und statt der eben noch langsam sich senkenden Gartenstufen tief unten am hellen Felsen ein sonnenbeschienenes Boot, in das man fast wie aus dem Luftschiff hineinsieht. Durch Felsengalerien und von Ferne überschüttete Gartengänge ist man auf die höchste Warte gestiegen, einen Platz mit Bäumen und Mauertrümmern. Hier setzt sich der Ostblick nach Norden fort. Die glänzende Seefläche steigt mit Kulissenvorsprüngen bewaldeter Felsen, sich verjüngend, dem weißen Abschlußgebirge zu.

Ein Holzschnitzer, der, vor seiner Verkaufsbude sitzend, einen Uhu schneidet, wendet auch einmal das Auge hinaus und sagt: „Un piccolo posto ma il più bello in Italia.“ —

In einer niedersteigenden Allee hoher Bäume steht mitten zwischen den dunklen Wipfeln, hellblau schimmernd, eine ferne Schneepyramide. Man muß die Augen schließen, um hindurchzukommen, um sich von diesem Paradiesgarten loszureißen. —

An einem warmen regnerischen Vormittage fuhr ich zur Villa Karlotta hinüber, dem stolzen Erholungssitz des Herzogs von Meiningen. Das Wetter hellte sich auf. Aus dem Regen war ein perlender, lichterfüllter, fast blendender Wasserdunst geworden, der keine Ferne freigab, aber die be rauschenden Blüten- und Farbenorgien des künstlichen Karlottagartens zu wunderbarstem Leben kommen ließ — und die Touristenfülle fernhielt, so daß wir nur zu zweit geführt wurden und in aller Muße und Ruhe durch die Gänge des in dem tropischen Aftgewirr überall tropfenden Parks wandern konnten. Die gewaltigen Baumstämme, an denen wie Schlangen die armdicken Riesenglyzinen hingen, die Rasen farbigster Blumen- und Blütenwellen, die sich zwischen den waldhaften Teilen des Gartens an freien Abhängstellen, an Terrassen und Blickpunkten in unübersehbarer

Fülle hervordrängten, das Waldtheater der unheimlichen australischen Farnkräuter mit ihren mannshohen, kahlen, schwarzen Stämmen — das war in dieser warmen, feuchten, brütenden Luft unter der hellgrauen, blendenden Glaskuppel des Himmels wohl das großartigste Treibhaus, das ich je sah.

Während im Park der Villa Serbelloni alles von der herrlichen Lage und der in jeden Winkel der Baumgänge hineinwirkenden, =leuchtenden Ferne bestimmt wird, ist hier alles Nähe, unmittelbare, fast ängstigende Gegenwart der bizarren, grotesken Pflanzenkraft der Erde, die den Menschen im Banne der seltsamsten Märchenwesen, in Blütenschlingen und grünen Fangarmen, festzuhalten scheint. — — —

*

Wieder habe ich den Alpenwall durchfahren — gleich bis zum Bodensee, wo mich der schönste deutsche Frühling erwartete, den ich erlebte; ein Frühling, neben dem alles südlich=üppige Pflanzentum wie ein schwerer orgiastischer Traum vor der lichten Helle eines reinen, sonnig=klaren Morgens versinken muß.

Das Schweizer Ufer am Rhein und Untersee — etwa von Konstanz bis Steckborn — ist Wiesengelände, an das Berge herantreten, die hier Gärten und Villen, dort Reben, drüben Gipfelwald tragen. Und dieser am Ufer sich hinziehende, buchtige, von einer schönen Straße und einem Schienenweg durchzogene Wiesenstreif ist mit Tausenden von Obstbäumen bestanden. Die Straße entlang stehen sie, über die Gartenmauern in den kleinen, altertümlichen, langgestreckten Uferstädtchen und =dörfern heben sie ihre Kronen, an den Rebbergen treten sie in Haine zusammen, die Häusergruppen sind von ihren Wipfeln weich umwölkt. Jetzt standen alle in weißem Blühen, als blühte das Land selbst.

Der Tag, an dem ich zu Rad durch dies Blühen fuhr, war sonnenlicht und klar. Der See war ganz blau; über seiner gesättigteren, tieferen Farbe stand lichter und heller

das Blau des deutschen Ufers, der Reichenau, der Hegauhöhen, des Schienerberges. Alle Farben lebten: das Rot jedes Kirchendachs, das Grün des Ufergrases, das Schwarzbraun der Stämme, in denen der neue Saft trieb — alles jubelte zusammen mit diesem wie in tausend und aber tausend Wölkchen über dem Lande stehenden Blütenweiß.

Ich fuhr ganz langsam durch den über den Weg ziehenden, trunkenmachenden Duft, durch das vereinzelte Schneeflockenwehen von Blütenblättern. Alle Sinne atmeten, tranken.

Dort schob, wo der Weg eine tiefe Bucht umholte, unter dem Blütenast ein Horn sein Dorf und seine rotdachige Kirche vor, daß das farbige Spiegelbild in Schlangengewellen bis ins nahe hellgrüne Schilf oder in dunkel starrende Vinsenspeere spielte.

Hier standen alle Gartenmauern wie festlich mit Riesensträußen besteckt. An anderer Stelle sah es aus, als blühte der ferne Wald mit großen, schweren, weißen Ballen.

Und immer umfloß den Fahrenden der würzige, herb-süße Duft der unabsehbaren Blütenweite des deutschen Frühlings.



In den Niederlanden

In neuer Weise lagern sich in dem von einer Reise Heimgekehrten die Eindrücke. Er kann sie in jedem Augenblick der Zeitfolge nach hervorrufen: es entsteht dann in ihm ein wundervolles Bewegungsgefühl, das jetzt ganz Gleiten geworden ist und gefahr= wie mühelos streckenweise in einem Vielhundert=Kilometer=Wegzeitmaß dahinfährt. Andererseits bilden sie bald eine Einheit, deren Teile in uns fast weglos nahe beieinander stehen. Sie drängen sich auf der Landkarte zusammen wie die Stadtumrisse, die auf alten Kartenblättern in das Plannetz eingezeichnet sind. Es gesellt sich, bei einer holländischen Reise ganz besonders, nun zur Welt der Wirklichkeit noch die gemalte hinzu, deren fast traumhaft=unvermittelte Bilder in der Erinnerung — wie das ja auch im Traum einen Vergleichsvorgang hat — körperhaft werden, sich gewissermaßen aus der Fläche in den Raum drängen und mit den bildhafter werdenden Eindrücken der Wirklichkeit gleichstellen.

Ich will gestehen, daß sich mir in Brügge und mehr noch, als ich auf dem Kanal von Brügge nach Sluis an Damme vorüberfuhr — Damme lag flach, wie hier alles, am Grunde eines sehr hohen und weiten Himmels, unten zwischen den von vielen Stürmen gebeugten hochwipfligen Kanalpappeln —, daß ich, als Damme hinter unserem Dampfer immer mehr zurückschwand, in einer romantisch=jugendlichen Umwandlung auch noch literarische Bilder den gemalten und den wirklichen beigesellte: de Costers Nilienspiegel; und der starke, große Geist des Heldenbuches trat in mein Verhältnis zu diesem Land und Volk, zog, auch als ich nicht mehr an diesen guten Geist Flanderns dachte, mit als ein keckerisch=freimütiges, mannhaftes Tatgefühl.

Gent war die erste Station. Der Jahrmaktsstrubel der Weltausstellung mit ihren unfertigen Gipspalästen, ihren Schreiern und anderem Lärm drängte sich großsprecherisch vor die Schönheiten des alten Stadtteils, die wie in Stille

und Dämmerung dahinter lagen. Hier, mehr noch in Brügge und den kleineren Städten, die ich sah, aber selbst auch in Amsterdam, empfand ich die gute Erhaltung des Alten, der Bauten und Eigentümlichkeiten als Folge des zurückgeebten Lebens, das nicht abreißend, neubauend, umformend, verwandelnd in gleicher Stärke fortlebte. Die Geschichte bestätigt es; auf welch gewaltigem Ehemals an politischem, kulturellem, geistigem Geschehen, an Kunst und Handel ruht das heutige Holland!

Da steht das alte, feste Grafenschloß mit seiner wie ein Schiffsbord gekrümmten mächtigen Umfassungsmauer im schlammigen Stadtwasser. Durch die starken senkrechten Pfeilerstützen der runden Wehrgangausbauten, oben in den Mauerrand eingelassene Zinnenhalbtürme und durch dazwischengestellte Streben starrt der Unterbau des Schlosses wie schienenbewehrt, angreifend statt abwehrend — weil er sich nicht mit der einen bandartigen Wagerichten der Rundmauer breit hingelagert, sondern sich mit diesen harten, kantigen Senkrechten drohend in den Grund gestemmt hat. Man möchte hier fast stärker an eine architektonische Idee, als an einen Nutgedanken glauben: so prachtvoll wächst mitten aus dem Pfeilerring der zinnengekrönte Vierkant des Donjon oder Meeste-Toren, der Hauptbau, und seine mit Dachturnerkern wie mit Stoßhörnern geschmückte Steinstirn. Die im zwölften Jahrhundert erbaute Zwingburg war die Residenz der Grafen von Flandern. Geschichte wird lebendig: Unterdrückungen, Aufstände, Soldtruppen der Zwingherren gegen bewaffnete Wilden, Parteien gegen Parteien. Über dem Kampf der einzelnen steht der Kampf der Gruppen, in dem die einzelnen durch Geburt oder Zufall ihre Partei erhalten, wie Steine eingemauert in ein Ganzes, das sie mit tragen. Der Wille der Natur und des Lebens, Welt und Dasein aus immer größeren Teilen zu bilden, die in sich wieder ganze Einheiten sind, schafft die in sich geschlossenen, einander feindlichen Parteigruppen, läßt Menschen einander zerfleischen und töten, die durch nichts als einen Vorstel-

lungszwang in Gegnerschaften gebunden sind. Ein ewiges Gesetz wirkt und zerspaltet die ins Große wachsenden Einheiten in Teile, die, sich befehlend noch, organische Glieder desselben Ganzen, Kinder derselben Zeit und desselben Geistes sind. Nicht fern vom Grafenschloß, am Freitagsmarkt, steht das Denkmal des Aufrührers und diktatorischen Weberanführers Jakob van Artevelde, den man den „Hauptmann von Gent“ nannte, stehen die Gebäude des sozialistischen „Vorruit“ („Vorwärts“); das Kaufhaus trägt die Inschrift: „Verflieden aller Landen, verenigt Uil!“

Vor alter Architektur hat das Straßenleben einen weniger nüchternen Charakter, als wir ihn gewohnt sind. Hier paßt die flämische Sprache, die man auf dem Markt, in der Fischhalle, von Fuhrmännern oder Schiffsleuten hört, in ihrer Mischung von Fremdartigem und Stammverwandtem, das den Deutschen immer wieder Worte und ganze Satzstücke verstehen läßt, gut zu dem altertümlichen Hintergrund — als erklänge um seinen Mauersockel eine aus der Zeit der Bauten stammende, wie sie stehengebliebene Sprache, ein älteres, urtümlicheres Deutsch. Gleichzeitig stellen sich uns in den Gesprächen — denen man halbverstehend zuhört oder die man auf dem Umweg über das Französische, vielleicht auch so führt, daß jeder seine Sprache langsam spricht und leidlich gut den Worten des Partners folgt, der ebenso in anderer Sprache hört als antwortet — die Flamen dar als eine freundliche, etwas weichere Abart von uns. Doch spielt hier der französisch-belgische Charakter noch stark herein.

Immer wieder verliert man in den sich drängenden Bildern der Reise das einzelne vor Neuem, das anstürmt. Und immer wieder findet man, daß die versunkenen Einzelheiten umfassende Anschauungen, Lebenszusammenhänge geworden sind. Das aus dem Sinneneindruck in uns Untersinkende formt ein fast körperliches Gefühl von der weiten Wirklichkeit der Dinge, nicht ein kahles Wissen — und es verwandelt, wenn es hinzutritt, gelerntes Wissen fast erneut in Sinneneindrücke. So schöpft der hier Reisende aus dem

Zusammensehn der holländischen Landschaft, dieser Städte und dieses Volkes mit der niederländischen Malerei ein neues Erlebnis, in das freilich zahllose alte Eindrücke sich verweben. Man empfindet: welche Sichtbewußtheit hat hier das Leben aus sich entwickelt in seiner Malerei! Unter welchen es verewigenden Augen ist es durch Jahrhunderte gelebt worden! Eine Helle von Gegenwart kommt in die Vergangenheit Hollands, in eine einsame, entlegene Natur, in eine stille, der Straße entzogene Bürgerlichkeit, in seine Arztstuben, seine rauchigen Dorffschenken, seine Kirmessen und sonstigen dörrerlichen Feste, in seine alten Häfen, seine Fischerflotten und seine Marine hochbordiger schwimmender Holzburgen. In dem breiten Strom dieser Malerei fließt alles mit. Immer Neues halten die zahllosen Maleraugen in Bildern fest. Die ununterbrochene Kraft des Sehens und der farbigen Gestaltung im niederländischen Volk wird fast das stärkste Reiseerlebnis. Die Malerei erscheint nicht mehr wie ein Schmuck, mehr wie eine Wiederholung, eine zweite Blüte des Lebens, das sich in seinem einfachen Dasein nicht erschöpfen kann, das zu viele Gestaltkräfte übrig behält. Die Fülle ist dem Rückschauenden schon unübersehbar — und Nebensachen tauchen ihm lächerlich deutlich auf, wie der beglückte Eifer, mit dem der Küster von St. Bavo, fast wie ein Mäzen und großer Ermöglicher, am „Genter Altar“ der van Eyck die köstlichen Einzelheiten (einen Gürtel, ein Gesicht, Hals- und Fußfalten, verschiedene Blumen, den Wasserstrahl) durch eine starke Lupe zeigt und preist.

Es ist fast das Verhängnis einer holländischen Reise, daß sich alles, was man sieht, in Gemälde verwandelt — oder überall Gemälde lebendig werden: ein Gemüßewagen voll köstlicher Früchte, voll von dem durchleuchteten Dunkelrot der Tomaten neben dem rauhen Grün eines riesigen Korbes voll Bohnen, und hier dem matten, dort dem glänzenden Gelb von Bananen und Zitronen, die fast exotischen Formen riesiger Gurken neben den ratsversammelten Salat- und Krauthäuptern, das alles gibt den Stilleben, die man je

sah, neuen Sinn, neue Existenz: Wie viele Bilder schneidet das Auge aus dem Land neben der Eisenbahn: Parks mit schmalen, da und dort zierlich überbrückten Wasserstreifen; ein Renaissancechloßchen; plötzlich über den weiten, von zahllosen Rühen beweideten Wiesen Masten — die Land=scheibe schwingt mit einem sich dicht vor uns breit öffnenden Kanal, auf dem ein dicker, teerbrauner Bootsbauch am Ufer von einem dicken Schimmel geschleppt wird, vorüber — Dämme mit langen Parallelreihen von Zitterpappeln schei=nen auch einen Kanal zu bergen; alles vereint durch das unendlich hohe, ringsum so tief auf das flach=flache Land niedersteigende Blau.

Solche Bilder begleiten die Fahrt nach Brügge, wo statt des Genter Ausstellungsstrubels ein richtiger Jahrmarkt mit Schmalzgeruch und Karussellmusik den Hauptplatz füllt. Aber auch der abendlich heraufhallende Marktlärm, der gemischt mit dem fast ununterbrochen aus den Lüften klingenden Glockenspiel des Belfried in mein Zimmer drang, ist jetzt in der Erinnerung nur Gegensatz gegen tiefe, verlassene Stille eines Dämmerungsweges durch die alten, niedrigen Straßen und die Anlagen am Singel, dem die Stadt umgebenden Kanal: einer sonnigen Morgenstunde auf dem weiten, baum=bestandenen Platze inmitten des Beghinenhofes; ruhiger Betrachtung der Gemälde, die wie magische Spiegel vergan=gene Menschen und ihre Umwelt so festgehalten haben, daß man vor ihrer Fläche in den noch einmal geöffneten Raum glaubt hineintauchen zu können: van Eyck, Memling, van der Goes. — Eine neunzigjährige, gebückte, kleine Spizen=klöpplerin mit dem echt flämischen Namen Sophie Linzele — die noch rüstig die vielen mit den Klöppeln beschwerten Fäden sich umeinander und um die geheimnisvollen, das Spizen=muster darstellenden, Nadeln schlingen läßt, deren Leben, seit es aus Jugend zum Stillstand kam, im Umkreis dieses von den niedrigen Beghinenhäuschen umgebenen großen Baum= und Grasvierecks verfloß — begrüßt den Besucher freundlich und scheint sich ihrer immer zunehmenden Be=

deutung als sehenswürdigstes Altertümchen des Beghinenhofes bewußt: mit dem zierlichen Werk ihrer Hände ist sie der Geist des seit Jahrhunderten in diese Mauern geflüchteten, leidenschaftslos, in unausdenkbarer, stiller Wiederholung unbewegter Tage und Jahre hinalternden Halblebens. —

Leicht, fein, zierlich wie eine Spitzenarbeit der Klöpplerinnen — die man allenthalben in den offenen Türen an ihren Rissen arbeiten sieht — bleibt auch der Burgplatz dem Reisenden im Gedächtniß, auf dem die entzückende Spätgotik des wie ein silberner Altarschrein wirkenden Rathauses selbst den Formen anderer Stile an Nachbarhäusern ein wenig von ihrer spielenden Grazie abgab.

All diese Bilder stehen in der Erinnerung, mehr noch als in der Wirklichkeit, am stillen Wasser der Stadtgräben oder des Minnewaters, das sie spiegelt, das sie mit seinem Widerschein leicht macht, auflöst . . .

Aus dem Netz der Gräben strecken sich die Wasserarme wie Strahlenstraßen ringshin ins Land, zum Meer und zu Nachbarstädten. Auf den Kanälen ist regelmäßiger Verkehr. So fährt ein Dampfer täglich zweimal im Kanal nach Sluis. Das ist keine der üblichen Fremdenfahrten und darum vielleicht einer der holländischsten Eindrücke, die man empfangen kann. Der Dampfer ist ein kleines Frachtschiff, auf dem auch Geschäftsleute und korbbeladene Bürgerfrauen aus den Unterwegsorten nach und von Brügge verkehren. Der Kanal ist schmal, so daß das Dampferchen, wenn es von Sluis in Brügge ankommt, an einer etwas ausgerundeten Stelle der Ufer erst ein mühsames Wendungsmanöver machen muß, um seinen Bug wieder nach der anderen Richtung zu stellen.

Wie man auch auf Flüssen und Strömen fahren mag, ob aufß Floß gelagert mit den Wellenwirbeln den Bergfluß hinab oder im großen Dampfer auf breiter Wasserbahn, immer fühlt man das Fließen, das Wandern, das Zum-Meere-Ziehen, empfindet man in dem Gegensatz der ruhenden Ufer und des immerfort unter ihnen hingleitenden Spie-

gels ausgesprochene Lebensverhältnisse und sich selber, von bewegter Freude getragen, irgendwie als Welle, als Strom. Symbole schwingen mit. Nichts davon in dem ruhenden holländischen Kanal, der mit seinen gleichmäßig geraden Randdämmen, hinter denen das Land fast tiefer scheint als der Wasserspiegel, weit das Weideland zerschneidet, auf dem er durch das stolze Geleir von zwei Reihen hoher und windgebogener Espen oder Zitterpappeln als eine Menschenstraße erkennbar ist. Alles Symbolische schweigt. Die praktischen, wenn auch schon vor Jahrhunderten von Menschenhand geschaffenen Verkehrsgräben, deren Netz das Land überzieht, wecken eher Organisationsgedanken, Wille, Tätigkeitsgefühl. Die Verkehrsvorstellungen, die man mit ihnen verbindet, münden nicht wie bei Flüssen ins Unbegrenzte, ins Meer — das durch die Kanäle eher ins Land hineingezogen erscheint. Die Kanäle sind verbindende Straßen. Und wenn die Fahrt auf ihnen zum Dämmern und Träumen lockt, so ist es ein Träumen von Ruhe auf unendlich weitem Land unter unendlichem Himmel. —

Durch ärmliche Straßen führt der Weg zum Hafen und den Schleusen von Brügge, wo der Dampfer nach Sluis seine wenigen Passagiere erwartet. Treckschuiten liegen an den Kais. Der Kran einer fast im Wasser stehenden Fabrik läßt Kisten in den dicht an die schmutzige, rote Ziegelmauer angelandeten Kahn. Mit ganz niedrigen, kahlen letzten Häusern verliert sich die Stadt in die freie Ebene, als könnte sie die Bassins und Hafenanlagen nicht mehr ganz erreichen. Da und dort ist ein Haus — eine Schifferkneipe, eine Verladehalle und was sonst — weiter ins Land vorgeschoben. Ein Dreimaster ragt daneben aus den Wiesen; man sieht nichts von dem Wasserweg, auf dem er vom Meer herankam.

Nun beginnt das glatte, seltsame Fahren in dem stillen, unbewegten Kanal. Das Vorstadtbild verschwindet rasch. Der Schwung einer ganz gleichmäßigen, in ununterbrochener Wiederholung sich verjüngenden Bugwelle spült rechts und links der Fahrt fußhoch am Damm hinauf und läßt Schilf

und flache Wasserblattpflanzen einen kurzen Augenblick schwanken und tanzen. In der wie auf Hobbemas Chaussee sich schnell verjüngenden Pappelreihe wächst als Mitte des Rückblicks der spitze Domturm von Brügge über das zurücksinkende Nahe. Eine Hebebrücke, die sich eben hinter unserer Durchfahrt schließt, nimmt ihn klein in das gewaltige Rechteck ihres gen Himmel stehenden Balkenwerks, wie in einen Rahmen. Indes der Rahmen zurücksinkt, wächst der Turm und stößt mit der Spitze schon an die obere Wagerechte — hinüber — nur sein Unterbau steht noch in der klein in die Ferne zurückschwindenden Umrandung.

Die Vor- und Rückschau zwischen der unendlichen Baumreihe, die weit vor uns sich klein zur Seite zu wenden scheint, in den sich nach vorn und hinten verjüngenden, zwischen die Bäume eingebetteten Fahrt-Raum, in dem das Schiff hingleitet, ohne daß er sich im mindesten zu ändern scheint, ist unvergeßlich. Unvergeßlich ist aber auch das Bild zu seiten der Fahrt. Man fühlt deutlich, dies ist die Perspektive, die das Auge der holländischen Malerei gebildet hat.

Es ist sicher, daß, wie die menschliche Augenhöhe über dem Boden die allgemeine natürliche Perspektive der Dinge bestimmt, daß so auch je nach dem, wie sich die Dinge in verschiedener Landschaft verschieden vor das Auge stellen und zur Perspektive staffeln, sich andere Arten zu sehen bei anders wohnenden Völkern ergeben müssen: daß dem Bergler nicht dieselbe Art, die Dinge vor sich zum Bilde zu ordnen, die natürliche sein kann als dem Ebenenbewohner. Im Bergland stellen sich alle Dinge vor dunklere Hintergründe als in der Ebene, in Raumtiefen und -höhen, sich in Aufsicht und Untersichten verschiebend. Die Grundperspektive der holländischen Malerei ist natürlich die Ebene. Die Ebene ist ihre malerische Bühne, ist das breite, nach allen Seiten gleichmäßig ausgedehnte Theater, auf welchem alle Dinge eine Steigerung in bestimmter Richtung erfahren: das Flache und Ferne wird flacher, das Nahe und Hohe höher. Alles erscheint wie am planen Grunde einer unendlich er-

weiterten und überhöhten Himmelskuppel, gegen die sich schon Mensch, Vieh, Hütte abzeichnen, in deren lichte Wölbung alles Hohe rasch fast zum Zenith emporstrebt. Sicher hat diese Helligkeitsfülle — noch ganz abgesehen von dem silbrigen Ton der Meerluft — selbst auch auf die Farbe der holländischen Maler eingewirkt. Was solche Kanalfahrt aber vor allem zur Anschauung bringt, ist die räumliche Wirkung der Dinge in diesem ständig mitgehenden riesenflächigen Panorama. Das unendliche Land war an den Seiten der Fahrt zu einem schmalen Sichtstreifen neben den Wurzeln der Baumreihen, tief, tief unter dem Anfang der Äste und des Laubes, zusammengefallen, so daß schon wolfige, graublaue Höhe, steil darüber, um die Stämme und in den Wipfeln stand. Weitverstreute Herden, Hütten, ein Pferd — wie zwischen zwei ganz enge Zeilen war das alles hineingeschrieben. Nun das alte Städtchen Damme, hingelagerte Dächer mit einem Turm — ein kleiner Steinhäufen am Fuß der Stämme. Die scheinen wie Türme hoch und mit den Wipfeln nah an die Scheitelhöhe der blauen Kuppel zu rühren. Aber auch ein auf der schmalen Rippe des Dammes rasch ausschreitender und fast mit dem Dampfserchen schritthaltender Geistlicher in einem mit barockem Schwung um sein Gehen fliegenden, langen schwarzen Kleid läuft schon vor dem Hintergrund des Himmels. Er wechselt ein paar Worte mit dem Bootsführer und bleibt dann wie ein ermüdeteter Verfolger zurück, während wir bald in dem kleinen steinernen Hafen von Sluis und in Holland sind. Aber erst die Überfahrt von Breskens über die meerweit zur Nordsee geöffnete Westerschelde auf Vlissingen zu, das sich über die Deiche flach erhebt, gibt das Gefühl wirklicher Grenzüberschreitung.

*

Der auf der langsamen Kanalfahrt von Brügge nach Sluis gewonnene Eindruck des weithin ebenen Landes steigert sich während der raschen Bahnfahrt durch Zeeland noch in seiner Weite und vor allem durch das Hineindenken

dieses niedrigen Landes in das nahe Meer: immerfort kreisen die flachen Riesenscheiben von ebenen nassen Wiesen mit hellen Grabenschnitten, von seichten Wasserbecken, auf denen fern Segel stehen, und wieder von wasserdurchsetztem schlammigem Sand. „Verdrunken Land“ nennt es der Holländer. Immer mehr erschüttert oder verwandelt sich im Anblick des dem Meer noch so verwandten Landes — daß es der Flut kaum enttaucht scheint, überall noch von Aldern des Meeres durchsetzt und spatenstichtief schon das Meer als Grundwasser in sich bergend — das aus unseren Land- und Wasserverhältnissen geborene Daseinsgefühl in ein anderes, dem das Meer fast wesentlicher ist als das Land. Wenn man, in schneller Bahnfahrt über die dammverbundenen großen holländischen Inseln, über diese weit ausgedehnte Buchten- und Seenplatte kommend, die mächtige Maasbrücke passiert, die von Zeijenoord, sich über Noordereiland und einen Teil der großen Häfen schwingend, nach Rotterdam führt — so fühlt man im Anblick der Masten und schwarzen eisernen Dampfsen, der steilen roten Speicher, der Kräne, der wimmelnden Kleinschiffe, Dampfer, Segler, Motoren, Frachtkähne, dieses ganzen nach Übersee orientierten Treibens deutlich, wie dieses Meerland sich hier in seinen Häfen zur stärksten Lebensäußerung sammelt, wie es hier in seinen Handelshäusern und Kontoren die Gehirnarbeit seines Zusammenhanges mit dem Meere leistet. Man wußte das immer! Aber was ist alles Wissen gegen ein Sehen, das aus diesem Wissen eine greifbare Wirklichkeit macht — wie sie rechts und links auf dem Strome um ihrer selbst willen lebt, während mein Zug donnernd über die Eisenbahnbrücke nach Rotterdam hineinfährt. In der Wucht dieses Eindrucks vergesse ich mein Bedauern, daß ich viel Schönes — Middelburg, Dordrecht zum Beispiel — mußte unangesehen vorüberfliegen lassen.

Mit einer der geräumigen schönen elektrischen Fernbahnen, die nach dem Haag und Scheveningen fahren, nun gleich ans Meer! Die Ebene wird wellig, Dünen tauchen neben der Bahn auf: Sand, mit Gräsern durchwachsen und von

Blumen übersät, die keine Bodenüppigkeit kennen und herb, wetterfest sind wie Bergblumen. In Windwellenformen steigen die Dünenzüge an bis zur letzten Uferhöhe — das im Sande stehengebliebene Wogen von Wind und Meer. Im Sande fühlt man bei jedem Schritt noch etwas vom Wesen des Wassers. Aufstäuben, Rieseln, Nachfließen . . .

Unvermittelt ist der Anblick des Meeres, wenn man es zum ersten Male, aus den Straßen des Ortes kommend, gleich hinter den Hotel- und Kurhausbauten erblickt; auch zerschneidet der Pfahlbau des Wandelhoofst das Bild. Man muß das Meer durch die Dünen erwandern.

Das sandige Hügelgebirge mit den lebendigen Farbflecken seiner Blütenhänge, auf den Höhen da und dort mit roten flatternden Fähnchen besteckt, in deren Nähe Gewehrfeuer eine Felddienstäubung zu verraten scheint, streckt sich, langgezogen, weithin. Kolonnen marschierender Soldaten begegnen unserer kleinen Reisegesellschaft, wir kommen an lagernden Truppen vorüber; vor einem Gasthause sitzen Offiziere. Niemand vertritt uns den Weg, obwohl es uns scheint, daß wir versehentlich mitten in den kleinen Feldzug gekommen sind. Wir gehen auf die Dünen zu, rechts und links von uns, jetzt nahe, das Gewehrfeuer, das bald seitwärts von uns knattert. Aus plaudernden Gesprächen auffahrend, höre ich, plötzlich achtsam, den gestreckten, sich firenenartig fortsetzenden, peitschenden Knall scharfer Schüsse — da spricht auch schon nicht weit von uns der weiße Sand ein paarmal auf . . . Umkehren war vielleicht auch gefährlich und hätte ein gänzlichcs Aufgeben dieses Weges zum Meer bedeutet. Und wenn man — wozu die Phantasie, die gern jede Situation steigert, hebt, wesentlich macht, mithalf — sich hier ins Gelände eines Gefechtes dachte, so war man doch höchstens in der Lage einer nicht sehr ausgesetzten Reserveformation oder einer Seitenpatrouille. Voran also! Und bald waren wir über Dünenrücken, Hänge hinab, in die der Fuß lange Spuren grub, durch Mulden, in denen der Schritt versank und nur auf feuchten Stellen festen Boden fand,

von dem immer ferneren Schießen getrennt. Auf den Wellenkämmen der Düne wehten Gräser und Blumen im Wind: noch eine Höhe und unter dem steilen letzten Sandabfall liegt Strand und Meer. Wie auf einem mit- und voraussinkenden Abstieg im Geröll gleitet der Schritt den Sand hinab . . .

Immer hat das Meer mit seinem weithin buchtigen Strand, wenn es sich mit endloser Weite hemmend vor den Schritt des Menschen legte, den Menschen zu Neuem geweckt: zu Eroberungen und Fahrten, zu Sehnsucht und Träumen — weil es den Fuß des Menschen zu stocken zwingt und dann daliegt als das Unbekannte, das trotz aller es durchfurchenden Kiele jedem neuen Geschlechte wieder ein Unbekanntes ist, das Wechselvolle, Ungeheure. Vielleicht ruft das Meer am stärksten den Unendlichkeitsgedanken wach, den Gedanken an die Allmacht des Großen, Unpersönlichen, den Gedanken des Unzähligen, wenn die Millionen von Muschelscherben strandlang unter dem Tritt knirschen, oder wenn man die Sandkastaden durch die Finger rieseln läßt, oder das Auge eine Stunde lang in die unübersehbar heranrollenden Wellenscharen taucht. Unklar ist der meisten Menschen Gefühl zum Meere, wenn sie an seinem Strand gelagert hinausblicken, das Unfaßbare zu erfassen streben, wenn sie immer wieder den Horizont entlang streifen und über die beiden rechts und links wie ins blaue Nichts sich streckenden riesigen, hellen Flügel des Strandes, wenn sie mit dem Fernglas ein Schiff erspähen oder dem unheimlichen Schauspiel der stoßweise andringenden, in Rucken die hinausgebauten Steindämme überspülenden Flut mit still erstarrter Betrachtung zusehen. Unklar: überwältigend, bedrängend, sehnsuchtsvoll, weckend, Unruhe, Fragen an den Strand der Seele werfend — wie Tiere der Tiefe, die in die flach anrollenden Wellen gerieten —, daß man augenschließend, gelagert, nur noch den weich tragenden Sand und den sonnenerwärmten Wind fühlen, nur das Rauschen noch hören und sich einsam im lidverdunkelten All verlieren will . . .

Stillter als die Nordsee bei Scheveningen sah ich die Zuidersee bei Huizen in der Nähe von Amsterdam. Nicht durch ein Dünengebirge, sondern über korntragende Acker und Wiesen — hinter denen weit die ruhige glatte Fläche mit ein paar reglos stehenden Fischersegeln sichtbar wurde — führte der Weg. Die Luft war von heißer, leichtdunstiger Sonne erfüllt. Große, grell leuchtende Büsche gelben Ginsters ziehen, ein langer Strich am Hochstrande hin, klar in dem flimmernden Graublau des Himmels, des Wassers, der Millionen von spiegelnden Halmen. Nur wenige Meter hoch ist die letzte Welle des windlosen Landes, schmal der nur von kaum merkbarer Flut und Ebbe bespülte Strandstreifen. Badende Jungen, die blitzend mit den nassen, hellen Leibern ein paar hundert Meter hineinlaufen, kommen nicht einmal bis an den Hals ins Wasser. Der Eindruck des Flachens, Seichten, fast Unschiffbaren verstärkt sich; das Riesenprojekt der holländischen Regierung, diese See im Norden abzudeichen, zu entwässern und in einen weiten Polder zu verwandeln, wird verständlich. Triebsand und Morast soll an manchen Stellen den Herden gefährlich werden. Der Gedanke an solche Gefahren mischt sich wollüstig=schwer mit dem Gefühl der brütenden dunstigen Fruchtbarkeit dieses wasserdurchsetzten, flachliegenden Landes, dem nirgends ein Berg auch nur eine Stunde lang die Sonne verschattet.

Auf der Fahrt von Scheveningen und dem Haag nach Amsterdam war der Eindruck der Fruchtbarkeit nicht weniger stark, aber weniger bäuerlich: Landhausgärten und die riesigen abgeblühten Tulpenfelder der großen Gärtnereien deuteten darauf hin, daß hier Kulturland sei, das schon in den Zeiten des Tulpenschwindels, der wahnsinnigen Blumen=zwiebel Spekulationen im siebzehnten Jahrhundert, auch Luxus=interessen diente.

Die beiden Stadtgegensätze, der Haag und Amsterdam, prägen sich deutlich ein. Die vornehme, geradsträßige, mit dem Weltbad Scheveningen in eins gebaute, geräumige, moderne Luxusstadt mit reichen Anlagen, mit Residenz=

gepräge und Draniererinnerungen, mit Regierung, Parlament, Friedenspalast, doch mit wenig Handel, der in älterer Zeit ganz fehlte, hier — und dort die zwischen zahllose Grachten eng zusammengedrängte, wie Venedig auf Pfählen, die durch Schlamm und Schlick in den Grund getrieben sind, erbaute altertümliche, enggassige historische Hafen-, Handels- und Judenstadt mit hanseatisch-republikanischem Charakter, eine Stadt des arbeitenden, nicht des genießenden Kapitals, der Tätigkeit, mit wesentlich bürgerlicheren geschichtlichen Erinnerungen als wie der Haag. Dabei wird der Charakter dieses in Tun und Treiben ganz als moderne Handels-großstadt wirkenden Amsterdam doch viel stärker von der Vergangenheit bestimmt als der Haag; vielleicht: der Haag durch das, was ihm in der Vergangenheit fehlte und was nun für heutige Möglichkeiten Raum läßt, Amsterdam durch die positiven Bestimmungen, die es von seiner Vergangenheit empfing. Amsterdam ist als Hafen heute von Rotterdam überflügelt. Aber es war einmal der wichtigste Handelsplatz des Festlandes, vom sechzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Die Altersfarbe des Geschichtlichen liegt über Amsterdam, das hier einmal nicht in Mauern und Herrenschlössern, sondern in Grachten, Hafenanlagen, Speichern und Handelshäusern, in edlen alten Industrien, wie der Diamantschleiferei und anderen, besteht. Überall spricht hier ein neues und ein freilich größeres altes Leben zu uns. In den schmalen, oft nur ein Zimmer breiten, steilen Häusern der engen Gassen, vor denen — wie zum Beispiel im Juden-viertel — ein lebhaft schwachendes Volk sich herumtreibt, in den als konzentrische Ringe die Stadt einteilenden Grachten, in denen überall Rähne und Boote liegen, dort unter Bäumen ein Blumenmarkt in starken Farben über das Wasser leuchtet, fühlen wir überall die Raumenge alter Zeit, die sich mit den festgemachten Besitzverhältnissen und Straßenanlagen stark in die Gegenwart drängt. Das Volk ist schwachhaft, lärmend und lärmtragend — viele Drehorgeln mit drei Mann Bedienung arbeiten auf den Straßen — und offenbar fröhlich:

ich sah auf der Hauptstraße, der Damrak, vor der Verlags-
schen Neuen Börse – mit welcher der Zusammenhang zwischen
Ehemals und Jetzt architektonisch glücklich gegeben zu sein
scheint – mehrere Paare zu einer der großen Drehorgeln
tanzen, umstanden von den aufgehaltenen Passanten. Wenn
Taine den Holländer schwer und unbeweglich findet, so muß
dies Urteil wohl etwas aus der Optik des lebhaften, leichten
Romanen verstanden werden und scheint mir jedenfalls für
Amsterdam und sein Straßenleben falsch.

Von der Umgebung der Stadt sah ich außer der Zuider-
see noch Zaandam mit dem Holzhaus Peters des Großen
und machte eine Wagenfahrt von dort nach Vormerveer:
in immer kleinere Gräben verästeln sich die Kanäle, so daß
fast jedes der nett gebauten Häuser auf einer Insel zu liegen
scheint. Hier stehe denn auch einmal – wie sein Vorstellungsbild
überall über dem Lande – das Wort „Windmühlen“,
deren wichtigste Beschäftigungsart Wasserregulierung ist.

Amsterdam, die Stadt Spinozas – nicht der Haag und
van Campens sehr edles Mauritshuis, wo die „Anatomie-
stunde“ und der trotz seines kleinen Formates raumgroße
„Simeon im Tempel“ hängen – verschmilzt am tiefsten mit
dem stärksten Eindruck der Reise: Rembrandt. Es ist müßig,
in Worten von großen Bildern – Ableitungen des Wirk-
lichen, die ganz nur noch aufs Auge gestellt sind – zu reden.
Die Sprache kann nur das noch nicht irgendwie abstrahierte
Leben durch ihre eigene Abstraktion wie einen Schatten seines
Daseins hervorrufen. So soll hier von der Scharwacht, den
Tuchmachern und anderen Kronjuwelen des Reichsmuseums
nur das gesagt werden: die Phantasie des Rückschauens sieht
sie mit körperhafter Deutlichkeit auf dem großen Hintergrund
des dunklen, mächtigen, alten Amsterdam, das so, bald nach-
dem man es verlassen hat, ein unirdisches, geisterhaftes Licht
aus den Augen des größten holländischen Malers erhält.



Bergfahrt

Mit dem frühesten Morgen, ehe die Sonne über die östlichen Randberge des engen Tals herübergekommen ist, während noch der klare, dunkle Höhenschatten drüben auf die Abfallwände seine Zacken zeichnet, bin ich aufgebrochen: leicht, ohne schweres Berggepäck, nur mit etwas Mundvorrat, dem Umhang zum Lagern und dem niederen Stock ausgerüstet. Es gilt keine Gipfelbesteigung, keine Anstrengung — sondern nur eine langsame, schlendernde Wanderung in mittleren Höhen, so zwischen 1000 und 2000 Metern, kaum ganz aus dem Waldgebiet heraus und doch zur Berg einsamkeit hinauf, der Vertrauten junger Tage. Hinauf zur Höhe, zur Weite des Blicks, um den die alte Erde da oben ferne Gebirge aufstellt, daß er sich einmal ausruhen kann von aller Enge und Nähe!

Die Straße im Talgrund ist bald überwunden. Schon zieht der Weg sich an den Fuß des Gebirges heran, das hier feucht, waldig und mit seinen Schründen, Klüften, ausbiegenden Bachschluchten, seinen Vorbergen und Seitenhöhen wirr und unübersichtlich ist; daß der langsam steigende Wanderer dem sich windenden Pfade mehr trauen muß als seinem Raumgefühl. Er kann es um so sorgloser, wenn er ohne ein anderes Ziel wandert als Höhe, wenn nicht ein bestimmter Gipfel ihn hinauslockt und er die Zeit nicht zu messen braucht und das Licht bis zur Rückkehr oder zur Unterkunft in einer Berghütte. Da ist jeder Schritt, ja jede Rast selbst, die die Uhr kontrolliert, Wille zum Ziel. Da steht in der Seele stark, ruhend und immer lichter werdend das Gipfelbild und der ersohnte Augenblick des Zielerreichens, der der ganze Sinn der Bergfahrt ist. Da ist der Mensch Anspannung und Kraft. Der Genuß jedes Schrittes, jedes Augenblicks ist flüchtig, ordnet sich dem erstrebten einen Moment, dem Zielgenuß, dem Dehnen dieses Momentes, der ersten wirklichen Ruhe auf solcher Bergfahrt, unter. Der wegebegleitende träumende Gedanke selbst vermag neben

dem so voll vorhandenen Willen nicht frei zu spielen; er versinkt nicht in die innere Tiefe, gräbt kein Gold hervor, schafft nicht Bilder, wird nicht Vergangenheit und Zukunft, bleibt fast immer Gegenwart. Er, der lautlose Gesprächsstoff und das Bilderbuch der Seele, in dem sie so gern blättert, wenn sie wandert, ruht, ist still. Die Seele verschwindet im Körper, in den Muskeln, über die der Wille gebietet. So erlebt der Zielwanderer die Verwandlung seines Wesens, das im Täglichen mehr Geist und Seele ist als Leib, in eins, das fast nur noch Leib ist und Leibbewußtsein, das heißt Muskel- und Bewegungsgefühl, Gefühl des Blutdrucks und =schlags, der Hautwärme, des hervorbrechenden Schweißes und Gefühl der Raummächte, die auf den Leib einwirken: der mit jedem Schritt neu überwundenen Schwere, der brennenden Sonne, des kühlenden Luftzugs, des das Auge in sich trinkenden Schattens und des mitziehenden, zurückbleibenden, ewig sich verschiebenden und doch als ein Ungeheures, den bewegten, steigenden Körper umruhenden Raumes. —

Anderß fühl' ich heute als gemächlicher Bergspaziergänger das Steigen. Wohl hat mich die erste halbe Wegstunde drunten im Tal und an den wirren Waldböschungen des Bergsockels, ehe Herz, Lunge, Fuß einen leichten Steigetakt und =rhythmus gefunden und den Wanderschritt der Ebene mit seinem Zeit=Raum=Maß in den anderen des Aufsteigens verwandelt haben, auch mehr in Körper umgeschaffen, als ich es auf den leichten Wanderwegen des Tals bin. Aber weil ich nicht dränge, oft raste und unschaue, nicht nur auf die Ferne, auch auf das Nahe und Nächste das Auge heste — lange zwei Schmetterlingen zusehe, die sich liebend umkreisen, von denen der eine auf engem Gebiet dann die Blüten abnascht, während der andere von weiten Ausflügen immer zurückkehrt und mit dem Geßhaften zusammenflattert; einen langsam über meinen Weg schleichenden Salamander in die Hand nehme, auf die er nun geduldig seine schwarzen, nassen Patschen stützt, und einen Blick des Einverständnisses mit seinen kleinen, unbewegt auf mich gerichteten

Kugelaugen wechsele, ehe ich ihn wieder ins Gras setze — weil ich so gemächlich steige, dauert meine Verwandlung in Körper nicht an, und mein Wesen gleitet bald wieder in die Seele zurück. Auch der Gedanke, der mit Bildern und Gefühlen an meinem Leben baut, beginnt wieder sein Spiel. Zwar nicht so, als ob ich in der Ebene frei und weit ausschreite: da will er mich vor allem ergötzen und unterhalten, da ist er unkritisch, hält sich oft und oft an keine Wirklichkeit, liebt es, der Zeit weit vorauszuweilen und mir phantastische Freuden zu verheißten. Er spielt mir manchmal auch Märchen vor, an die ich keinen Augenblick glaube, so sehr ich in jedem von ihnen der Mittelpunkt bin, und die doch alle mein Gefühl erregen und beschäftigen wie Wirklichkeit oder mindestens wie Dichtung (was sich auch in umgekehrter Reihenfolge sagen läßt). Bis er dann, weil er mit seinen Gaben allzu verschwenderisch umging, weder in den Lebens träumen noch in den Märchen eine Steigerung mehr weiß und, wenn er sie gerade am nötigsten brauchte, klein, beschämt, leer, langweilig abtreten muß, um seinem profanen Bruder, dem Gedanken ans Allernächste, an Essen, Trinken, Ausruhen, Platz zu machen.

Jetzt, wo ihm das Steigen das gebundene Zeitmaß der Bewegung gibt, schweift er nicht ungezügelt und phantastisch ins Weite. Macht er dazu einmal einen Ansprung und will er den Schritt schneller beflügelt mit sich vorannehmen, läßt es der Berg nicht zu. So muß der Gedanke ins Nahe zurückkehren. Auch die leichte Anstrengung und Muskelspannung des Spaziergängers in den Bergen erregt den Willen mit. Wo Wille ist, gibt er den Ton an. Und so beschäftigt sich denn der Gedanke mit den nicht allzu entfernt liegenden Dingen, die noch im unmittelbaren oder im weiteren Bereich des Willens liegen, bis zu denen der Blick der Absicht oder schon der Griff des Entschlusses reicht. Das in den nächsten Tagen und Wochen zu Tuende gleitet am Geist des Steigenden vorüber, so, als käme es vom Gipfelgebiet herab dem aufwärts Strebenden entgegen und schritte dann vor-

an bergab, um ihn abends im Thal zu erwarten. Der Blick verweilt nicht genußvoll bei dem wahrscheinlich bald Errungenen, noch weniger freut er sich an den reinen Luftgebilden beglückender Traungesichte; er ist auf den Weg und die Mittel des zu Erringenden geheftet, auf die Tätigkeit, für die er vorbereitet.

Dabei ist es dem Wanderer, als stiege er in eine immer größere Klarheit seiner Entschlüsse, in die schwindellose Höhenfreiheit und Weite seines Wollens hinein. Die leichter wehende Luft, die dem Geiste verwandter ist als der Dunst des Thals, das ins Lichte hinaufwachsende Gefühl des immer tiefer zurück- und hinabsinkenden erfüllten und gedrängten Raums, der Wirrnis, des Unübersichtlichen — das wesenlos wird in der blickweiten Höhe, in der über der verschwundenen Thaltiefe die Gipfel frei, jeder in eigenem Licht, eigenem Stück Himmel, nur wie Marken und Anhaltspunkte für das Auge, stehen — all das zeugt eine immer voller werdende Ruhe in dem aufsteigenden Geist. Das ist eine Ruhe, in der man wohl weiß, daß sie nach einiger Zeit wieder in sorgenvolle Unruhe übergehen wird, die sicherlich die dauerndste Mitgabe der Götter an die Menschen ist. Das Leben bietet ja dem Reisenden keine Ruhe auf lange Zeit mehr wie dem ganz jungen Menschen; aber es hat ihn dafür gelehrt, auch die kurze, begrenzte Ruhe der Seele tief atmend zu genießen. So fühlt sich der Geist in der Bergruhe, die er mit langen, durstigen Zügen in sich trinkt, stark werden für neue Kämpfe, neue Sorgen. —

Längst bin ich aus dem Unterwald des Bergsockels mit seiner Eingeengtheit, seiner Dumpfheit heraus. Die Baumcharen sind zurückgeblieben. Matten dehnen sich, in denen Blöcke liegen und einzelne verdorrte, silbergraue Baumgerippe phantastisch aufragen. Hinter meinem einsamen Steigen ist unmerklich ein Höhenhalbring heraufgekommen, der mich überrascht, sobald ich mich wende und umschaue. Er steht schon groß und hell über den grünen Randbergen der anderen Talseite, die ich unten immer gegen die Himmels-

bläue oder die herüberziehenden Wolken sah und die nun, nicht mehr frei, gegen den blauenden Luftraum zwischen ihr und dem überragenden Gebirgszuge steht: Wälder, Matten und einzelne Felsen vor Steinwänden und Schroffen, Geröllhalden und hochliegenden Grasschrägen; eine Gratlinie unter der zweiten, die unbekümmert um die niedere einen ganz veränderten, neuen, scharfen Riß in den Himmel zieht. —

Noch hänge ich an der Bergwand, die mir die jenseitigen Täler und Höhen verdeckt, die bei meinem Steigen spöttisch immer höher zu werden schien. Aber die Windungen meines Pfades sind beharrlich. Das scheinbare Höherwerden meines gewaltigen Trägers verwandelt sich rasch in ein merkliches Entgegenkommen des Grades, der nun, nachdem er einmal nachgegeben hat, sich fast elastisch unter meinen Bergschuh schwingt. Jetzt ist die Kammlinie des Höhenzuges erreicht, die sich nach rechts in langen, oft einander verdeckenden Wellen zu einem fernen Gipfel aufwölbt und links sich sanft zu einem aufklimmenden Waldrand hinabsenkt, der die geneigte Mattenfläche zu überwallen scheint. Nun ist der Blick, den meine Bergwand an sich und ihren Gras- und Steinboden heftete, auch nach drüben frei und weit geworden. Gestaltete Gliederung von Ferne und Nähe, Tiefe und Weite, Thal und Höhe, von Himmel und Land liegt vor mir. Langsam erfasse ich sie, überrunde ich mit meinem Auge alle die Rücken, die hoch und nieder wie lange Wälle sich aus den verdeckten, unsichtbaren Gründen herausheben, in weiten Bögen einander umholen und zwischen sich das Netz der Täler und Bäche halten. Ich sehe, wie sie sich in größerer Ferne zusammendrängen und eine zuletzt kaum noch erkennbare, klein gezackte Mauer am Horizont werden, die dies Gipfel- und Wolkenreich einzuschließen scheint, diesen riesenhaften Naturgarten von Licht und Felsen.

Ich werfe mich mitten in den Ring von Sicht und gewaltiger Gestaltung auf den mit mir emporgewachsenen, tragenden Erdboden, in den ich die leichte Schwere meines

Körpers hinabwirken fühle bis in die Taltiefe, aus der ich aufstieg. Ich sehe zu einer weißen Wolke auf, die halb über mir still im Raume steht, und es ist mir, als schwebte ich in meinem Blick langsam hinauf, ohne dem geballten, schwimmenden Gebilde über mir doch näherzukommen. Während ich diesen Gefühlen des Hinabwirkens in den festen Boden und des Hinauffinkens in die lustige Höhe noch nachsinne und sie mir mit der Steigemühe des Herzens erkläre, das unruhig in alle Nerven pulsend die seltsamsten willenlosen Bewegungen dem Körper vortäuscht, tritt mir plötzlich, fast schreckhaft herandrängend und doch auch wie nach allen Seiten ungreifbar zurückweichend, die Einsamkeit ins Bewußtsein. Auf meinem Wege waren mir noch ein Kräuter sammelndes altes Weib, ein Jäger, ein Milchkübel tragender, untersehter Senne begegnet, der wiederkehrende Schlag einer Art hallte irgendwo aus dem Wald, und ein paar helle, frische geschälte Hochstämme, die an meinem Wege lagen, kündeten Menschnähe. Jetzt und hier ist es ganz einsam. Es ist Mittag. Ich richte mich auf und sehe umher und hinab. In leichtem, unbewegtem Duff liegen Höhen und Tiefen, Matten und Felsen und die wenigen Fußsteige, die ich als dünne, geschlängelte Striche unterscheiden kann. Der Mittag ist des Berges Geisterstunde. Konrad Ferdinand Meyer hat den Berg geschrieben. Wie die Mitternacht des Tals ist der Mittag hier oben die Stunde der größten Stille, der Abgeschiedenheit — weil man diese Stille, diese Abgeschiedenheit mittags bis in alle Fernen und Weiten sieht, weil des Nachts die Berge ihr Wesen verlieren, versinken, auflösen und also ihre Geisterstunde nur tags haben können. Würde mich nicht jetzt jedes Wesen erschrecken, das da den Hang zu mir hinaufklömmte oder über den Wiesengrat, groß gegen den Himmel, zu mir heranschritte, genau so wie ein unerklärter Schritt oder ein Türenggehen im mitternächtlichen Haus? Unwillkürlich schaue ich zur Seite und hinter mich. Nichts kommt. Nicht ein Lufthauch regt sich. Da plötzlich — ich selbst! Wie in mancher Mitternacht des Tals in stiller,

verhangener Stube bin ich mir hier gegenüber: rastend gelagert, Blick in Blick wie ein Spiegelbild. Der unablässig arbeitende Gedanke meines Steigens muß es geschaffen haben. Es scheint mich etwas fragen zu wollen. Aber die auftauchende Frage verschwindet rasch in einem spöttischen Lächeln, als hätte sich die Frage, noch ehe sie auf die Lippen heraustrat, schon von innen in Antwort verwandelt. Wir haben uns nichts zu sagen und schweigen. Nur ist es, als glitte ich oder ein Teil meiner Seele in das gespiegelte Bild hinüber. Wie ich aufstehe, erhebt es sich und verschwindet. Ich weiß, wie oft schon im Leben: wieder ging ein Mensch von mir hinweg, der ich war. Vergangenheitslos steig' ich zu Thal.



Städte und Schlösser

An der Saale

Es gibt Städte, die als Ganzes einen außerordentlich starken Eindruck auf den Besucher machen, deren lebendige Gesamtwirkung alle einzelnen baulichen und sonstigen Schönheiten überwiegt. Aus sehr verschiedenen Momenten kann sich solche Gesamtwirkung ergeben: die Lage der Stadt an Flußthal, Bergen, See oder dem Meere, ihre Umgebung spricht mit; aber auch der Puls des gegenwärtigen Lebens wie die sichtbar bewahrte Erinnerung an eine bedeutende geschichtliche Vergangenheit sind wichtig; die Anlage ihrer Straßen und Plätze ist von Einfluß, und nicht zuletzt die manchen Städten eigenthümliche Daseinstimmung, die in fränkischen und Rheinstädten zum Beispiel mit dem Weinlande, in dem sie liegen, zusammenhängt. Es gibt kaum einen größeren Reizgenuß als in solchen Städten, die den Besucher mit dem Zauber eigenen stimmungstarken Lebens umschließen, den einzelnen geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Denkmälern nachzugehen und sich sofort, wenn das Auge ermüdet ist vom Sehen, der Geist fast überlastet von erfaßten inneren Bildern, im gleichzeitig anregenden und die Seele tragenden, behaglich-tätigen Dasein einer Gesamtheit aufgenommen zu fühlen. In ihr ruht der Geist wachend, indes man schlendert und schweift, und genießt das Gesehene nach, ohne Leere, ohne unstillen Weiterdrang zu empfinden.

Anderß ist es in Städten, die man um einiger bedeutender Sehenswürdigkeiten willen besucht, in denen aber die Stunden, die zwischen dem Aufnehmen des wertvollen Einzelnen liegen, unerfüllt und genußlos sind. In ihnen leidet ein wenig auch der Eindruck selbst der wichtigsten baulichen oder künstlerischen Denkmäler, weil keine Gesamtstimmung sie trägt, kein weithin lebendiger Hintergrund sie aufnimmt, wenn das Auge von ihnen fortgleitet. Der Geist vermag nicht so oft zu den gleichen Werken und Schönheiten zurückzukehren, weil er dazwischen nicht durch allgemeine Anregungen abgelenkt und erfrischt worden ist. So ist er manch-

mal nicht dankbar genug für das Vollendetste, solange er ihm nahe ist, und sieht es später doch aus seiner Erinnerung plötzlich mit einer überwältigenden Kraft treten.

Vielleicht geht es ihm ähnlich mit den großen Schönheiten, die von der Saalestadt Naumburg umschlossen werden: dem aus gewaltigster deutscher Zeit herausragenden viertürmigen Dom, welcher die Werke von der Hand des namenlosen und doch vielleicht größten deutschen Bildhauers in sich birgt; der schweren, hochgedrängten Wenzelskirche, die den von mehreren, nicht bedeutenden, doch malerisch=altertümlichen und baulich lebendigen Häusern umstandenen freien Marktplatz gebietend überragt; dem entzückenden, gut erhaltenen Marientor. Er kann zwischen die Betrachtung dieser Bauten und Bildwerke zwar ein=, zweimal eine sehr behagliche Nachmittagsstunde im Kaffee auf dem Marktplatz einschieben; er sieht dann ausruhend hinauf zu den reichverzierten gotischen Strebepfeilern der Wenzelskirche, die mit dem Turm und Dach ihm fast den Südhimmel überdecken. Aber er beschließt dennoch vielleicht nach zwei Tagen, abzureisen und erst später, wenn seine Eindrücke sich durch die Zeit geklärt und erfrischt haben, wiederzukehren, um das Gesehene zu vertiefen.

Man hat den Bildhauer des Naumburger Domes den größten deutschen Bildhauer genannt. Solche Superlative lassen sich zwar nie beweisen. Aber doch möchte man dieser Bewertung, im unmittelbaren Anschauen jedenfalls, beipflichten; so stark ist der Eindruck des Lebens, so groß der der Kunst, der von diesen — unheimlich zugleich altertümlichen und ganz modernen — Stiftergestalten und dem Szenenfries am Westlettner ausgeht. Die zwölf Stifter, zu denen sich noch ein im Nordarm des Querschiffs aufgestellter pulthaltender Diakon gesellt, vielleicht die Kreuzigungsgruppe, die die Lettnerthür umrahmt, und die plastische Folge von Passionsbildern des Frieses umschreiben das Werk des Bildners. Sie zeigen — immer mit einem Fragezeichen bezüglich der Kreuzigungsgruppe — eine Hand, einen seine Zeit weit

überragenden Schöpfer, wie dies etwa die Dramen Shakespeares tun. Daß sein bürgerlicher Name, sein Bildnis, jede Kenntniß seines Lebens verloren ist, bedeutet wenig: in der Einheit dieses erhaltenen Werkes besitzen wir das Wesentliche des großen Mannes, sein Unvergängliches; und es ist gleichgültig, daß wir ihn nicht Meister Albertus oder Eginhard, sondern nur den Bildhauer des Naumburger Domes nennen können. Der erste Eindruck, den wir von dem Manne empfangen, ist Überraschung. Soviel schöne und starke mittelalterliche Plastik wir gesehen haben, bewundert und genossen haben — uns wird bei dem ersten Bildwerk des Naumburgers klar, daß wir sie immer mit geschichtlicher Einstellung ansahen und stillschweigend Voraussetzungen zugaben, die sie von uns fort in eine andere Zeit mit anderen Zielen, anderen Grenzen des der Hand Möglichen entrückten, daß sie uns Stufen, Wegstationen, vom Herrscherstil der Architektur gebundene Schöpfungen waren, an denen wir zwar auch letzte Schönheiten entdeckten, die aber doch irgendwie von uns getrennt blieben. Hier ist ein Vollender, schlechthin ein Klassiker, ein ganz gegenwärtiger Künstler, zu dem wir, das Auge noch erfüllt von Menschen unserer Tage, treten können, dem gegenüber wir keine geschichtliche Einschränkung zu machen brauchen und der sich doch ganz wie seine Genossen der Architektur unterordnet. Während sie aber die Kräfte des Baustils zu brauchen scheinen, um an ihnen emporzuaranken, scheint es bei ihm nur eine freiwillige Anpassung zu sein; er wäre stark genug, auch allein zu stehen. Was ist nun das Große an ihm? Man kann es vielleicht in das Wort zusammenfassen: die volle Erlösung des Lebens aus aller stilistischen Starrheit, ohne je stillos zu werden. Es ist für ihn kennzeichnend, daß er den Moment des Lebens, den besonderen Menschen, den er darstellen will, nicht nur sieht und dies Sehen verständlich andeutet — das konnten viele seiner Genossen auch —, sondern daß er ihn restlos darstellt; daß in seinen Werken keine Absicht, keine Schwere, kein Ungelöstes mehr sichtbar ist, sondern die Aufgabe in der

Vollendung untergeht. Sein Können erscheint so unbegrenzt wie sein Verhältniß zum Leben. Ich möchte ihn einem heutigen Dichter vergleichen, der uns gleichzeitig die Seele einer Frau unserer Tage darzustellen vermag und ebenso den Eindruck eines uralten Märchenkönigs, eines Helden, eines Ritters, eines Zauberers hervorrufen kann. Der Naumburger hat diese Spannweite von Jahrhunderten. Er scheint von seinem Zeitstandpunkt aus weit zurück- und weit vorzugreifen, in das vergangene erste Jahrtausend und bis zu uns in das zwanzigste Jahrhundert. Dieser Mann, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bildet, als etwa der gotische Stil den spätromanischen abgelöst hatte, stellt Gestalten hin, die schon zu seiner Zeit die entrückte, ganz unrealistische Größe haben mußten, wie etwa die Helden des Sophokles für die zeitgenössischen Griechen (Dietmar, Sizzo, Wilhelm), und daneben steht die durch die Jahrhunderte ewig jung bleibende Frau, der Kulturen und wechselnde Stile nichts anzuhaben vermögen, die wir für unsere Genossin erkennen (vor allem die entzückende Uta). Beides erreicht er mit denselben Mitteln seines unbeschränkten Könnens, welches sowohl dem Bleibenden wie dem Lebensmomente an einer Gestalt gewachsen ist. Dabei ist seine Behandlung des Gewandes, des Faltenwurfs und des Stoffes so lebendig und fesselnd wie die der Köpfe und Hände. Wie ist der im Mantel liegende, den Kragen hebende rechte Arm der Uta gleichzeitig als Glied gegeben und für den langfaltigen Fall der Gewandung benutzt; wie ist durch die den Mantel vorhebende rechte Hand der Verburg, die mit der Hand der Uta an plastischer Schönheit wetteifert, der beginnende Schritt als Gewandmotiv für den Beschauer freigelegt! Der köstlichen Einzelheiten — die im Buch blätternde Hand der Gepa, der verhäkelte Mantel des Dietrich zum Beispiel — sind zahlreiche. Aber über ihnen allen steht die Durchpulstheit der Gestalten, die Beseeltheit der Köpfe.

Nicht minder groß wie als Einzelplastiker ist der Naumburger als Gestalter von Gruppen und Szenen. Das Zu-

sammenspiel der Gliedmaßen wird zum Zusammenspiel der Figuren. Kein noch so vollendeter Moment auf der Bühne wird die Pilatusszene, die Wächtergruppe oder den Petrus der Verleugnung an Klarheit, bei gedrängtester Fülle, überreffen können. Wie wundervoll ist dabei der bewegte Rhythmus der lebenden Gestalten unter das raumeinteilende Regelmäß der Spitzbogenbedachung des Frieses eingeordnet!

Erst wenn man die Werke des großen Bildners ganz in sich aufgenommen, wird man innerlich für die anderen Schönheiten des Domes frei, sieht man die bewundernswerte Steinmetzarbeit am Laubwerk der Kapitäle, ja kommt man erst zu einer Empfindung der Leistung des Baumeisters. Es ist wahrscheinlich nicht seine Schuld, daß der Dom nur eine ganz zerstörte Raumwirkung hat: die aus romanischem Gefühl hervorgegangenen Langhauskirchen entbehren die große Raumeinheitlichkeit immer, wenn die geschlossene Hingwendung des Raumes auf eine betonte Schmalseite durch das Vorhandensein eines Ost- und eines Westchors aufgehoben, das Auge des Betrachtenden durch diese Doppelheit des Zieles beunruhigt wird. Der Westchor ist spätere Zutat. Weiter wird der Gesamtraum durch die beiden hohen Lettner zerschnitten, so daß man eigentlich drei Kirchen vor sich hat, wie auch der jetzige Gebrauch die drei Raumteile zu verschiedenen Zwecken benutzt. Die reinsten, dem Stile gemähesten Raumeindrücke des Romanischen entstehen da, wo der ganz von Stein umschlossene, aus unsichtbarer, verdeckter Lichtquelle erhellte Raum fensterlos in seiner schweren Steinheit in die Erscheinung tritt: ich nenne den Blick durch das von einer Vorhalle überdeckte, hineingestufte Hauptportal auf die Südwand des Ostlettners mit seinem Treppbogen oder den Blick durch das nördliche Seitenschiff auf die Wand des nördlichen Querschiffarmes. Da erweckt diese Architektur das Gefühl der Inburgheit, wie es die mittelalterlichen Mystiker in Gott hatten.

Wenn man nach dem Betrachten des Domes sich noch einmal an dem malerischen Bilde seines Hofes, dem hallen-

weiten Kreuzgang und dem Zusammenstehen der beiden gotischen Nebenkirchen mit dem Kalksteingebirge des Domes erfreut hat, wandert man langsam durch Straßen mit kleinen Häusern zu seinem völligen Gegensatze, der Wenzelskirche am Markt, einem mächtigen, fast zur Rundkirche zusammengedrängten Baukörper in gotischem Stile, der einen erhabenen, übersinnlichen Raum in seinen hohen, weit über den Stadtgiebeln erst ihr Dach tragenden Mauern verheißt. Dies Verheissen eines schon vom Anblick des Außen in der Vorstellung entstehenden Raumes ist die beste Leistung des Meisters dieser Kirche. Vielleicht hat er sie schon selbst nicht erfüllt, und jedenfalls haben Erneuerungen nach Brand und Zutaten späterer Bauzeiten, Einbauten und schlechte Schmückung das ihrige dazu getan, den Eintretenden sogleich wieder zurückzuschrecken: die Wirkung der Größe kommt nicht auf, und dabei sind die absoluten Maße dieses Kircheninnern so gewaltig, daß sie im Volksmunde den Namen der „Predigermörderin“ bekommen hat. Man tritt schließlich doch ein um der zwei schönen Gemälde Cranachs willen und um an Leubfings Grabstein der Novelle vom Pagen Gustav Adolfs zu gedenken.

Ganz rein ist dann die Freude an dem alten Marientor. Es ist eine Torburg. Vom Eingange der Stadtseite, der etwa in der Linie der Stadtmauer gelegen haben muß, führt ein gebogener Mauerhals zum Ausgangstor, das sich senkrecht zur Befestigungslinie öffnete und so gegen jeden Frontangriff geschützt war. Der auf der ausgebauchten Wand sitzende Wehrgang, nach außen eine turmartige Bastion mit engen Schießscharten bildend, ist innen mit einem Gries großer, ziemlich steiler Eselsrücken verziert, während das Wächtergebäude neben dem zinnengekrönten und darüber spitz gedachten Torturm, das über die Straße gebaut ist und das anschließende kleine, die Treppe enthaltende Haus mit grobem, aber sehr wirkungsvollem Ziegelmaßwerk geschmückt sind. Ein Meister Valentin Weiße hat das Tor im Jahre 1446 gebaut; zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist

es erneuert worden. Zwischen Thor und Thor, von den hohen „Fittichen“ der Seitenmauern umschlossen, steht man plötzlich nicht mehr in der kleinen preussischen Beamtenstadt, sondern im Mittelalter, dessen Wesen in solchen Befestigungsbauten treuer bewahrt ist als in romantischen Ritterburgen und Schlössern.

*

Wer mit romantischen Empfindungen reisen möchte, wer den unklar=phantastischen Dämmerzustand der Seele liebt, in dem sie an Überresten der Vergangenheit ein untätiges Gegenwartschwelgen und Zukunftsträume entzündet, der Ruinenfreund — der suche nie die Rudelsburg auf, sondern begnüge sich, sie malerisch an ihrem Saalebogen, hoch auf den fahlen, aus dem Steilufergrün herausblendenden Kalksteinfelsen, weißgrau wie ein wettergebleichtes Steingerippe, daliegen zu sehen, wenn er von Berlin über Halle ins Thüringer Land oder nach Frankfurt fährt. Er wird an Franz Ruglers Verse denken, die so berühmt geworden sind, und vielleicht leise vor sich hinsummen:

An der Saale hellem Strande
stehen Burgen stolz und kühn.
Ihre Dächer sind zerfallen,
und der Wind streicht durch die Hallen
Wolken ziehen drüber hin . . .

Nichts stört ihm bei solchem Fernblick die Illusion des romantischen Gedichts, das wohl manchem von uns in der Jugend zu einem der lebendigsten dichterischen Landschaftsbilder geworden ist. Der Vorüberfahrende stellt sich die von den Zinnen grüßenden hellen Gestalten vor, faßt das schöne, breit bis zur höchsten Turmspitze abgestufte Umrissbild in den Blick, der, ehe er von irgendeiner Gegenwartsgeschmacklosigkeit beleidigt werden konnte, schon weitergeleitet wird und die nächste etwas zurückgelegene Uferhöhe, den Saalecker Berg mit seinen beiden, wie unmittelbar auf dem Felsboden aufragenden Turmpfeilern, ins Bild treten sieht, während die Rudelsburg rasch aus dem Fensterrahmen

schwindet. Dann drängt sich der Kalkstein, senkrecht angeschnitten, als jähe Wand aufdröhnend und alle Aussicht verdeckend, hart an den jagenden Zug, um links gleich noch einmal ein anmutiges Flußbild freizugeben: ein hohes, mit Häusern und Gartenanlagen gekröntes und ein baumbestandenes niederes Ufer, zwischen denen der Fluß senkrecht von der Bahn zurückweicht. Das Ganze währt nur Minuten und gibt doch Bleibendes: eine bruchlos hinfließende Landschaft, die trotz der einen Augenblick lang verdeckten Sicht einen schönen, gegliederten Zusammenhang zeigt. In ihrer geschwungenen Linie, in dem Heranspielen und Ausweichen des Flusses und der Uferhöhen, in dem Sinken und Steigen ihres Kamines, hinter dessen Senkungen sich sichtbar die Landweite verschiebt, gleicht sie ein paar ganz reinen und schönen Taktten in der unendlichen Melodie des neben dem Zugfenster zurückeilenden Bandbildes.

Auch dem unromantischen Menschen, der, mit starken und klaren Lebenszielen ruhevollen Frieden suchend, in die Landschaft und den Kreis der an sie zurückgefallenen Menschenwerke hinaustritt, den keine Schwärmerempfindungen verleiten, in Ruinen Erhabeneres zu sehen als in Bauten, die noch dem vollen Leben dienen, wird das vorüberfliegende, selbst in seiner Erinnerung stets fließende Landbild wertvoll sein — und es wird ihm selbständig und gesondert bleiben von den Bildern und Eindrücken, die ein Aufenthalt zwischen diesen Höhen und Burgen, dem Fluß, den tiefgelegenen Wiesen und den verstreuten Dörfern und Landsitzen gibt. Ein Romantiker aber müßte wohl eilig in das Fernbild zurückflüchten, wenn er die Rudelsburg selbst betrat: Wolken ziehen zwar darüber hin, aber kein Wind weht durch die Hallen, und die hellen, milden Gestalten, die dem Wandersmann erscheinen, sind beschürzte Kellner. Unter Wahrung des zerfallenen Umrisses der Ruine hat man eine Bier- und Kaffeere Restauration (nur das Fremdwort ist hier bezeichnend!), zum Teil im „altdeutschen“ Geschmack, in die mächtigen Mauern hineingebaut. Jeder reine Inneneindruck des

alten Ritterhauses ist damit zerstört; und der mit starker, lapidarer Empfindung geschaffene, seinen aufsteigenden Felsgrund zur gestalteten architektonischen Form auswirkende Burghau ist eine Art Vergnügungslokal geworden. —

Aber es ist die Aufgabe unseres Reisens wohl nicht, nur Vollendetes und Unverderbtes am Wege zu finden, nur zu genießen und wandernd zu schwelgen. Wir reisen zu dem Ziele, mit dem erregten Glücksgefühl des Schreitenden, des von aller Enge Gelösten dieser Erde, vor allem unser deutsches Land, in geistigen Besitz zu verwandeln, in eine innerliche Heimat voll Reichtum und weitem Raum. Mit solcher Vergeistigung erlösen wir sie, wie der Prinz das Dornröschen, aus dem Schlaf und den Stachelhecken aller Zeitgebundenheit. In der Vergeistigung kehrt die Zeit, die in Nichts hingeschwundene, die unaufhaltsam weiter enteilende, kehren Jahrhunderte zurück und werden das bewegte Leben des Landes, das nun nichts unverändert Starres mehr ist, sondern wogende Wandlung, in die sich für eine kurze Zeitspanne unser Auge auftut — gerade lange genug, daß wir im scheinbar Festen, Ruhenden, die Wandlung erkennen und bedenken können.

Wenn wir so reisen und sehen, dann kommt uns eine häßliche Restauration, die ein altes Bauwerk verunziert, kaum mehr zu Bewußtsein. Der Geist, der die Wandlung als das einzig Bleibende nicht nur erkannt hat, sondern sie als ein immer fließendes Vorstellen sein Daseinsgefühl tief hat tränken lassen, sieht vielleicht — während der Restaurationsbetrieb, das harmlose Kaffeegeplauder von Sonntagsgästen vor ihm schattenhaft und wesenlos wird — die frohdende Dumpsheit des Lebens vor sich, die einst von herrischem Stolge gezwungen ward, den Felsen noch mit Felsgestein zu überräumen. Am leichtesten begreift der Geist im Wandern die Wandlung, wenn Nähe und Ferne sich um ihn unablässig verschieben und nur ein Allerfernstes dahinter noch zu ruhen scheint. Dann dünkt ihn das Seiende ein über die Zeit Hinausliegendes, das in der Zeit sich wie ein Wand-

lungsspiel auflöst, wieder zusammengefügt wird und entgleitet — doch nie ganz zu greifen ist. Und in diesem Fühlen des allerfernsten Seienden hinter dem Wandel der Wanderung wird er mißtrauisch gegen jede ästhetische, jede vom Geschmack geleitete Betrachtung der Dinge; sie erscheint ihm als Enge und Grenze, Verkümmern und Täuschung.

Diese Gedanken haben sich mir oft, aber wohl selten so stark aufgedrängt wie auf der Rudelsburg. Nicht die Postkarten- und Kuchenbuden am Bergfuß und vor dem Thor, nicht die herumlaufenden Kellner und klappernden Teller störten mich mehr. Irgendeine Kraft in mir zerstörte das Kleine, Vergängliche vor dem Dauernderen der Natur und dem in sie hineingestellten Menschenbau, den die Natur schon wieder in sich zurückzuziehen, in ihr größeres, dunkleres Leben aufzulösen begonnen hat; dieselbe Kraft, die auch mich und mein Dasein vor mir auszulöschen vermag, wenn das Bleibende und Ewige in meinen inneren Blick tritt. Während ich auf den umgrünzten Hochwegen über dem Fluß und den Felssteigen der anderen Seite das Mauerviereck umgehe, oder in einem enggassigen Außengang steil die hohen, rauhen, grellbesonnten Kalkwände bis zum lichten Blau des Sommerhimmels hinaufsehe, spüre ich ein Sichdehnen und Recken in den alten Steingliedern, das auch mich ergreift. Noch einmal drängt sich meinem Gefühl mit ganzer Wucht der Kampf des Beharrens und der Wandlung auf, aus dem unser inneres wie unser äußeres Schicksal hervorgeht, und entrückt das Erlebnis dieses Wandersommertages mir einen Augenblick weit aus aller räumlichen Gebundenheit.

Dann fällt mein Sehen und Denken rasch ganz an die Gegenwart und den Raum zurück. Ich bin in den Spätnachmittagsstunden eines warmen, staubigen Sommersonntags, gehe durch Gruppen von Spaziergängern hin und genieße das Abendnahe über Land und Fluß. Auf dem gleiten noch ein paar Boote, und sonntäglich rastend liegt am Wiesenufer drüben festgemacht ein Floß schöner, gerader Stämme. Beim Hinabschauen auf den sich an den Bergfuß

heranwindenden und wieder zurückgleitenden Fluß, dessen sanftes Hinschlängeln überall die Wiesen tränkt, fällt mir ein ganz ähnliches mitteldeutsches Landschaftsbild ein: ein Blick von der alten Brandenburg bei Eisenach hinab auf die Werra, deren Uferbild auch an anderen Stellen ihres Laufes, somit den Kalksteinfelsen bei Kreuzburg, an die Saale erinnert. Dann gehe ich langsam und umschauend den steinigen Pfad von der Rudelsburg zur Talsenkung hinunter und nach Saaleck hinüber, dessen freiere Höhe recht mitten im Landring steht und das Rotdämmern des Abends weit über Berg und Tal, über Felder, Straßen und Wälder genießen läßt. Und indem die Burg mit ihren beiden Thürmen über dem ruhenden Zuschauer noch in das entfliehende Licht hineinragt, verbindet sie ihn lange noch dem letzten Leuchten, bis sein Schritt weiter in das verdunkelte Tal und Dorf hinunterhallt. Aber auch, wo das freundliche Dorf beginnt und die Umfriedung des weitausgedehnten Herrensitzes darin, ist die Tiefe des Flußbettes noch nicht erreicht. Ich stehe im Park und sehe umbuschte Wände ins Dunkel hinab, aus dem weit unten das Flußband heraufleuchtet.

*

Am nächsten Tage führt mich der Gastfreund durch seinen Besitz. Die landschaftliche Lage des Gutes ist noch schöner als die der beiden Schlösser, deren eines den rückwärtigen Blickpunkt der Parkanlagen bildet. Mit einer Mauer, aus der ein hohes Torhaus sich erhebt, grenzt das Gut gegen das Dorf, um sich dann breit auf dem nach Süden zu noch ansteigenden, ganz steilen Felsenufer der Saale auszudehnen. Das ist das Stück idyllischer und doch großzügiger Flußlandschaft, das man von der Bahnstrecke senkrecht zurückweichen sieht, wenn man an den Schlössern vorüberfliegt und sich nach dem Herandrängen der Schienen an den verdeckenden Berg die Aussicht nach links noch einmal für einen Augenblick tief eröffnet. In dem der Bahn zunächst liegenden Teil ist das Hochufer mit vollendeter Gartenkunst in

terrassenförmige, ummauerte und umheckte mehrstufige Anlagen verwandelt, in denen das Herrschaftshaus und Nebengebäude stehen. Weiße Weinlaubgänge und Veranden, breite Treppen und vertiefte Plätze gliedern den Park, in dem die Gebäude wie malerische, abschließende Prospekte wirken. Man bewundert den Landschaftskünstler, der das schuf. Er tritt am bedeutsamsten hervor; ihm mußte der Architekt, der mit dem Gartenkünstler freilich dieselbe Person ist, dienen. Und trotz einiger Mängel, die der Künstler selbst fast zu eigensinnig immer wieder hervorhebt, erscheint es vorbildlich, wie hier der Baumeister — wenn auch vielleicht noch in irgendeiner Achsenlage irrend — vom breiten Untergrund des Geländes als dem Gegebenen ausgegangen ist, aus der Landschaft heraus gestaltet und komponiert hat. Man ergeht sich mit Genuß in dem still umfriedeten Landpark, immer schöne Abschlüsse und Hintergründe um sich fühlend, hinter denen die Landschaft — die Burg Saaleck über Wipfeln und Dächern, das tiefer gelegene Jenseitsufer, Felder und Berge — raumvoll zurücktritt. Mit unmerklichem Übergang ist der, sozusagen, bewohnte Park, in die freiere Natur des anschließenden Fels- und Waldufers weitergeleitet. Ein Pfad über die Höhe und einer, neben dem das Flußgewell hinspült, der hier fast unter die Felsen tritt, dort sich durch eine schmale Aufschwemmung mit Bäumen und Büschen zieht, führen weit bis zu einer seitlich einmündenden Bachschlucht. Eine noch im Park in die Vorsprünge und Falten der Uferwand eingefügte Stufenreihe verbindet beide Wege; dann führen sie erst wieder durch die Schlucht mit dem tropfenden Bächlein zusammen. Der untere, da und dort mit Steinplatten belegte Pfad hat seinen Reiz durch die unmittelbare Nähe des Wassers. Dessen kühle Wellenluft streicht über den Weg. Das hinziehende Spülen mit dem darin ruhenden verwischten und verstreiften Spiegelbilde des gegenüberliegenden flachen Baumufers beleben die einsame Stille, in die sonst nur der Ruf von den in den Felsen nistenden Vögeln klingt, oder ein springender Steinfall schallt,

wenn die Vögel auffliegen. Auch hört man wohl noch das gluckende Anschlagen des Wassers am Holz bei der Bootslände und manchmal fern den über die Brücke rollenden Bahnzug. Der obere Weg ist ganz Blick und Aussicht, gesammelt in eine kleine, durch eine niedrige Aufmauerung geschützte Terrasse unterhalb der Kammhöhe, an die sich die Thaltiefe malerisch heranbiegt. Da, in dem absinkenden Nahblick, der über dem Fluß unten an allen Seiten bald seine weiche Begrenzung findet — die sich vorwendende Bergwand und volle Baumwipfel — fühlt man das gemüthvolle freie Schweben, Steigen und Sinken, das aller Aussicht körperlicher Inhalt ist. Reiner, klarer sind die verwehenden Gefühle des Wandernden, wenn er so in der vom heutigen für den heutigen Menschen wohnlich gemachten Landschaft seine Gedanken still zur Gegenwart sammeln kann, als wenn er in mühevollen Bewußtseins-handlungen gewaltige Zeugnisse der Vergangenheit, die in seinen kurzen Lebenstag eindringen, dem geistigen Lebensbesitz vereinen muß.

Für ein paar Tage ist mein Schritt von der Landstraße und den offenen Wegen in den Frieden und die Stille eines sinnvoll geschaffenen Eigentums eingetreten. Vastlich durchseelte Einsamkeit umgibt mich.



Die Dichterstadt

Das Erlebnis von Weimar läßt sich vielleicht so umschreiben: sowohl der, der Weimar flüchtig besucht, wie der, der in Jahren irgendwie mit ihm verwachsen ist, fühlt, auch wenn er es sich nicht klar sagt, daß diese anmutige, in einer freundlichen, idyllisch=altväterischen Landschaft gelegene Residenzstadt von einer anderen Kraft der Seele ihr bleibendes Geprägebekommen hat als die meisten Städte; oder: daß eine Kraft, die an den vielen Stadtbildern nur nebensächlich mitwirkt, hier zur Hauptsache geworden ist und den Charakter bestimmt. Die Städte, die wir bewohnen, die wir auf Reisen besuchen, sind vornehmlich die Auswirkung zweier kultureller Antriebe: der gewordenen Lebens- und Tätigkeitsverhältnisse, Handel, Gewerbe, Verkehr, politischer Bedeutung, also rein praktischer, objektiver Aufgaben einerseits und fürstlicher, machtbewußter Baulust und Baufreude, die sich schon im Grundwesen als ein weniger stofflicher, sondern als ein künstlerischer, willkürlicher Antrieb darstellt, andererseits. Städte wie Hamburg, Frankfurt, die reinen Industrieorte, die alten Festungen sind Beispiele der ersten, Karlsruhe, Mannheim, München solche der zweiten Art. Freilich handelt es sich, wenn wir eine einzelne Stadt betrachten, nicht mehr um ein ganz reines Vorkommen des einen oder des anderen Typus, sondern nur um sein Vorherrschen, um den geschichtlichen Entstehungsanlaß, der in der ursprünglich willkürlichen Gründung noch sichtbar bleibt, wenn sie längst vielerlei praktischen Forderungen des gewerblichen Lebens dienstbar geworden ist und ebenso seinen Charakter behält in der künstlerisch noch so geschmückten und bereicherten Stadtanlage, die aus praktischen Notwendigkeiten hervorging.

In der Stadt Weimar ist keiner dieser beiden Stadttypen bedeutend genug ausgebildet, daß er ihr ein höheres Interesse verleihen könnte. So war sie recht dazu angetan, daß ihr in ihrer späteren Entwicklung eine einzigartige Physio=

gnomie aufgeprägt werden konnte, eine Physiognomie, die zwar letzten Endes auch dem geistigen Willen eines klugen, ja großen, kunstverständigen Fürsten ihre Entstehung verdankt, die aber unter dem Einfluß der Männer und geistigen Mächte, die der Fürst um sich berief, die auf sein Schaffen einwirkten und denen er eigene Schaffensfreiheit gab, etwas irgendwie Neues wurde: Dichtung mehr als bildende Kunst.

Was wir sonst nur in Innenräumen erleben, allenfalls da und dort in der Anlage eines Gartens, seinen versteckten Laubenwinkeln, seinen erhöhten Ruheplätzen zum freien Ausblicken über abendlich verdämmerndes Land, seinem von der Seele des Bewohners sprechenden Schmuck — das hat hier das Antlitz einer ganzen Stadt geschaffen.

Rein baukünstlerisch genommen sind die meisten Gebäude nicht wichtig, die in Weimar stehen. Wenn wir von der Raumkraft großer Baumeister berührt werden wollen oder gleitend mitgeleitet von der leichten, melodiosen Rhythmik des Schmuckkünstlers, von dem malerischen Anordner der Straßenfluchten, von all dem, was ganz der bildenden Kunst angehört, so gibt uns Weimar wenig. Sein Schloß, seine Kirchen, das Museum, das Goethe-Schiller-Archiv, seine Denkmäler — all das ist tüchtig, erfreulich, aber nicht mehr; seine Nachahmungsbauten wie das Tempelherrenhaus, das Römische Haus, die künstliche Ruine und die anderen Phantasiestücke ohne unmittelbaren praktischen Zweck, die im Park stehen, sind für den Betrachter der Werke bildender Kunst ganz uninteressant. Die Fürstengruft ist bescheiden, nüchtern.

Und doch kann sich kein Besucher Weimars einem wachsenden, ihn immer mehr umspinnenden geheimnisvollen Zauber, einer ganz stark werdenden Stimmung entziehen, einer Woge willenserregten und zugleich beschauenden Lebensgefühls, die von diesen bescheidenen Bauten, der Parkanlage, dem ganzen Stadtbild ihn überkommt. Es drängt sich dem Beschauer unabweisbar auf: hier bekundet sich der Dichtergeist, der noch etwas anderes besitzt als der Archi=

tekt, der Bildhauer, der Maler, um den Stoff des Steins oder der pflanzenbewachsenen Erde geistig und seelisch lebendig zu machen.

Einen Augenblick mag der Betrachter vielleicht stutzen und sich fragen, ob er sich nicht einer Täuschung, einer Illusion überläßt, ob er nicht aus der ihm geschichtlich bekannten Verbindung all dieser Dinge mit den großen Dichtern, vor allem dem Einen, diese Stimmung, diesen Zauber nur in die Stadt hineinlegt. Aber er mag sich beruhigt an ihr erfreuen: ihn beseelt zuverlässig nicht die unklar-romantische Empfindung, die nur aus der geschichtlichen Tatsache schöpft, daß hier die großen Dichter gelebt haben, daß sie mit diesen Bauten und Anlagen für immer verbunden sind. Sondern diese Gebäude, diese wohl erhaltenen Überreste eines im Stoff ausgedrückten geistigen Lebens sprechen selbst mit der Seele der Dichter, die auf ihre Entstehung einwirkten. Wir haben es hier damit zu tun, daß der Dichtergeist, der mit seinem unendlichen Ausdrucksvermögen sich im allgemeinen fast stofflos in Schriftzeichen mittheilt, einmal spielend und lebendig in der Stofflichkeit sichtbarer Anlagen hervortritt, sie schaffend durchseelt und aus ihnen auf uns zuströmt wie ein Quellbrunnen aus seiner gemeißelten Umrahmung.

Und von den Gemächern und Gärten ihrer Häuser aus, in denen die Dichter ihren engsten Lebensraum um sich geformt und ausgestaltet, hinüber zu den schlichten Palästen der Großen, in denen sie verkehrten, zu denen sich ihre geistigen Verbindungen schlugen, dem Wittumspalais, in dem Anna Amalia residierte, der Residenz des Herzogs und seinen Schlössern in Belvedere, mit der entzückenden Naturbühne, auf die Goethe in des Drestes Maske herauszutreten scheint, Ettersburg und Tiefurt, zum alten Theater und der Bibliothek, in den Park mit seinen Lusthäusern, ja bis zur Gruft der Fürsten, in der Goethe und Schiller ruhen, waltete ihre ausdruckschaffende Seele. In den Innenräumen wirkt vielleicht zuerst einmal ganz stark das Bewußtsein, daß hier die Dichter irdisch gelebt haben, daß hier aus ihrem Geist die

geträumten Welten, die unser tiefstes Sein bergen, in unsere Welt hineindringen; daß hier ihr Fuß schritt, ihre Hand schrieb und alle Gegenstände berührte, ihr Auge mit seinem Innenlicht leuchtete. Aber bald wächst aus dieser Empfindung die Erkenntnis, die sich in einem neuen Gefühl kundgibt: daß hier, an den Lebensstil der Zeit gebunden und doch persönlich, ganz geistige Menschen Wohnhäuser der Seele geschaffen haben.

Nur die Häuser Schillers und des Eichen sind in ihrer Einrichtung erhalten oder wiederhergestellt. Noch lebt in dem kleinen bescheidenen Hause Schillers — ähnlich etwa wie in dem Bach-Hause in Eisenach — die seltsame Durchdringung des Bürgerlichen mit dem Göttlichen. Irgendein Genius berührt und führt uns. Irgend etwas in diesen schlichten Räumen ist nach dem inneren Bilde in einem waltenden Geiste gestellt und gewandelt. In leisen Andeutungen spricht dieselbe Kraft zu uns, aus deren Idee — von Händen anderer ausgeführt — die Gruft des Herrschergeschlechts hervorging, die wieder für alle unsere Feuerbestattungshallen Muster und Vorbild wurde, der architektonisch bedeutungslose, dichterisch, ja dramatisch ergreifende Bau, in dessen düsterem Innern sich immer wieder, wenn ein Herrscher starb, die Vision vollzieht, die der Dichter der „Braut von Messina“ sah:

... Und als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg
mitsamt dem Boden, der ihn trug, allmählich
versinkend in die Unterwelt hinab,
das Grabtuch aber überschleierte
weit ausgebreitet die verborgene Mündung,
und auf der Erde blieb der ird'sche Schmuck
zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend —
doch auf den Seraphsflügeln des Gesangs
schwang die befreite Seele sich nach oben,
den Himmel suchend und den Schoß der Gnade.

Vertiefter, plastischer ist die Gestaltung, die Goethes Stadthaus und sein Gartenhaus vom Dichtergeist empfing.

Die Stille und Einsamkeit der Beschauung, der Arbeit, des Formens und Festhaltens alles flüchtigen, bewegten Lebens, des genießenden Einatmens alles Daseins, des forschenden Durchdringens und Sammels der Erscheinungen, des vertrauten geistigen Verkehrs mit wenig Erlesenen und der Wille zur höchsten, herrschaftlichsten, vornehmsten Form der äußeren Lebenshaltung, die kein Fürst an Mannigfaltigkeit, an innerer Großheit, an würdiger Schönheit des geselligen Umgangs überbieten kann, keiner an seelischer Fülle je erreicht hat — all das ist aus dem Geiste des größten deutschen Dichters geboren, ist in diesen beiden Häusern Körper geworden: in dem eingebauten Treppenhaus, in der Anordnung und Einrichtung der Zimmer, des Gartens, in den Sammlungen und dem Schmuck der Wände. Darum betreten wir diese Häuser mit derselben Ehrfurcht wie den Ulmer Dom oder das Oktogon in Aachen, obschon hier nicht Baumeisters Großgewalt uns umwirkt.

Spielend fast und sein ganzes Leben in Erinnerungen wiederholend, stellte Goethe die Stilzeichen seiner reisenden Wandlung, seines dichterischen Umfassens aller Kulturen als Phantasiebauten in den Park: in der Naturbrücke über die umgrünte Elm, im Borkenhäuschen schaut der Klassiker der Geniusssäule und des römischen Hauses auf den jungen Idylliker zurück, in der künstlichen Ruine sammelt sich das romantische Element des Balladendichters, und am Tempelherrenhaus, wie an einem gemalten Prospekt, geht der unsterbliche Dichter der „Geheimnisse“ vorüber. In die Natur, die ewig junge, grünende, tritt wie im Geiste dieses Mannes der Stil, sich unlöslich mit ihr verbindend. Ein Hauch seines dichterischen Lebenswerkes weht uns von diesen Zeichen an, so schlicht und an den beschränkten Formenausdruck seiner Zeit sie gebunden sind. Gerade das ist das Rührende, das bei diesen Symbolen nur an den Dichter als Anreger und Schöpfer denken läßt: daß sie zeitgebunden sind, daß ihr gestalteter Ausdruck in nichts die Ebene des Könnens der Epoche überragt, daß sie bildnerisch eine fast stammelnde,

unbeholfene handwerksmäßige Sprache sprechen; und daß sie doch den Flug und die Kraft seines Genius in sich tragen wie ähnlich nur Werke der größten bildenden Künstler.

Wielands, des nur durch die ihm folgenden Größeren Verdunkelten, Einwirken ist in Weimar nur noch im Witzumspalais und in der Residenz leise zu spüren. Aber stark dann nahe bei Weimar auf seinem Gute Ohmannstedt, wo ihn Kleist einst besuchte, und dort am stärksten an seinem Grabe, wo er mit seiner Gattin und der frühverstorbenen Sophie Brentano ruht. Im umbuschten Almufer liegt das Grab. Ein dreikantiger Obelisk trägt drei goldene Symbole der Menschen, die unter ihm schlafen: eine Leiter mit Stern für den Dichter, zwei verbundene Hände für die Gattin, einen Schmetterling für die jung fortgeflatterte Seele; und trägt das Distichon, das ich aus dem Gedächtnis zitiere:

Liebe und Freundschaft umschloß die verbundenen Seelen
im Leben

Und ihr Vergängliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Vor diesem Grabmal, im grünen Dunkel des Laubes, das vom Rauschen und Spülen des Flüsschens durchhallt wird, stehen die betrachtenden Stunden bei uns, in denen der alte, aus religiöser Schwärmerei zum heiteren Anacreontiker, aus fabelndem Liebesübermut zum bürgerlichen Hausvater gewordene Wieland an das Sterben und die idyllische Ruhe langen Totseins und körperlichen Geliebtheits von den Nachkommenden dachte; steht er selbst, wie er aus dieser tief und wehmütig genossenen Vorstellung eine seltsame überirdische Ruhe des Vergangenseins in seine Gegenwart und sein Leben schöpfte. Und so auch in unseres.

In Weimar ist man mitten in der Anschauungswelt der großen Dichter unseres Klassizismus und erkennt verehrend, wie schlicht sie den Raum, das Dasein, die Formen und die Symbole sahen, die doch in ihrem Wort der Ausdruck des Höchsten und Tiefsten im Menschenleben geworden sind.



Auf der Wartburg

In das Vogteigebäude der Wartburg, das sich nach Süden zu an den Torbau und das Ritterhaus anschließt und mit seiner Giebelseite an den tiefliegenden Teil des Vorhofes, den Zwinger, stößt, wurde im Jahre 1867 ein kostbares kleines Gemach eingebaut, das Pirkheimerstübchen. Es stammt aus Nürnberg, aus dem Hause der Tochter Willibald Pirkheimers, des Humanisten, des Freundes von Dürer und Gastfreundes von Luther. Es ist ganz in Holz getäfelt, in großen, dunkel gebeizten Flächen, die oben einen Fries von zierlichem Schnitzwerkmuster tragen; auch das Sterngewölbe seiner Decke ist schwarzbraunes Holz. Das Zimmerchen ist kaum breiter als das zum Teil mit Butzenscheiben verglaste Fenster und sein Rahmen, etwa zwei Meter. An seinen vier Meter messenden Längswänden sind Bänke angebracht, die nur am Fenster Raum lassen für Schreibtisch und Stuhl und am anderen Ende den seitlichen Eingang freigeben. So ist der ganze, dunkel umfaßte kleine Raum gesammelt auf seine Lichtquelle, das nach Westen über Thüringer Waldberge und Täler, über ferne Dörfer und Felderstreifen hoch hinaussehende Fenster und auf den stillen, ungestörten Arbeitsplatz davor, auf dem das Licht all dieser blauen Weite liegt. Wie das Raumschaffen des Baumeisters ein Seelisches ist, wie er es vermag, in seinen Umgrenzungen des Ungreifbaren die Schwingungen der Seele zu lenken oder anzuhalten, daß sie in gesammelte Ruhe münden — das habe ich vielleicht nie so stark erfahren als wie hier, als wie in den Stunden, die mir vergönnt war im Pirkheimerstübchen mit dem Studium der Wartburggeschichte und -baugeschichte zu verbringen. Es waren Stunden, die nur gelegentlich eingeschoben wurden zwischen dienstliche, der Zeit gehörende, Tagesarbeit, und vielleicht nur ein Schatten davon, was dies Gemach einem Menschen an Sammlung geben mochte, der darin ständig zu Hause war, der durch Wochen, Monate, Jahre hier immer tiefer in seine geistige

Beschäftigung versank; und einem, der derselben Zeit entstammte wie diese schon mit Nahen des Renaissancegeistes erfüllte holzgeschnitzte Gotik, der Zeit des Humanismus, der Zeit des unermüdlischen Studiums, des forschenden Eindringens in eine vollendete Welt, jenes Altertum, von dem aus eine tiefe, willenerlöste Ruhe in den Geist des lesenden Humanisten an seinem Pult zurückzufließen anhub. Und doch waren auch diese Stunden mit ihrer Ahnung von dem, was das kleine Gemach einstmals einem geistigen Menschen war, schon ein wundervoller Genuß, ein beschäftigtes Ruhen der ermatteten, zitterschütterten Seele in stiller Sammlung, im Anschauen bunter, wechselvoller Vergangenheit, ein Sichselbst-Entgleiten und ein Sichwiederfinden, in sich gestaltet klar wie ein Stück Geschichte der Burg.

Diese Geschichte umgreift fast neun Jahrhunderte. Sie löst sich langsam aus Sagedunkel, wo sie ganz noch Kampf- und Rittererzählung ist, wird heller, wird Kultur- und Baugeschichte, dann Geistesgeschichte, geht durch Jahrhunderte des Vergessenseins, um schließlich in eine vielleicht prosaische Tageshelle der Erneuerung des Alten, des Rückwärtsblickens auszumünden, an die sich eine nicht mehr nachbauende, sondern nur noch erhaltende, aber künstlerisch verstehende und mit Liebe an dem Gewordenen hängende Gegenwart anschließt. Lebendig wird aus dieser, keiner einheitlichen Linie folgenden und überall mit der Geschichte benachbarter Herrschaften verflochtenen, oder in den Geschehnissen des umfassenderen Zusammenhangs verschwindenden Wartburggeschichte vor allem die Zeit des Landgrafen Hermanns I. von Thüringen, der um den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts den Palas, das stolze Landgrafenhaus der Wartburg, erbaute, an dessen Hof zu Eisenach (nicht auf der Burg) die großen Dichter seiner Zeit, die Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Velddecke und viele andere Gastfreundschaft genossen; dann drei Jahrhunderte später die Episode, welche die Wartburg in Luthers Leben war, eine Episode, die in der deutschen Geistes-

entwicklung durch das mit ihr verbundene Neugeschaffen- und Lebendigwerden des deutschen Wortes alles andere eher als eine Episode war: ein Wendepunkt und neuer Anfang; ein Hereinschleudern der gewaltigen deutschen Sprache, welche die Mystiker des Mittelalters zu schaffen begonnen und bis in jeden Laut mit seelischem Leben erfüllt hatten, in die Breite des Volkes und der Zeit und gleichzeitig die Befreiung des einflußreichsten Buches unserer Kultur aus der von der Kirche gehüteten Fessel seiner fremden Ursprache. Neben diese beiden größten Abschnitte der Wartburggeschichte tritt dann durch seine zeitliche Nähe noch besonders deutlich und sichtbar ihre merkwürdige letzte Phase, die romantische Erneuerung des alten romanischen Bauwerks, in der sich zugleich der sehnsuchtsvolle, nach frühen Vollendungen zurückblickende Kunstgeist um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bekundet. Damals ließ Hugo von Ritzen nach den Wünschen des großherzoglichen Bauherrn aus dem Schutt, den Umbauten und den Vermauerungen von Jahrhunderten den Palast mit den offenen Säulen- und Bogenreihen seiner westlichen Fenstergänge, den säulengetragenen gewölbten Sälen und Kemenaten, wohnlicher vielleicht, als er ursprünglich war, aber doch im wesentlichen echt und überzeugend erstehen; und Moritz von Schwind malte mit guter Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, romantisch und unromanisch, aber gerade dadurch, daß er sich keinem fremden Stilzwang unterwarf, künstlerisch lebendig seine Fresken aus der Sage und Geschichte der Burg an die Wände der Säle und Gänge. Scheffel, von dem der Großherzog Karl Alexander einen Wartburgroman in der Art seines „Eckehard“ erhoffte, schöpfte aus der gleichen Quelle, der Schwind teilweise den Stoff zu seinen Fresken entnahm, sein vielleicht bestes Buch, die „Frau Aventiure“, die noch immer — trotz vieler Wartburgromane und -dramen, die seither geschrieben wurden — die schönste mit der Burg zusammenhängende neuere Dichtung ist. Es müssen lebensvolle, anregende Tage gewesen sein, als diese Meister hier oben

bauten, dichteten, malten und in der freien Höhe über den rauschenden Bergwäldern, in Sonne und Weite, in Vergangenheit, Sage und Geschichte ein romantisches Künstlerdasein führten, wie es ihrer Zeit als Ideal vorschwebte, und das auch unserer Zeit, die das Ideal des Künstlers anders sieht, ein wenig Neid erwecken mag. Der nach allen Seiten mit hohen Mauern in den Felsen fußende Burgbau mit Palast, Höfen, Gärten, Sichttürmen umschloß sie, zog sie ganz in sich, seine jahrhunderttiefe sagenhafte und geschichtliche Vergangenheit — und war doch ein Werden, entstand doch erst aus Schutt und Verüsten zu seiner gleichzeitig neuen und ehemaligen Gestalt, war doch auch ihr Werk; denn selbst der Dichter — der ja so oft der verständnisvollste Freund des Baumeisters ist — wird manche Frage der Erneuerung mitberaten haben. Sie lebten in gegenseitiger Anregung, in freundschaftlichem Verstehen, auf freier, windumsauster, landweit blickender Höhe und doch nahe der wohnlichen Stadt, die sie zu ihren Füßen rotdachig liegen sahen, deren Geläut sie hörten, aus der ihnen geduldige Tragtiere die Lebensmittel heraufschafften und in der sie manchmal des Abends beim Weine einkehren mochten.

Durch den Haupthof vom Palas getrennt liegt gegenüber an der westlichen Mauer das kleine Kommandantengärtchen mit seiner freistehenden, dichten gewölbten Lindenlaube. Von ihrem Bogen umrahmt wird Himmel und Land — waldige Berge, durch die der Schienenstrang nach Süden zieht — ganz zum entrückten Bilde. Auge und Geist ruhen hier schwebend über dem Lande. Leise wehende Rosengeranke klettern an der Mauer. Die Tritte der herumgeführten Besucherschar hallen hinten über den Hof und gehen vorüber. Wohl anders als die Künstler der Bürgerneuerung ist der heutige Mensch bewegt, wenn er von hier ruhend hinaus- schaut; er fühlt keine Romantik, denkt nicht an Sagen und Ritter, an die auf den Bildern so farbigen vergangenen Zeiten; wenn er über das in tiefem Frieden still und sonnig daliegende deutsche Land hinsieht, denkt er liebend und innig

an das Volk, das aus diesem Lande hervorging und das dieses Land, gewaltig und kraftvoll, schützt; er denkt bewundernd daran, daß dank der vor keinem Feinde erlahmenden Kampfkraft dieses Volkes innerhalb seiner geschützten Grenzen der Ackerbau und das Gewerbe, Handel und Verkehr, ja selbst das geistige und künstlerische Schaffen, die dieses Volk nicht zuletzt unter den Völkern großgemacht haben, weitergehen und blühen können. Und es mag sein, daß sein Gefühl für dies wunderbare Land, das unvergängliche, über das die Geschlechter des Volkes kommen und gehen, tief und ehrfürchtig wird wie vor einer unbewegt ruhenden und doch wirkenden Gottheit.

An den Kommandantengarten stößt, Haupthof und Vorhof trennend, die Dirnitz, die einen Teil der jetzigen Wohnräume des Hofes enthält und von Ritzen ganz neu erbaut wurde. Sie beschäftigt den Besucher naturgemäß weniger als die nur erneuerten alten Teile und als die Baustücke, die überhaupt ziemlich erhalten in der ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen sind. Das ist die nördliche Gebäudegruppe am Tor, der Torbau, der an die alte Zugbrücke anschließt, das Ritterhaus und der gotische Fachwerkbau der Vogtei; eine Baugruppe, die mit einem langen und einem kurzen Arm — den im Sattel auf der Außenmauer sitzenden beiden Gängen, dem Elisabethen- und dem Margaretengang — bis an den Mittelbau der Burg, die Dirnitz, greift. Hier ist der Nürnberger Erker, das Birkheimerstübchen, das Zimmer Martin Luthers. In diesen grauen, wein- und rosenmurannten Mauern, durch die und neben denen hin der rauhe Felsgrund des Einfahrtweges führt, an denen eine geländerte Rampe Raum für einen behaglichen Sitzplatz im Abendfrieden des ungeschlossenen Hofes bietet, ist die Wohnung des jetzigen Kommandanten der Burg, in der heute das Herz des geweihten deutschen Berges am lebendigsten schlägt, in der die Wartburg gegenwärtige Seele wie Bewußtsein und Erinnerung an alle große deutsche Vergangenheit hat. Diese Wohnung ist nicht mit Unrecht eine

der schönsten in Deutschland genannt worden. Frei sieht man aus ihr nach Norden, Osten und Westen über das Land und nach Süden aus dem Fenster über dem Toreingang in den malerischen Burghof. Die Außenbilder aber wirken hinein in reiche künstlerische Innenräume, die heute, weil sie belebt, bewohnt sind, vielleicht die allerstärkste Stimmung von allen Wartburgräumen haben. In den Bildern der Wände lebt die Zeit Luthers; man ist hier nicht nur bei dem Hausherrn, sondern auch bei seinem Ahnen Lukas Cranach zu Besuch und sieht ringsum zu Originalen seiner Hand empor, die der Reformation und deutschen Renaissance entstammen.

Auch diese Räume habe ich ganz lebendig gesehen an einem stillen in Tälerduft getauchten Frühlingsabend. Eine kleine Gesellschaft ist versammelt; ein Dichter, der zu Gast ist, liest ein phantastisches deutsches Schauspiel vor, das etwa in der Zeit des Malers Cranach spielt, zu dem die Bilder an den Wänden in Beziehung zu treten scheinen. Er sitzt in dem vertieften Fenster, aus dem Goethe einst den Burgeingang gezeichnet hatte — das Original des Blattes liegt vor uns — und liest leise, stimmlos, aber geistig lebendig die bewegten, farbigen Szenen, die Mittelalter scheinen und doch zeitlos sind wie alle echte Dichtung. Ich glaube, daß dieser Abend allen Beteiligten lange lebendig bleiben wird, weil sie an ihm die Wartburg als das erlebten, was sie in unserer Geschichte geworden ist, als eine Burg des deutschen Wortes, der deutschen Dichtung. Es war keiner in der Gesellschaft, der nicht am Tage ernste, anstrengende Heimatarbeit für den Krieg leistete; so genossen sie den stimmungsvollen Abend, der sie ein wenig von dem empfinden ließ, was in Deutschland geschützt wird, doppelt. Als man in den Hof hinaustrat, war es Nacht geworden. Verdunkelt lag um die Schanze vor dem Tor Land und Wald. Da und dort, wo die Stadt sich zwischen die Berge schmiegt, leuchteten kleine Lichte herauf, der Himmel hing wolkig und verhüllt. Im Wartburggasthof unter uns war alles still und dunkel;

schwarz, sich kaum von der nachtgrauen Weite abhebend, lag die um einen großen Hof gesammelte Gebäudegruppe zwischen Baumwipfeln, die sich nicht regten, zu unseren Füßen. Dann verhallte hügelab das Gespräch der Besucher. Es wird wieder ganz still oben, nur der Schritt des Wächters am Thor geht über den Stein. Den Hinabsteigenden erscheint die Burg bald mit ihrem einen, nachblinzenden Licht wie das Schattenbild eines auf dem Berggipfel gelagerten Drachen, der schützend und drohend über dem Lande wacht. —

Da, als sie etwa zur halben Höhe herabgekommen sind, leuchtet plötzlich das große Kreuz auf dem Bergfried hell durch die Nacht, das Zeichen des Sieges, das in diesem Kriege so oft geflammt hat; sie wußten, daß etwas Großes geschehen sein mußte. Schon kam ihnen aus der Tiefe Glockenläuten und brausender Gesang entgegen. Laut und jubelnd stieg es weithin empor, als sängen die Gassen und Häuser selbst. —



Schloß Altenburg

An der Gebäudegruppe, dem Bautenring, den das herzogliche Residenzschloß von Altenburg bildet, hat die Geschichte von Jahrhunderten gebaut. Die Gefühle, mit denen wir das auf seinem Felsenuntergrund gewaltig daliegende Bergschloß von außen, von der Stadt, mit denen wir den Innenkreis seiner, verschiedenen Stilepochen angehörnden, hohen und niedrigen, sich zusammenschließenden Gebäudeteile von der Mitte des in drei Terrassen aufgestuften Hofes betrachten, müssen daher andere sein, als sie vor dem einheitlichen Werke eines Meisters erwachen. Wohl spielen geschichtliche, Zeit- und Kulturgedanken auch um das Werk des einzelnen; aber das Wesentliche bleibt da doch die Ausprägung der Persönlichkeit, eines Raum- und Stoffgewaltens in sich tragenden Geistes in der Baugestalt, dem Steinkörper und der von ihm umschlossenen Raumseele. Das bewegt uns da am tiefsten. Vom Menschen, von uns selbst aus vermögen wir das Werk zu verstehen, mag es noch so riesenhaft sein, noch so übermenschlich scheinen. Irgendwo findet man die Stelle, wo es in den Menscheng Geist wieder hineingleitet; dieselbe Stelle, wo es aus dem Menscheng Geist hinaus trat in die stoffliche Welt. Hat die Geschichte gebaut, ist der wechselnde Wille sich in Zeitabständen folgender Bauherren, die Phantasie mehrerer, verschiedenen Stilzeiten untertan, immer durch Vorhandenes irgendwo von sich selbst abgelenkter Meister in einen sich nach praktischen Bedürfnissen wieder und wieder wandelnden Bau eingeflossen, so vermag der Beschauende das Werk nicht rein ästhetisch zu betrachten. Es gliedert sich ihm in einen geschichtlichen Vorgang oder es wirkt auf ihn — gemäß der Lage, der Wucht und Größe der zusammengedrängten Baumasse, den Zwecken, denen sie dienen sollte, ihrem Alter und der Verwitterung, die darüber liegt, dem Pflanzenwuchs, der sie umhüllt — wie eine absichtslose, gewordene, von fast unpersonlichen Verhältnissen, die über dem künstlerischen Men-

schenwollen stehen, geschaffene Naturschönheit, wie ein Gebirgsmassiv, wie Felsen und Hochwald; malerisch mehr als architektonisch.

Das ist der Fall beim Altenburger Herzogschloß. Zwar ist von den allerältesten Bauten daran, die ins zehnte Jahrhundert zurückreichen, nichts Sichtbares mehr erhalten, und nur in den Fundamenten mögen noch da und dort Steine aus jener Zeit liegen, in welcher die Bebauung des mächtigen Porphyrfelsens begann. Von der Reichsburg, die das Schloß bis zum Jahre 1329 war, in welchem es in den Besitz des Wettinschen Fürstenhauses kam, steht aber noch der aus dem zwölften Jahrhundert stammende, ungefüge, dicke Mantelturm, auch die „Flasche“ genannt, der mit seiner vier Meter starken Rundmauer die niedrigen Gebäude der Nordseite drohend und gewaltig überragt und am deutlichsten den Burgcharakter wahrt, den auch noch die niedrigen, östlichen Mauerzüge aufweisen, die indessen schon mehr in frühen Festungscharakter übergehen. Von da ab scheint jedes Jahrhundert, jeder Stil an dem umfassenden Gebäudekomplex, in Bauten oder Umbauten, sichtbar vertreten zu sein: der Torbau der ehemaligen Burgwache entstammt dem vierzehnten Jahrhundert, die Schloßkirche spätgotischer Zeit, einige aus einem größeren Zusammenhange stehengebliebene Stockwerke offener Steinlauben zeigen die Formen der deutschen Renaissance, die Palastteile, in denen sich jetzt die herzoglichen Wohnräume befinden, und anderes die des achtzehnten Jahrhunderts.

Und doch ist trotz dieser Zusammengesetztheit des auf seinem Berge malerisch daliegenden Schloßringes ein Standpunkt zu gewinnen, wo sich von dem Schloß ein einheitlicher, rein architektonischer Eindruck ergibt, der stark und lebendig ist. Dieser Standpunkt liegt etwa beim Hoftheater, gegenüber der Südwestecke des Schlosses. Wie der Bug eines gewaltigen Meerschiffes ragt diese scharfe, hohe Südwestecke mit ihrem Turmaufsatz empor auf der breiten, ungegliedert hinabreichenden Ummauerung, die wahrscheinlich die regellosen

Wände des tragenden Felsgrundes ausgleichen, praktisch und ästhetisch hineinbändigend sollte in den von gestaltender Menschenhand geschaffenen Bau. Über die Untermauerung ragen die bis zum breit vorspringenden Gesimse des Daches nur von vier Fensterreihen gegliederten, bei ihrer Emporgerecktheit weise in der Horizontale betonten Bordwände des Schiffriesen, als welcher das Schloß von hier erscheint. So steht es mit breiten Flanken in den Hügelwellen des Landes.

An dem bild- und körperhaften Reiz, den das Schloß von hier aus gewährt, ist nun aber ein Bauglied schon stark mitbeteiligt, welches in das Eindrucksgleichnis des Schiffskolosses nicht mit eingeht. Aber einer breit aus der Fluchtlinie vorspringenden, auf hohen Substruktionsbögen angelegten, geländerten Altane erhebt sich, fast wieder in die Fluchtlinie zurücktretend, das Kleinod all der Schloßbaulichkeiten: die spätgotische Schloßkirche. Ihr hoher Giebel mit seinen schlanken Fialen ragt noch ein Stück über das Dach des südlichen Palaisflügels (die rechte Bordwand), an den die Westschmalseite der Kirche angebaut ist. Die bis unter das Gesims reichenden Streben, die hohen, schmalen Bogenfenster, ein zierlich-schlankes, spitz behutetes Treppentürmchen betonen mit den Fialen, dem lichtoffenen Dachreiter und den Pfeilern der Altane nach der mächtigen Breite der Palaiswand, über dem schon angestiegenen Grunde, wohlthuend die Sentrechte, durch deren Hervorhebung gleichzeitig die Kirche in ihrem reicheren Schmuck als ein besonderer, sozusagen: in aller Selbständigkeit eingefügter Bauteil charakterisiert wird. Der aufstrebende Chor, neben den der schmale, viereckige, bis auf ein schönes, gotisches Doppelfenster hoch unter dem Walmdach fensterlose, innere Torturm tritt, bietet sich am reizvollsten dem Blick, wenn das Fischblasenmaßwerk seiner Fenster, das Steinlaub seiner Streben und Fialen über den rauhen Armaturstücken des neuromischen äußeren Schloßtores erscheint, oder wenn man den ganzen Chor aus dem Durchgangsbogen am Ende des Zwingers in seiner

krystallischen Bildung auf sich wirken läßt. Der Innenraum dieser Kirche — die schönes, eichengeschnitztes Chorgestühl gotischer Zeit birgt, über dem ihr mit Geschmack und Takt beiderseits in der Längsrichtung Emporen reicher Spätrenaissance, der fernereine schon ins Barocke spielende Kanzel, eine Orgel und eine herzogliche Loge eingebaut wurden — zu dem Hochaltar des siebzehnten Jahrhunderts im Chor halbrund hinschwingend, bewahrt trotz aller Einbauten seine feine spätgotische Abstimmung. Bei durchaus nicht übergroßen Mäßen sind alle Verhältnisse, Abmessungen und gestalten=den Formen so gefunden, daß ein ganz starkes Raumgefühl erwacht, das viel größeren Dimensionen entsprechen würde — das Geheimnis des wahren Baumeisters. Dies Gefühl, welches sozusagen aus der Seele hinauszutreten angeregt wird, dehnt, erhöht, erweitert sofort den Raum und findet in der künstlerisch geschaffenen Begrenztheit die Form, das Unbegrenzte zu empfinden, zu genießen. Überall da, wo diese Grundaufgabe des Kirchenbaus gelöst ist, fragen wir wenig nach den Einzelheiten der Stilbildung; denn sie sind mitwirkend aufgegangen in das Raumgefühl, das uns trägt; oder nach geschichtlichen Anhalten, die uns Bauten interessant machen müssen, in denen das Raumproblem nicht voll bewältigt ist.

An der Kirche vorüber führt die in einem großen Bogen sich einmal zurückwendende Rampenfahrstraße zum Schloß hinauf und, dicht hinter dem Chor die beiden Tore passierend, in die Höfe hinein. Rechts, fast in der Richtung der Chorachse, zweigt eine andere Straße, der sogenannte „Zwinger“, seitwärts ab zu dem alten Torbau hinüber, der ehemals die Gelasse der Burgwache in sich barg.

In den Höfen verwirren zuerst die viel veränderten, in ein= und ausspringenden Winkeln zueinander stehenden Bauten und der neben der Kirche, an die ein nicht harmonisches Wachthaus angefügt ist, einspringende, seitlich teilweise verdeckte Hof, an den das eigentliche Palais stößt. Links

ein sich vorstiegender, in deutscher Renaissance ausgeführter Flügel; an der anderen Seite dieser zuerst verwirrenden Seitenansicht gliedern sich die, abgesehen von griechischen Wiebeldreiecken und einigen, durch zwei Stockwerke geführten Säulen und Lisenen, fast schmucklosen, aber hochdachig und in guten, schweren Verhältnissen errichteten Palaisteile indessen doch bald vor dem Auge des Betrachtenden, das sich nun umwendet und vor der aufgemauerten, nächsthöheren Stufe des Hofes eine malerisch verwitterte Wasserkunst wahrnimmt, die dem sechzehnten Jahrhundert entstammt; auf hoher Säule fährt Neptun in einem mit Meerpferden bespannten Muschelwagen — eine Plastik, die uns ungeachtet des Stilunterschiedes ihrem Geschmack, ihrem mythologisch spielenden Sinn nach an Anlagen wie Veitshöchheim oder Schwetzingen erinnert. Das Bassinscheint ehedem auch als Schwemme gedient zu haben; denn an der einen, geländerlosen Seite senkt sich der Grund sanft zum Wasser hinab, bequem zum Hineinreiten. Auf der stockwerk hohen, geländerten, breiten Aufmauerung, um die zu beiden Seiten der Weg zur obersten Hofterrasse mit dem Hauptturm sich hinausschwingt, liegt ein kleiner Schloßgarten, in dem alte Geschütze aufgestellt sind. —

Es ist ein stiller, halbsonniger Spätherbsttag. Wenn man zu dem hohen, haubengeschmückten Rundturm oder zu den niedrigeren Gebäuden des obersten Hofes hinaussieht, hebt sich das Auge lichtdurstig ins matte, streifige Blau. Es ist eine lautlose Herbstfeier, die die alten, französischen Geschütze mit ihren stolzen Namen nicht stören. Ich gehe schlendernden Schrittes an der Rampe auf und nieder, all das Schöne überdenkend, das die Gemächer, Säle und Gewölbe des Schlosses in sich bergen an Prunkwaffen und Silber, Porzellan und Möbeln, Schmuckstücken, wie sie sich in einer fürstlichen Familie leicht durch die Zeiten ansammeln, in denen kunst sinnige Besitzersfreude Werk und Walten früherer Jahrhunderte, ihren Geist und Geschmack, ihr still-beschauliches Bilden und ihren reinen Daseinsausdruck genießt.

Dann wandere ich noch zu dem auf dem Nachbarhügel des Schloßberges malerisch gelegenen, sich über einen tieferen Taleinschnitt hinüberziehenden Schloßpark, in dem zwei Pavillone mit ihren grazioß lebhaften Formen, Balkonen, geschwungenen Freitreppen und ihren jetzt leeren, großen, gemalten Sommersälen das lebensfrohe, festefeiernde achtzehnte Jahrhundert in die gewandelte neue Zeit nachklingen lassen. Eine Orangerie gesellt sich noch als Zeitgenosse zu ihnen und ein unscheinbares, altes Schauspielhaus, das der Theaterfreund und insbesondere der Freund des großen Ausblühens der deutschen Spielbühne nicht ganz ohne Rührung betrachten wird. Hier, in dem jetzt baufälligen Hause, hat einstmal die Seylersche Gesellschaft gespielt, der auch Eckhoff, Iffland und andere berühmte Mimen angehörten.

Über dem Wandern und Betrachten, Sinnen und Ausschwingenlassen eines eindruckreichen Tages kommt die frühe Dämmerung, die meinen durch belebte Stadtstraßen heimkehrenden, ansteigenden Schritt immer tiefer einhüllt. Eine graue, unscheinbare Hauswand öffnet sich mit einer lichten, schmal ansteigenden Treppe. Ein großes, behagliches, vornehm ruhig ausgestattetes Gemach nimmt mich auf; vor seinem Fenster leuchten in der Tiefe, im Baumgeäst und darüberhin die Lichter der Stadt. Müde vom Gehen und Sehen, tagabschließend, wie man es so rein wohl nur auf der Reise als Gast eines in sich ruhenden, verehrten Hauses sein kann, das man doppelt fest und dauernd empfindet neben sich, dem Vorüberziehenden — müde und still behaglich nehme ich ein zur Hand liegendes Buch und vertiefe mich noch in die Vergangenheit der Mauern, die mich umgeben. Ich blättere die Geschichte vom Altenburger Prinzenraub auf, die ich als Kind schon mit leichtem Gruseln las, von der mir plötzlich die Bilder in dem alten Lesebuche wieder deutlich-undentlich einfallen. Das Ereigniß mit den beiden jungen Prinzen, die der Kunz von Kaufungen als Rechtspfänder für kurze Zeit ihrem kurfürstlichen Vater rauben konnte und die bald glücklich gerettet wurden, erscheint nur wie ein rasch überstandener

Schrecken, wie eine Episode und Anekdote. Liest man sie in dem Schlosse, in dem sie geschah, so gewinnt sie ein dunkel greifbares Leben, daß man das Buch sinken läßt. All das nicht mit Überlieferte, vielleicht nicht Überlieferbare, das jedem Geschehnis seelisch anhaftet, steigt in Gefühlen und Konflikten mit heraus, als sei es noch gebannt an die Mauern, die die vergängliche Tat sahen.



In Würzburg

Ich stand abends, als sich die wundervolle Stadt Würzburg in Dämmerung hüllte, drüben über dem Main auf der „Schönen Aussicht“ am Marienberge und sah über Fluß und Brücke hinab, sah unter mir in Höfen und Gassen, die raumvoll-dunkel zwischen den Häuserwürfeln und den Dachrücken standen, das tanzende Lichtchen des Laternenanzünders umherlaufen und dann gegenüber sich die Lichter längs des Flusses mit ihrem Spiegel im Wasser entzündeten. Über die geschwungene Brücke ging der abendlich rege Verkehr; er zog den Blick auf der großen Hauptstraße, die zum Dom führt, in die Stadt hinein: die Straße senkt sich hinter der Brücke ein wenig und hebt sich dann dem Dom zu, so daß der Fuß seines romanischen Doppelturmbaus beherrschend wie auf einem Hügel steht. Von seinen Turmspitzen gleitet der Blick wagrecht nach den Seiten, südlich bis zu dem merkwürdigen Turmbau Pedrinis an der Universitätskirche, nördlich bis zu der gewaltigen Kuppel von Stift Haug, die hinter ihrem Turmpaar ruhig über den Dächern steht. Dann sinkt der Blick wieder hinab zum Fluß, an den drüben der alte Stadtteil mit seinen Häuschen und Hütten, seinen winkligen Gassen, mit Torbögen und schiefen Dächern viel kleines nistendes Leben heranschiebt. Die Dämmerung wird tiefer. Der Rauch zahlloser Essen wölkt in sie hinein, verbindet sich mit ihr, daß sie sich wie ein farbiger Dunst über die lebendurchflutete steinerne Stadt legt.

In solchem Ausblick von freiliegender abgerückter Sichtwarte, vor der die seltsame Vertiefung und das unheimliche Zusammenrinnen des Raumes schon im Sichtbaren die Vielheit reicher Eindrücke in eins faßt, beginnt der Geist dem Raume gleich seine Erlebnisse zum Bilde zu ordnen, zu einem Gesamtbilde, in welchem alles Gesehene nahe beieinander steht. Aber der Geist ist dem Raume überlegen: in ihm verfließen die Eindrücke nicht zu einer unbestimmten allgemeinen Ferne; sie bleiben in noch so naher Zusammen-

gedrängtheit einzeln, wie sie in der Zeitfolge empfangen worden sind.

Ich umfaßte in meinem Ausblicke von dort oben alles, was ich bei mehreren Aufenthalten in dem an lebendiger Kunst unendlich reichen Würzburg gesehen, was ich als Gestalt und Körper in mich aufgenommen und in raumlose Geistigkeit verwandelt hatte, die doch geistiger Raum geblieben war: Bauten vor allem, Straßenzüge und Stadttheile, Bildhauerwerke, Gemälde und viel Leben. Denn das ist das Bleibendste von allem, was der Gastfreund hier empfindet: daß all diese alte hohe Kunst nicht lebensfremd geworden ist, sondern weiter mitlebt mit der gesamten Gegenwart. So völlig hat sie diese Stadt geschaffen, ist sie mit ihr verwachsen. — Einzelne Eindrücke wiederholen sich mir in durchsichtiger Abklärung.

Vielleicht ist der schönste, formlebendigste Bau der Stadt die Schönbornkapelle Balthasar Neumanns, der als Baumeister und Bauleiter der ganzen Stadt im achtzehnten Jahrhundert ihre höchste Blüte schuf und Würzburg den Charakter des deutschen Barocks und Rokoko's für alle Zeiten aufprägte. Die Schönbornkapelle ist, von außen ein Schmuckkästchen, an die ernste, dreinischige nördliche Querhausgiebelwand des romanischen Doms angebaut. Die gerundete Körperhaftigkeit des Bauwürfels, die nur im Portalbau eine gemilderte Härte scharfer Kanten vorschiebt, steigt zu einer kleinen, groß wirkenden Kuppel empor, deren schöne Laterne mit allen senkrecht aufstrebenden Runddecken des Unterbaues in sicht- und fühlbarem Zusammenhange steht. Die Vollendung aber ist erst das Innen. Da wird das Rundwesen der Kuppel durch zwei seitliche bohnenförmige Raumrundungen aufgenommen und im Gefühl gesteigert; sie erscheint groß und schwebend. Sie faßt den Raum auf die Mitte, in der der Sitz des Bischofs zu denken ist, zusammen. Die Wirkung der reinen Steinform wird vorzüglich unterstützt durch den Ton der Wand- und Kuppelmalereien, die den baulich schon gebundenen Raum noch einmal farbige umschließen

und seine Lust einheitlich erfüllen. Die Verwobenheit der Farben hat die Wirkung der Gobelins: ohne Härte abzuschließen. — Hier ruhen die gestorbenen Bischöfe aus dem Hause Schönborn. Nicht fern liegt das Haus der Lebenden, das unvergleichliche Würzburger Schloß, bei dessen Erbauung Neumann zwar keinen so genialen Einzelgedanken hatte, wie er ihn im Bruchsaler Treppenhause Gestalt gewinnen ließ, das aber als Ganzes doch wohl die großartigste Schöpfung des deutschen Barocks geworden ist.

Nir wiederholt sich der erste Eindruck: das Sichnieder-senken der von Tiepolo bemalten Riesendecke des Treppenhauses über dem Aufsteigenden und das erste Festwerden des ungeheueren Gemäldes, das über dem Ankömmling auf dem unteren Treppenteil schwebt, schwankt und auch in sich noch ganz Fülle und Wirrnis ist. Von der dem Aufstieg gegenüberliegenden Stirnseite an beginnt es, wenn man die Balustrade um den großen, viereckigen Treppenschacht umwandelt, langsam fest zu werden, sich zu ordnen, zu gestalten — ohne daß wohl jemals das Bedauern darüber schwindet, daß es wie ein Bilderbuch nacheinander angesehen werden muß. Man kommt allmählich wieder zu dem Gefühl, daß der Anfangseindruck des Gemäldes, das Schweben und Schwanken über dem Eintretenden, doch seine stärkste Wirkung und seine Aufgabe ist. Das Sichdrängen und die Fülle der Gestalten bringt es dem Gaste zum Bewußtsein, daß er eintritt, wo die Menschheit aller Erdteile zu Gaste kommt: in den Palast des Herrschers. Man mag so oft eintreten, wie man will, man wird immer Neues finden, Neues sehen, ohne je zu Ende zu kommen. Was erst ein Tadel zu sein schien, die Unüberschbarkeit, wird, aus der gewollten Idee betrachtet, zum höchsten Vorzug, zur Vollendung. Dabei ist raum-künstlerisch alles zu bewundern: die mächtige Anordnung, die Gruppierungen, die Ubergänge, die kühnen Verkürzungen und Überschnidungen, die Raumerweiterung und das Hinweisen des Besuchers auf den Raum. Und doch hat hier eigentlich erst der Maler getan, was in Bruchsal schon

der Baumeister allein fertiggebracht hatte. In Bruchsal ist der sehr lobenswerte Zick, der die Kuppel ausgemalt hat, nur ein unterstützender Diener des Architekten. Der größere Tiepolo findet Gelegenheit, viel selbstherrlicher neben (ja in diesem Treppenhause wohl: über) den Baumeister sich zu stellen.

Die Gemächerreihen im Empirestil, durch die man dann geführt wird, lehren deutlich, wie der klassizistische Stil, der für kleinere, bürgerlichere Aufgaben reizvoll ist, versagt, trocken und nüchtern erscheint, sobald er mit dem wilden, großen Barock in irgendeine Eindrucksnähe tritt. Selbst wo das Barock seine ungeschlachte erste Rauheit bereits abgelegt hat und auf seine zierliche zweite Jugend, das Rokoko, zustrebt, erscheint der Empirestil kaum überhaupt noch wie ein Stil dem wundervollen Vorgänger gegenüber. Es ist wie eine Erlösung, wenn man in die dem Baucharakter gemäß eingerichteten Gemächer kommt: das herrliche Spiegelzimmer, die Räume mit den Alexander-Gobelins, die von leuchtender Tiefe der Farben, schöner senkrechter Gliederung der Komposition, ganz lebende Wand sind, und in den Kaisersaal, der vielleicht neben der gewaltigen Gesamtanlage und dem Außenbau mit dem gegliederten Vorhof die bedeutendste Leistung Neumanns an dem Schloß ist. In ihm gelang es Tiepolo nicht wieder, trotzdem er höchste Raumkunst entfaltete, den Architekten zurückzudrängen.

Der Einfluß der großen kunstvollen Bauten ist weit hinein in alle Teile der Stadt wirksam gewesen. Jede Straße fast zeigt Häuser von lebendiger Gestaltung, an denen künstlerischer Sinn und Geschmack schufen. Es ist merkwürdig, wie viele kleine, heute von armseligen Leuten bewohnte, Häuser und Häuschen einst mit Aufwand und Gefühl für Schönheit und Behaglichkeit gebaut worden sind. Bei einem, nahe dem Main gelegenen, das man für eine Hütte armer Fischer halten würde, sah ich durch die zerbrochenen, verstaubten, ganz mit Spinnweben überzogenen Scheiben der Fensterchen hinein: reiche weiße Stuckdecken mit Ringen

und geschwungenen Stabornamenten flohen zurück in das Dunkel enger schmutziger Kammern. Höfe mit Balustradenemporen, geländerten Ziertreppen, hohen Torbögen, ausge-
meißelten Fenstersteinen sind jetzt die Wirkungsstätte von Fuhrhaltern, Schmieden oder Kaufmannslager, sind mit der Fülle kleiner und kleinster Wohnungen Mietskasernen. Einst waren sie Patrizier- und Domherrnhäuser. Jetzt hängt auf den zierlichen Balkonen schmutzige, rote und blaue Wäsche armer Leute.

Hübsch, malerisch, leicht gefällig, elegant — und doch nicht architektonisch sind die Rokoko Häuser. Das reizende Haus „zum Falken“, dessen drei Giebel an Venezianer Spiegel erinnern, ist nur durch die Dekoration wirkungsvoll. Andere, denen die Ornamente der Stirnseite auch spät nach ihrer Erbauung aufgesetzt worden sind, haben ihren baulichen Reiz neben dem des Schmuckes, unabhängig von ihm, und er gehört vergangenen Zeiten an.

Ein solches spät aufgesetztes Ornament, allerdings aus der Epoche des Barock, ist die schöne, vorgeblendete Stirnseite des Neumünsters. Sie hat offenbar früher rechts und links andere Häuser berührt, so daß man nicht sah, daß sie nur vorgeblendet war. Daß man das erkennt, ist jetzt störend. Die drei Einschwingungen der ganzen senkrechten Fläche, deren scharf vorspringende Kanten am Unterbau der Treppe — bei der der Rhythmus des, durch zwei ebene Platten unterbrochenen, Steigens sehr lebendig mit ihrer Grundrißform ineinanderspielt — in runde Ausschwingungen verwandelt sind, unterbrechen bedeutsam eine gerade, gleichmäßige Häuserseite. Neumünster erscheint als das Muster einer in die Straßenzeile eingebauten Kirchenfassade. —

Ernst und streng erscheinen nach dem leidenschaftlich bewegten Stil des achtzehnten Jahrhunderts die bedeutenden Bauten der frühen Zeiten, an denen Würzburg nicht arm ist; so die Burkarder Kirche mit dem hochgelegten, unten von der Straße durchschrittenen Chorbau, den hohen Seitensäulen in den Querschiffarmen und dem verengerten schlichten

alten Teil, der vergangene Glaubenszeit in Erinnerung bringt. Lange im Betgestühl sitzend, erlebte ich ein tiefes Ruhegefühl im Raum, der unbestimmbar scheint und sich doch in seinem Schweben unverrückt gleichbleibt.

Der Innenraum der außen unscheinbaren Franziskanerkirche ist edelgroß ohne Höhenbetonung — eher weit und zwar nach vorwärts, doch mit dem deutlichen Gefühl des seitlich Unbeengten. Das stark gerippte Gewölbe, dessen Rippen im Chorbau fast zu einer Kulissenperspektive führen, scheint den Raum fast allein zu bestimmen. Des Gewölbes eingebogenes Sichstützen — wie mit Armen — zwischen die Lichtbögen des Mittelschiffs über die schweren Säulen vermindert die Höhe, die doch befreiend da ist, und verstärkt das vorgehende Weitegefühl. Deutlich lebt das wundervolle Gegeneinanderwirken dieses Sichstützens des Gewölbes, das siegt und sich endgültig dem Raum aufprägt, und des Hochstrebens der Bögen über den Säulen. — Ganz anders verhält es sich bei dem in der Erinnerung rasch zu köstlicher Gold- und Silberschmiedearbeit werdenden Reliquienschrein der Marienkapelle. Das Gewölbe ihres Inneren ruht überhaupt nicht auf den hochstrebenden Bogenpfeilern, sondern es geht als ihre Krönung aus ihnen hervor, es setzt sie fort, es vollendet sie. Die Seele des Eintretenden geht nicht geradeaus auf den Chor zu, sondern schwebt schräg aufwärts in seine schlanke Höhe hinein.

Ein Kriegseindruck mischt sich unter die architektonischen Erlebnisse: das Offiziergefangenenlager auf der Feste Marienberg. An dem innersten Gittertor standen eine Anzahl Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr, Ablösungen marschierten über die alten Höfe. Vom ersten Stock des Baues, der dem Wallfahrtsberg, „das Käppelle“ genannt, gegenüberliegt, sah ich in ein kleines Festungsgärtchen hinab: da saßen, gingen und standen gefangene französische Offiziere in ihren bunten Uniformen; unter ihnen ein belgischer Geistlicher in langer Soutane. Über der nach unten steil abfallenden Mauer, unter der sich ein weites Gewirr geometrischer,

sternförmiger Befestigungsanlagen im Zickzack ausbreitete, sahen die Gefangenen zu dem in Baumbllüte stehenden Kappelberg hinüber. Die Landschaft war weit, still, sonnig, friedlich, voller Traum und Ruhe — überall blühende Bäume und Frühling, der die schönste Jahreszeit für diese Stadt ist. Dann sind die alten Barockmauern mit ihren Ochsenaugen durch- und überblüht, und die jahresfrühe Wärme des schönsten Weinlandes gibt ihr fröhlichen, südlichen Charakter. Die windstille Sonne und der warme Schatten in ihren Höfen und Gärten läßt fast klösterlichen Frieden atmen, so etwa an einem Vormittage im Garten des Juliusspitals oder im Garten des fränkischen Museums, wo jetzt der romanische Lufamkruzgang, der einst zum Neumünster gehörte, gut aufgestellt ist. In ihm hat der alternde Walter von der Vogelweide gegessen und die letzte Stille des Lebens, das langsame, wehmütige Scheiden erlebt. Diese kleinen Rundbögen, diese tiefen Steinfenster mit ihren Säulchen und flachen, breiten Trageplatten haben ihm vielleicht das Friedensgefühl der ummauerten Unendlichkeit und Vergänglichkeit gegeben, zu dem das Alter kommen muß, und das es so schwer ist, als Gefühl richtig vorzustellen. Durch diese Bögen hat er in das Laub der Bäume geschaut, die Luft fließen gefühlt, gedämmert, und seine Seele ins Unendliche hinein sich leise von allem Irdischen entlasten lassen — schwer und doch friedenvoll, leidend und doch erlöst.

Dies geistige Erlebnis des ewig hinfließenden Stromes der Menschheit rinnt mir zusammen mit dem gewaltigen Eindruck des strömenden Mains in der Nähe der alten Brücke oder bei dem kupfernen Kran aus dem achtzehnten Jahrhundert, wo man den schönsten Blick auf den Marienberg und die Flußstaden mit Rähnen und Schiffen, Booten und ausgeladenen Frachten hat. Unaufhaltsam, unablässig spült das volle Wasser am Steinrand des Ufers hin. Fließen, Strömen, Wallen, ewige Bewegung inmitten der unbewegten Ufer, die durch die Brücke wie durch eine Spange zusammengehalten sind und fast als das Vergänglichere er-

scheinen diesem Fließen gegenüber, das unmittelbar unter dem Himmel ruht und, mit ihm verbunden, als das einzig wirkliche erscheint, dem das vergängliche Land, die vergängliche Stadt mit den vergänglichen Menschen für eine kurze Zeit enttauchte.

In großem, flachem Rahne steht ein Fischer bei seiner Arbeit. Mitten in seinem schwarzen Fahrzeug ragt ein starker senkrechter Balken auf, in dessen oberem gegabeltem Ende an einem langen als Hebel bewegten Baum ein übers Kreuz von zwei dünneren Stangen gehaltenes quadratisches Netz hängt. Der Fischer läßt es von dem in der lebhaften Strömung verankerten Boot in den Main, hebt es nach einigen Minuten an dem langen Hebelbalken empor und schüttet lebende Beute in die Fischbehälter. Sein gleichmäßiges, sich immer wiederholendes Tun gibt den zahlreichen geduldigen Zuschauern oben auf der Brücke ein behagliches Ruhegefühl und läßt sie mit Zusehen nicht müde werden. Nur die Heiligen auf ihren Ausbauten sind der Brückenstraße zugewandt und kümmern sich nicht um den fleißigen Mann. —

Dann denke ich eines Abendweges. In der Mainuferebene, die sich abwärts der Stadt bis an den gegenüber von kahlen Rebbergen begleiteten Fluß hinzieht, liegt — da und dort von ein paar herangetretenen Baumgruppen, die wie an die Mauer geflüchtet scheinen, in seiner abgelösten Einsamkeit nicht vermindert — das Frauenkloster Himmelspforten, dessen sehr hohe, ganz kahle Mauer frei auf dem Felde steht. Tief hinter der Mauer Giebeldächer. Ich schritt über das unbebaute Land, in dem die Straßen und Fußwege kahl dalagen, darauf zu und umwanderte die steinerne Wand.

Vor der Kirche war das große Tor offen; ich sah in einen dunklen, eindämmernden Garten, der seinerseits wieder mit Mauern gegen den übrigen Teil der Klostergebäude abgeschlossen ist. Ein Hauch von Abgewiesensein kam aus der Einsamkeit des schlafenden Gartens. Dann begegneten mir ein Paar, eine kleine Gruppe heimkehrender Ausflügler.

Nach der Wasserseite, an welcher die sonst hinter der Mauerhöhe zurückliegenden und versunkenen Gebäude mit licht- und leblosen, vergitterten Fenstern nah an die Gebietsgrenze treten, stehen mehr Bäume um den Pfad; dünn, frühlingshast erst belaubt, kühl, abendlich durchweht. Die Menschen undeutlich, schattenhaft voran, zeichnen mir einen Au-Weg durch die unebenen Buschstrecken am Ufer. Das Kloster ruht neben, dann hinter mir, abgewandt, unberührbar. Der Mond kommt durch helle Wolken, und die Lichter der Stadt nähern sich. —

Indes ich dies niederschreibe, empfinde ich die Ohnmacht des Betrachters, der ganzen Fülle, die Würzburg bietet, nachtastend Herr zu werden. Während mein Geist schon von der Erinnerung an die erwähnten Eindrücke überfüllt ist, sehe ich noch ein unendliches an Eindrücken zurück: die alten Domherrnhöfe, schwere, wuchtige Renaissancehäuser, neben denen sich die einfacheren, mit geschnitztem Balkenwerk versehenen Fachwerkhäuser drängen; sehe ich die Brunnen, die Hauswandheiligen, die mächtigen Bastionen des Marienberges, sehe ich Speths seltsam-urtümlichen Zuchthausbau aus dem neunzehnten Jahrhundert, Erker, Straßendurchblicke und noch viele Kirchenräume und -stirnseiten, Tor- und Turmbauten und die senkrechte Gliederung der Pedrinischen Universitätskirche, die auf Messel eingewirkt zu haben scheint, als er die Pfeilerfront des Wertheimhauses baute, sehe ich viele Grabsteine von Bischöfen, Domherren, Rittern und Bürgern. Und aus den Grabsteinen taucht der Künstler auf, der zusammen mit dem großen Baumeister das stärkste Persönlichkeitserlebnis ist, das man in Würzburg findet: Tilman Riemenschneider, der deutsche Bildhauer.

Zwei besonders schöne Grabsteine stehen nebeneinander im Dom, ein gotischer und ein Renaissancestein, beide von Riemenschneider. Sie zeigen die geschichtliche Stellung dieses großen Künstlers im Übergang zweier Zeitstile. Der ältere ist die größere Schöpfung und sicher eins der bedeutendsten deutschen Bildhauerwerke. Wie müde ist dieser alte

Bischof von Scherenberg unter der Last der Herrschaftsabweichen geworden; wie schwach ist der Leib unter diesem edelfaltigen Priestergewande. Er hält Krummstab und Schwert so, wie er sein Gewand trägt: als hätte er vor dem Tode noch einmal alles, was er im Leben tragen mußte, zusammen genommen, als hielte er mit versagender Hand in den Abzeichen der letzten und höchsten Stufe, die er als Mensch erreicht, sein ganzes Leben sterbend in Händen. Die Beigabe und Anordnung dieser Insignien ist gewiß ganz typisch und kulthast, aber die Art, wie der Meister sie zu ihrem Träger stellt, das müde Zur-Seite-Sinken des Krummstabes, das Halten des Schwertgriffs, das gleichzeitig ein Sichstützen auf das Schwert ist, der Ausdruck der eingefallenen Züge, das Versagen und Verlöschen in diesem Gesicht, über dem die sichtlich nur mit Mühe getragene Inful steht, macht aus einer typischen Schmuckbeigabe die Darstellung eines Schicksals. —

Hier und in seinen andern Werken, die zum Teil in den Kirchen, zum Teil im Museum stehen, spürt man mit jedem Nerv vor allem eins: das Verhältnis dieses Meisters zum Leben. Ihm gelingt bisweilen die höchste Beseelung. Es gibt kaum ein Auge an seinen Köpfen, das nicht spräche. Und es scheint, daß er irgendwie aus der Seele der Gestalten herausgebildet haben muß, daß er fortwährend flüchtigste Momente des Lebens sah und in sich forttrug, daß sie sich ihm, sobald er schuf, vors Auge drängten und er nicht ruhte, bis er sie dargestellt hatte.



Die Stadt des Elias Holl

Es gibt mehrere Städte in Deutschland, die man nach einem Manne nennen kann; sei es, daß er ihnen das äußere Gepräge gab oder sich geistig unlösbar mit ihnen verband, oder der einzige einer Stadt war, an den man denken muß, sobald man die Stadt nennt: Königsberg ist die Stadt Kants, Potsdam die Friedrichs des Großen, Naumburg die des unbekannten großen Bildhauers; Koburg ist die Stadt des Herzogs Kasimir, Münster die Schlauns, Aachen die Karls. Eine Stadt kann auch mehrere Patrone haben, und man bezeichnet jedesmal eine andere Seite ihrer Wesenheit, je nachdem man sie mit dem Namen des einen oder des anderen ihrer Schutzherrn nennt: Würzburg ist sowohl die Stadt Balthasar Neumanns wie Tilman Riemenschneiders. Auch ein Kulturkreis kann einer Stadt den Namen geben, wie die Klassiker ihn Weimar, die Romantiker ihn Heidelberg gaben.

Augsburg ist die Stadt des Elias Holl, des großen Baumeisters der deutschen Renaissance. Wieviel an Wertvollem und Schönem, an Bildern und Bauten, an altersgrauen Architekturen und Schmuckbrunnen, in denen ihre Jahrhunderte fortleben, die Lech- und Wertachstadt auch besitzt — ihre Achse, ihr Herz ist das ragende gewaltige Rathaus, mit dem Elias Holl sein Lebenswerk krönte und sich beherrschend seiner Vaterstadt verband.

Wenn man vom Bahnhof kommend durch die Bürgermeister-Fischer-Straße bis zu der Stelle geht, wo untere und mittlere Maximilianstraße sich scheiden, und sich dann nach links, nach Westen wendet, hat man den ersten Blick auf das große Bauwerk, auf das man ergriffen den letzten wirft, ehe man Augsburg verläßt. Fast ohne äußeren Schmuck drängt ein wuchtiger Steinkörper seine, vom Schatten dreier Gesimse gefurchte, von Rustika-Ecken, Lisenen und den durch Steinbrauen beschatteten Fensterreihen senkrecht gehöhte Stirnseite breitschultrig — mit schmalem und doch noch sehr

beträchtlichem Oberbau, fast ein mächtiges Haus auf dem anderen tragend, und darüber hochgegiebelt — zwischen die vielen niedrigeren Dachgiebel, Erkerhäuser und malerischen Fronten der gewundenen Straße; drängt sie neben den Perlachturm, dessen schlanken, aus einem Balustradenviereck mit Sockel aufsteigenden, offenen Glockenstuhl auch Holl gebaut hat. Man fühlt die mächtige, raumverdrängende Baumasse des Rathauses, trotzdem sie noch verborgen hinter anderen liegt, trotzdem man sie noch nicht übersehen, noch nicht umschreiten konnte, trotzdem man noch nicht einmal ahnt, welche Wirkungen der Baumeister aus der Lage seines Rathauses über den Rand eines Bodenabfalls auf der Rückseite erreicht hat.

Ich sah dies Bild zuerst in der noch nicht ganz tiefen Dämmerung eines Spätherbstnachmittags. Etwa bis in das erste Stockwerk der Häuser war die Gasse von vielen Läden, elektrischen Wagen und deren Widerschein auf dem steinernen Pflaster hell. Darüber leuchteten gedämpft nur da und dort früh verhangene Fenster. Die Steinbrüste aller Häuser, Giebel und Turm aber tauchten aus dem grellen, ebenerdigen Schein auf in ein Dunkel, in welchem noch die Helligkeit der graublauen Stunde niederfloß, sich verteilte und alle Körper raumhaft stehenbleiben ließ. Eine Sichtbarkeit der Luft, ein von unten und oben durchlichteter, leichter Nebel umhüllte sie mit Raum und schloß das Bild dem Himmel zu mit dichter Hülle ab, in der sich die Sterne kaum noch ahnen ließen. Die Steinschlucht der Straße, in welcher der stockwerkhohe helle Lichtstrom leicht hinzufließen schien, trug die Dämmerung wie ein Schattendach über sich, tief unter dem klare, räumliche Bestimmtheit war, das aber selbst mit seinem Gebälk, seinem zusammenstoßenden Abschluß langsam in den hereinsinkenden Abend hinüberdunkelte.

Ehe ich am klaren Tage dem sichtbar gebliebenen Geist des großen Baumeisters weiter nachforschte, nutzte ich die verführerische Stunde dazu, das Auge noch mehr von dem Dämmerleben der schönen Stadt, die immer dichter das

Nebeltuch der Nacht über ihre Dächer zog, von den male-
rischen, zeitalten Bildern ihrer Gassen und Gäßchen, Brücken
und schwarzen Torbögen, ihrer Gräben und lagernden Ba-
stionen trinken zu lassen. Ich schlenderte planlos in dem
Straßengewirr ihrer verschlafenen Stadtteile umher, nach
der Gegend der Jakobsvorstadt zu. Jetzt, bei der verringerten
Straßenbeleuchtung, spann es sich wie Märchen um die
hohen und niedrigen Hauswände mit den dämmerigen Fenster-
augen, den Erkern und Schornsteinen, den Ragentreppen
und Ziergiebeln. Die Begegnenden erschienen in dem wenigen
Licht nur undeutlich, umrißlos. Irgendwo tauchte einmal
ein Schimmel aus dem Straßendunkel grell in den Schein
eines erleuchteten Ladens. Eine Haustür stand offen: vom
Treppensflur fiel eine gerandete Helle über das Pflaster, in
die ein Schatten hineintrat. Allmählich kam der Mond herauf.
Ich blieb stehen und sah lange einem lustigen Rauch zu, der
aus einem niedrigen Schornstein aufwölkte und hüllend die
Scheibe des Mondes umzog, daß ein Hof entstand und sich
der kleine Rauch dabei so recht eine große Wolke dünkte.
Zwischen Dachschrägen hindurch schob sich mit dunklen hohen
Mauern ein erleuchtetes, gotisches Fenster vor; es stand ein-
sam in der Nacht, seine Umgebung war nicht zu unterscheiden.
Das Geripp des Maßwerks im Spitzbogen stand schwarz
in dem ölgelben Schein des Glases. Ohne Hast ging ich
weiter. Die Gasse wurde dunkler. Neben mir spülte ein
Stadtbach hinter seinem Schutzgeländer, da und dort über-
deckt. Allmählich kam ich zu den Toren hinaus, die schwer
und finster alles Leben einzuschließen schienen — wie zu den
längst vergangenen Zeiten der freien Reichsstadt, in der die
Fugger und die Welser ihren Handel trieben, reich und prunk-
voll bauten, mit bemalten Fassaden die Straßen schmückten,
in die der Kunstsinne der Augsburger die köstlichsten Zier-
brunnen stellte. Ich umging die alten Befestigungsanlagen,
Wälle und breite Gräben. Still stand der schwarze Wasser-
spiegel; nur durch einen engen, niedrigen, holzvergitterten
Ablauf unter dem schweren, an den Böschungen begrastem

Brückenwall spiegelte Widerschein einer Laterne. Ganz einsam und düster standen die äußersten der Türme; der mit den fünf Spitzdächern wie in einem Netz von kahlem Geäst. Der Rückweg zur Stadtmitte führte mich an dem hohen Chor und der Zwiebelhaube von St. Ulrich vorbei; vom Turm fiel gerade ein mächtiger Uhrschlag über die Dächer hernieder. Bald stand ich vor der hohen Palastfront der 1720 erbauten „Drei Mohren“ in der oberen Maximilianstraße, wo mancher reisende Kaiser und Fürst schon Quartier genommen und wo auch ein bescheidener Dichter sein Zimmer findet. Das Haus zu den „Drei Mohren“ gehörte einst zu der benachbarten Fuggerischen Gebäudegruppe, in welcher sich jetzt noch das Fuggermuseum befindet: eine Sammlung kleiner Kostbarkeiten, die in zwei nicht hohen, aber reichen und schön gedeckten, von Ponzano ausgemalten Renaissance-räumen untergebracht sind, Altertümer, Waffen, Kunstgewerbliches, darunter ein reizendes Korrespondenzschränkchen von 1507, bei dem auf jede Briefflade das Bild der Stadt gemalt ist, aus der die darin gesammelten Briefe stammen. In der „Fürstenherberge“, wie man das Haus zu den „Drei Mohren“ ehemals nannte, steht noch der Kamin, in dem einst Anton Fugger die berühmten Schuldscheine Karls V. verbrannt haben soll. Karl V. eröffnet jedenfalls die Reihe der Herrscher Gäste des Hauses; Max II., Rudolf II., Leopold I., Karl VI., Franz I., Wilhelm I. folgten als kaiserliche Besucher. Aber auch Friedrich der Große hat als Kronprinz mit seinem Vater hier gewohnt, und zwar im Jahre 1732. Bei einem Glase Wein in der Dreimohrenstube lasse ich die Fülle des Gesehenen mich umgeben wie eine leise Musik, die den Raum um mich vertieft und weitet. Hinter den Wänden lebt jetzt für mich die Stadt, die ich durchwandert, als ein selbständiges Wesen mit Seele und Leib: Menschen gehen in ihren Gassen, ihre Brunnen springen, aus ihren Essen steigt Rauch, und in Tausenden von erleuchteten Kammern und Stuben, hinter wohlverwahrten Türen und verhängten Fenstern schafft bescheidener Fleiß, fühlt

Liebe und Haß, regt sich Sorge und Furcht, Freude und Lust, wird das dunkle, große, unendliche Leben gelebt. Es strömt herein auf mich zu, scheint sich im Weinkelch vor mir zu sammeln und gleitet in mich hinein, wenn ich mit dem Gedanken daran langsam den Wein trinke und immer tiefer in mir seinen alten Zaubergeist spüre. Mit wehmütiger Süßigkeit überkommt mich das Bewußtsein, das am stärksten auf der Reise erwacht, daß jeder einzelne von uns ein flüchtiger Wanderer ist, und die anderen sind das Leben, das Dauernde, durch das er seine verschlungene und doch kurze Straße hingeht. Ein Gefühl und Bewußtsein, mit dem sich an fremdem Orte, im fremdem Gastzimmer gut einschlafen läßt.

Am nächsten Morgen ging ich wieder durch die Stadt, nun nicht mehr mich Stimmungen überlassend, sondern klar und aufmerksam. Ich ging zu dem romanisch-gotischen Dom, dessen zwei große spätgotische Schauportale berühmt sind und der zwei viel kostbarere Sehenswürdigkeiten enthält: die fast unbeachtete Pforte zum Domkreuzgang aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, ein Meisterwerk an harmonischer Kleinarchitektur, aus dem Romanischen kommend und sichtbar ins Gotische führend, eine Stilpforte, durch die man aus einer Epoche in die andere tritt; und das wundervolle wellende Fischblasenmuster zu beiden Seiten des Westchors, zwei Friese der allergroßzügigsten Ornamentik. Ich sah in Engelbergers St. Ulrich das virtuose, zierliche Gewölbe über der Simpertuskapelle an, fand beim Rundgang von Kirche zu Kirche manches bemerkenswerte Bürgerhaus, manches unscheinbare alte auch, an denen Tafeln verkündeten, daß hier Holbein, Schongauer, Burgkmair, Luther, Philippine Welser, der Dichter Schubart und Kaiser Maximilians lustiger Rat Kunz von der Rosen gewohnt. Nicht am Geburtshaus des alten Leopold Mozart, sondern vor einigen entzückenden Rokokohäusern mußte ich der lebens- und humorvollen Briefe des jungen Mozart denken, deren eine ganze Reihe aus Augsburg stammen, von denen der seinen frühen Ruhm in vollen Zügen genießende Genius beglückt

schreibt: „Ich bin noch an keinem Ort mit so vielen Ehrenbezeugungen überhäuft worden, wie hier.“

Dann aber wandte ich mich dem stärksten Erlebnis wieder zu, das diese Stadt mir gab, dem großen Baumeister Elias Holl. Die Entwicklung des 1573 in Augsburg geborenen Künstlers († 1646) ist an den in seiner Geburtsstadt erhaltenen Bauten von ihm genau zu verfolgen. Sein erstes sicheres Werk ist ein Erker in der Maximilianstraße, ein einzelnes Bauglied, das noch die Eigentümlichkeit der Renaissance zeigt, aus selbständigen Teilen zusammenzusetzen, und schon ein wenig den Zug des Barocks verrät, großzügiger, aber auch roher zu modellieren. Eine um die Jahrhundertwende gemachte Reise nach Bozen und nach Venedig gibt seiner Kunst die entscheidende Richtung. Aber die Abhängigkeit von Palladio, in die er gerät, wurde bei ihm — wie ein bestimmender fremder Einfluß schon bei manchem großen Talent — zum Beginn einer eigenen Entwicklung, die über das Bäckenhäus, die „Gewürzläden Rehlingers“ (am Perlachberg) zum Zeughaus, als dem ersten Werk führt, das Holl als städtischer Baumeister schuf. Es ist in italienisierendem Barock erbaut, üppig, lebendig, und liegt trotz mancher Unklarheiten und Schwächen stark in seiner Straße. Aber es erscheint für den Meister doch als ein Abweg, als ein Vorgreifen in eine spätere Zeit, deren Wirkungen ihm noch nicht gegeben waren. Denn schon mit seinem nächsten bedeutenden, recht bedeutenden Bau, der Metzger, kehrt er zu einer reineren Renaissance zurück, zu größerer, nüchternerer Wucht und einer gehaltenen, ernsteren Formsprache. Das schwere, trostige Gebäude mit seinen beiden Toren und der starken Gesimsgliederung seines dreieckgekrönten Giebels entspricht ganz seiner rauen Bestimmung; und es muß besonders anerkannt werden, daß es hier einem Künstler gelungen ist, ein Problem, an das bei uns nur der reine Nutzbaumeister herantreten würde, ein Schlachthaus, voll künstlerisch aufzufassen. Ich will von den Turmbauten Holls, in welchen er die Horizontale manchmal fast übertönt —

vielleicht um die Türme enger in die gewaltigen Wagrechten der Mauern und Wälle einzugliedern — nicht ausführlicher sprechen, um noch Raum zu gewinnen für die Krönung und den Gipfel seines Werkes, das Rathaus, mit dessen Ostfront besonders ihm eine der monumentalsten Bauschöpfungen gelungen ist, die wir in Deutschland haben. Der mächtige Giebel zwischen den beiden starken, achteckigen Türmen mit ihren energischen Hauben über der gewaltigen Wandhöhe — das ist, wenn man davor tritt, zunächst einfach überwältigend. Mit sicherem Gefühl hat der Meister die riesenhohe, wie eine Felsensenkrechte abstürzende Wand, zu deren Schaffung ihn der beträchtliche Abfall des Baugrundes gegenüber der vorderen Straßenfront zwang, durch keine Altane, keinen Balkon, überhaupt keine Betonung der Horizontale gebrochen. Er läßt sie in ihrer ganzen schwindelnden und fast erschreckenden Größe zur Wirkung kommen; aber er führt diesen Eindruck, ihn fast noch steigernd, ins Körper- und Raumhafte über, indem er beiderseits neben dem hohen Giebelhaus die Baumasse bis zu den Türmen zurückweichen läßt und so für jeden denkbaren Sichtpunkt die große stürzende Fläche zur Begrenzung eines ebenso gewaltigen Steinleibes macht. Das ist schlechtthin vollendet und bleibt der stärkste Eindruck der Stadt Augsburg. Selbst der berühmte „goldene Saal“ im Rathaus mit seinen Riesenmaßen, in dem bequem ein dreistöckiges Landhaus Platz hätte, erscheint daneben als etwas Gewöhnliches. Die Ostfront des Rathauses war Holls größter Baugedanke.



Schloß Elmau

In der kleinen Station Klais der Bahn, die von Garmisch-Partenkirchen über Mittenwald nach Innsbruck führt, der höchsten Bahnstation Deutschlands, wartet der Schlitten. Nun geht es durch ein winterliches Tal bergwärts, tiefverschneite Tannen zur Seite, deren Äste mit ihren weißen Lasten sich zur Erde strecken. Manchmal öffnet sich ein seitlicher Ausblick: das entfernte Gebirge ragt mit seiner weichen Hülle und mit seinem harten, scharfen, grauen oder gelblichen Fels in die Winterbläue des Himmels und die blendende Schneesonne. Einmal kommt ein oxsenbespannter Holzschlitten den schmalen, am Hang hinziehenden Fahrweg entgegen. Das Ausweichen ist schwierig: weit müssen beide Schlitten in den seitlichen, den Weg begleitenden Schneewall hineinfahren, um aneinander vorbeizukommen. Jetzt öffnet sich das Tal auf eine weite, weiße Lichtung, die von niederen bewaldeten und fernen hohen Felsenbergen umringt ist. Eine Erdstufe, in der der Talboden etwa von Süden nach Norden zu ungefähr um Haushöhe abfällt, teilt die unbewaldete, mit Heustadeln und einzelnen Bäumen bestandene, ebene oder leicht gewellte Fläche. Auf dem Rand der abstürzenden Bodenwelle erhebt sich mit seinem spitzen Turmeinmächtiges, breithingelagertes Gebäudeviereck; man glaubt, eine alte, behaglich-ausgedehnte, sich in ihren dicken Mauern wärmende Benediktinersiedlung vor sich zu haben. Das ist Schloß Elmau, die großzügige Gründung Dr. Johannes Müllers, des Reformators und Anregers, dessen lebendigem Wort viele Menschen die Erschließung ihrer Innerlichkeit, die Hinwendung auf das Lebenswesentliche verdanken.

Der Weg, der von den waldigen Hängen frei auf die sonigen, da und dort von Gattern durchschnittenen Schneewiesen tritt, zieht sich geschlängelt die Bodenwelle hinauf: der Schlitten hält vor dem Pfeilervorbau des Schlosses. Wenn man die große Halle, aus der das Treppenhaus aufsteigt, betritt — rechts und links die schweren, sockellosen Säulen

aus braunem bayrischem Marmor, die das weiße Gewölbe tragen — und die breiten Flure sich nach den Seiten entfernen sieht, empfindet man sofort ein Wesentliches dieses Baues, das gleichzeitig ein Wesentliches seines Begründers andeutet: die Großräumigkeit der ganzen Anlage, die dem modernen, an äußerste Raumausnützung, Raumersparnis gewöhnten Menschen fast unwahrscheinlich vorkommt und die doch reiner Wert ist. Konrad Ferdinand Meyers Wort: „Genug ist nicht genug“ könnte in die Wand dieser ersten Halle eingemeißelt sein; oder eine spätere Zeile desselben Gedichts: „Das Herz, auch es bedarf des Überflusses.“ Erst, wenn das Leben schenkend über das unbedingt Lebensnotwendige hinausgeht, erweckt es Freude und Dank in der Seele. Erst der Lebensraum erzeugt das tiefe Wohlgefühl, das aus dem Dasein fließen kann, der nicht nur sichtlich für des Menschen praktische Zwecke da ist, sondern so, als wäre er allein um seiner selbst willen vorhanden, den Menschen immer mit Fülle und Weite umgibt, durch seine, die Seele lösende Dehnung alle Enge von ihm nimmt und ihm das Gefühl der Unbegrenztheit wachruft. „Unsere Eindrücke sind für die Grundstimmung der Seele wichtiger als unsere Gedanken“ — wer hat es doch gesagt? Es ist unzweifelhaft richtig. Das schöne, von Goethe in sein Haus am Weimarer Frauenplan eingebaute, weit alle Nützlichkeitsforderungen überholende Treppenhaus ist wohl auch in diesem Sinne für die Seele gebaut worden.

Dieser erste Eindruck wiederholt und vertieft sich täglich, wenn man einige Zeit in Elmau wohnt, wenn man durch die langen, breiten Flure, über die sanft absteigenden, schwer geländerten Treppen zu den gemeinsamen Mahlzeiten geht oder abends aus dem behaglichen Trinktübl einsam wie durch Klosterkorridore sein Zimmer aufsucht — an dem man wieder und immer von neuem die Freude erlebt, daß es schöner ist, als eben gerade notwendig wäre. Nicht nur das Landschaftsbild, das in großen Fenstern steht und nach allen vier Himmelsgegenden tief und lebendig ist: mag es nun

freundlich an die weite Siedlungslichtung herantretende Waldberge oder die fernen Gipfel von Alp- und Zugspitze zeigen; auch die mit Geschmack ausgewählten und zusammengestellten guten alten Möbel erheben es über die gleichgültige Bequemlichkeit moderner Hotelzimmer, verleihen ihm die Wohnlichkeit eigenen Raums, der sich für die Aufenthaltszeit von seinem Bewohner beseelen läßt; der durch den davorgelagerten Flurraum und die tiefe Doppeltür gleichzeitig etwas von einer behaglichen Mönchszelle hat, in der sich Geist und Gemüt sammeln, in durch Tage steigender Sammlung sich finden, lösen und befreien.

Dreimal hat sich mir nun bei Elmau der Vergleich mit Klöstern und klösterlichen Einrichtungen aufgedrängt. Ist es in seinem Wesentlichen, seinem Besten so etwas wie ein weltliches Kloster? Vielleicht ja. Freilich müssen wir, wenn wir Elmau als ein weltliches Kloster bezeichnen wollen, von diesem Begriff mancherlei wegnehmen, was den geistlichen Stiften anhaftet. Wir denken bei dem Wort Kloster vor allem an Abschließung von der Welt, Büssung, Entsagung und erst dann an Frieden, Verinnerlichung, Sichselbstfinden, Gottfinden. Wir denken zuerst an schweren Weg und dann erst an das lockende Ziel. In dem weltlichen Kloster Elmau ist nichts von Entsagung und Büssung — wohl aber ist auch dort Frieden und Verinnerlichung. Es teilt mit den christlichen Klöstern die Entrückung des Menschen aus dem Alltag, aus seinen täglichen Mühen und Sorgen. Aber dann wirkt es mit leiseren, lebenswürdigeren, unaufdringlicheren Mitteln, als es die anderen Klöster tun. Es läßt vor allem die große Natur wirken, von der man sich in Elmau ganz umschlossen fühlt, die durch alle Türen und Fenster hineinsieht und den Gast wieder die mächtigen urtümlichen Gefühle und Empfindungen lehrt, die er in den engen Städten längst vergaß. Das könnte vielleicht jeder andere Landaufenthalt auch. Aber hier wird diese Wirkung, die sonst dem Zurückgekehrten leicht verfliegt, weise unterstützt und dauernd gemacht: dadurch, daß sie nicht in Einsamkeit, sondern in einer wohlthuenden, harmlos-gesel-

ligen, geistig und seelisch angeregten Gemeinsamkeit erlebt wird, die sie in nahe und bleibende Beziehung zu unserem Dasein in der menschlichen Gesellschaft rückt und diese Gesellschaft gleichzeitig wandelt, indem sie sie mit Natur erfüllt. Man fühlt plötzlich, daß hier in Elmau etwas Vorbildliches geschieht, und daß wir überall, wo wir sind, arbeiten, mit Menschen verkehren, uns ein Stück Elmau schaffen können, wenn wir nur das Große, Allgemeine, Natur und Lebens= ganzes, bewußt als Hintergrund so um das Alltägliche=Kleine stellen, wie hier die Schneegipfel und steinernen Schatten= wände um die kleine Menschengiedlung stehen. In sonntäg= lichen Ansprachen, zu denen Müller seine Gäste versammelt, spricht er das leitende Wort zu diesem Erleben, das schon durch die Art der Gründung und der Einrichtungen erzeugt wird, macht es bewußt und befestigt es. Nichts von Dogma, nichts von Gedankenzwang, kein bestimmter Glaube waltet da — nur eine beseligende und aufrichtende Positivität. Mir wollte bei diesen Vorträgen oft scheinen, als beabsichtige Müller nur, die guten Worte, in denen das Heil beschlossen liegt, einmal mit Durchdrungenheit auszusprechen — darauf vertrauend, daß sie dann schon ohne viel Beweis und Begründung in den Seelen das Gute wirken werden, das sie bezeichnen. Sein unerschütterlicher Glaube an das Gute und Schöne geht damit in seine zuhörenden Gäste über und wird in denen — auch den häufigen Zufallsgästen — allmählich zu ein wenig Willen, im selben Sinn am Leben zu bauen und es auf der Erde vollkommener werden zu lassen. In der Rück= fahrlosigkeit liegt das Geheimnis der christlichen Klöster. Der Sinn dieses weltlichen Klosters ist es im Gegenteil, die Menschen zur Rückkehr ins Alltägliche reicher, kräftiger, innerlicher zu machen, das Seelengut, das sie gewinnen, nicht selbstgenießerisch abschließen, sondern ins Leben tragen zu lassen, daß es fortwirke.

Ich weiß, daß diese Worte das Erlebnis von Elmau nur undeutlich umschreiben. Gleichzeitig aber kommt es mir unwichtig vor, Gründe für eine Erscheinung zu suchen, die es

viel wichtiger ist zu verbreiten und anderen zugänglich zu machen. Ich möchte nur Zeugnis davon ablegen, daß Elmau eine Erquickung Leibes und der Seele ist, und wünschte wohl, viel Menschen zu begegnen, die durch einen Aufenthalt in Elmau hindurchgegangen sind: in dem Hauch von Heimatgefühl, das wohl jeder Gast Elmau bewahrt, würde etwas wertvoll Verbindendes liegen bei jeder Begegnung.

Die Reihe winterlicher Weihnachtstage, die ich in Elmau zubachte, war nach anfänglichem dichtem Schneefall von klarer Sonne überleuchtet. Auf Schneeschuhen fuhr ich die Berghänge herab oder stand auf hoher geneigter Tannenlichtung in warmer Stille und sah, wie der Wind oben an der Schneide der Wettersteinwand den Staubschnee in rauchartigen Wehen hochtrieb; und ging des Abends noch einen knirschenden Fußpfad ums Schloß, wenn der Orion über dem Wetterstein stand, dessen Wand erst der Mond mit seinem, mehr als der Schein der Sonne von Norden kommenden, Licht in ihrer wilden Zerklüftung und ihren gewaltigen Steinformen zeigte; oder ging in ein einsames Tal voll großer Tannen, in deren schützendem Ring ein Weihnachtsbäumchen eines Abends auf den Schneeästen brennende Lichter trug, zum Gedächtnis an einen von uns Gegangenen. —

Dazwischen lagen stille Stunden des Lesens in meinem Zimmer, der Unterhaltung mit gleich mir ausruhenden, sich erholenden Menschen, der Teilnahme an künstlerischen Darbietungen, die aus dem Kreise der Anwesenden geboten wurden — lag ein Innenleben voll Besinnung und müheloser Sammlung, das mich ebenso zu meiner Rückkehr in Alltag und Beruf kräftigte wie Vergnügen und Sport. Es ist eine der besten Erkenntnisse: daß nicht nur die reine Natur, Wälder, Wiesen, Berge und Meer — daß uns auch Menschen, reine, naturhafte Menschen, die in innerlicher Ruhe und Freude leben, seelisch und selbstkörperlich kräftigen und stärken. Solche Kräftigung danke ich Elmau.



Solitude im Herbst

Das letzte Stück Weges von Stuttgart nach dem Lustschlosse Solitude führt durch eine lange und hohe Kastanienallee, die jetzt im stillen, hüllenden Herbstduft ihr eigenes, braungoldenes Leuchten hat. Kinder sammeln, in den herabgewehten Blättern raschelnd, die herabgefallenen Kastanien ein. Während ich an ihnen vorübergehe, muß ich den Blick in die von der Baukunst der Natur gewölbte Halle heben und dann weit voraussenden bis zu ihrem Bogenausgang, in dem ein seitliches Stück des Schloßunterbaues sichtbar wird: alle pfeiler- und säulengetragenen Hallen, welche die dämmernde Ruhe eines Gewölbes über sich haben, sind dem Walde nachgebaut, seinen sich einander zuneigenden, verwachsenden und verwölbenden Wipfelbogen. Im Weitergehen sieht man zur Rechten sich die bläuliche Landweite öffnen. An einigen, links in flachem Halbkreis zurücktretenden niedrigen Nebengebäuden und dem in schlichtem Landbarock wohnlich erbauten Kavalierhaus vorbei führt der Fahrweg vor die prunkvolle, doppelt geschwungene hintere Treppenrampe an den prächtigen Bau des Herzogs Karl Eugen von Württemberg und seines französischen Architekten La Guépières. Auf dem breitausladenden Arkadenunterbau mit seinen Rustikapfeilern und dunklen Korbbögentiefen, der erst das eigentliche Schloß zu tragen scheint und mit der gerundeten Ebene der Balustradenaltane umgibt, liegt das zierliche Saalstockwerk still und ohne Leben da; ein paar Besucher nur schlendern über die Altane und sehen über den nördlichen Bergabfall ins Land, nach Ludwigsburg zu, das der herzogliche Bauherr durch eine schnurgerade, meilenlange Straße mit der Solitude verband — sie ist noch, obwohl teilweise verfallen, wie ein Schnitt, wie ein Strich auf der Landkarte sichtbar.

Rings um das Schloß wächst Gras zwischen den Pflastersteinen und hat den Vorplatz, auf dem einst die fürstlichen Wagen hielten, die Jagdreiter mit der Meute und die Ka-

valiere sich sammeln, in Wiese verwandelt, auf der der Fuß den steinernen Untergrund nicht mehr spürt. Die Einfassungsgeländer und =balustraden, die diesen Vorplatz auf alten Stichen umgeben, sind mit ihren Figuren und Steinbildern längst verschwunden. Statt Hofleuten und eleganten Herren gehen einige genesende Soldaten plaudernd darüber hin, zur Schloßwirtschaft drüben. Von einem der Nebengebäude hängt schlaff und unbewegt die Fahne des Roten Kreuzes herab. Auf den zurückliegenden Wiesen, hinter den Kastanienstämmen der Allee, weiden Rinder, deren Geläut friedlich herübertönt. Ländlich=herbstliche Stille, Verlassenheit, Einsamkeit — Solitude. Jetzt nennt der Name das Schloß. Damals, als es erbaut wurde, bezeichnete er nicht mehr als eine Sehnsucht, einen Traum, eine Illusion. Der Herzog, der im Jahre 1763 bei einer Jagdfahrt auf dem nach Norden abfallenden Ausläufer des Schönbuchs an die Waldblöße zu den „fünf Eichen“ kam, faßte den Plan, hier ein Schloß zu bauen, um „von dem Getümmel und den Täuschungen der Welt sich erholend, Stunden der Muße verleben zu können“. Und gewiß nicht viele Flecke seines Herzogtums haben, als das Schloß „Einsamkeit“ erbaut war, ein so unruhiges, rauschendes und glänzendes Festtreiben, ein so jede Beschaulichkeit, jede Innerlichkeit verleugnendes Zwangsleben gesehen wie gerade die Solitude. Ein Stab von anderen Bauten umgab den Palast, Marställe und Zierbauten des Parks, eine Kirche und Kasernen für die Militärakademie, Pavillons und ein Opernhaus; die meisten von ihnen hat eine spätere Zeit aus der Entlegenheit längst nach Stuttgart übertragen. Hier lebten, außer der großen Dienerschaft, an vierhundert Schüler der Militärakademie mit ihren Lehrern und Erziehern. Unzählig sind die fürstlichen und anderen Gäste, die die Solitude besuchten. An dem denkwürdigen 22. September 1782, als Schiller seine Flucht aus Stuttgart ins Werk setzte und weit unten im Land jene schnurgerade Straße nach Ludwigsburg kreuzte, da brannten hier oben auf der Solitude neunzigtausend Laim=

pen und erleuchteten zaubertsch die Gebäude und den Park zu einem der herzoglichen Feste. Wenn jetzt der landumlagerte Herbstabend über dem weißlichen Taldust rötlich dämmt, leuchten nur eben ein paar Fenster der Wirtschaft und des zum Lazarett eingerichteten „Offizenbaus“. Auf dem breiten Mittelwege, der einst die kunstvollen Gartenanlagen mit ihren Gewächse- und Vogelhäusern, ihrer Drangallee und ihrem Irrgarten symmetrisch teilte, ist noch in der Dämmerung die in den weichen Boden gedrückte vielfache Zwerchhusspur der Kinder zu erkennen. Drahtgitter umzäunen rechts und links Gemüsebeete; statt der farbigen Blumengruppen stehen dort Kohlköpfe und Küchenpflanzen, Obstbäume und Beerensträucher statt der beschnittenen Tarnwände. Und schon beginnt da der Wald, wo weit noch — nach den erhaltenen Grundrissen — der Gartenkünstler einst seine geometrischen Linien zog. Es ist, als hätte der stille, stolze Name, den niemand beachtete, als man ihn dieser Gewalterschöpfung gab, langsam und leise durch die Zeit gewirkt, unbeachtet, bis er sich das ihm zugesprochene Stück Erde eroberte und nach sich umschuf. Einsamkeit. Und eine tiefere Einsamkeit als irgendwo sonst in der ungebrochenen Natur, im Wald oder am Meer oder auf der Heide, weil man hier die gewordene, die in das Menschentum wieder hineingewachsene, es in sich zurücktrinkende letzte Einsamkeit alles Daseins und Menschenlebens, die Siegerin Einsamkeit, um sich fühlt.

Und doch ist es ein Genuß, ein Gefühl menschlichen Stolzes, menschlicher Kraft, gewaltig zusammengezogener Arbeitsleistung, wo ein Geist Tausende von Händen bewegte, wenn man daran denkt, wie diese, jetzt der Stille und der Einsamkeit zurückgefallene Schöpfung durch ein Machtwort entstand; wie der Wille eines einzelnen, eines Herrn, die vielfältigen Arbeitskräfte zusammenzwang, daß sie seinen Raumträumen und Baugesichten steinerne Wirklichkeit geben mußten. Und mehr noch, wenn man daran denkt, wie dieser fürstliche Wille starkeß, bestimmendes Leben dorthin zu zwingen

vermochte, wo eh nur Rehe grasten, Waldtauben gurrten und der Kuckuck unsichtbar seinen Ruf erschallen ließ. Der flüchtige Landschaftseindruck einer Jagdfahrt, eine Laune vielleicht, das Bild eines vornehmen, stillen, abgeschiedenen, betrachtenden Daseins in weitem Raum, das die immer wieder einmal erwachende Sehnsucht ruhelosen, unbefriedigten Lebens zugleich mit dem Bilde eines, die unbegrenzte Landschaft zusammenfassenden, um sich sammelnden Bauwerkes entstehen ließ, entscheiden in einem Augenblick die Arbeit für zahllose Menschen und mehrere Jahre. Ein ganzes Land muß in Steuern die Baugelder aufbringen. Vor keinem sanften oder harten Mittel schent der starke, grenzenlose Zielwille solcher fürstlichen Bauherren zurück. In Fronfuhren und anderer Fronarbeit müssen die Bauern der Umgegend Stein und Holz herbeischaffen und das Werk türmen helfen. Hier gemahnen die großen Bauherren des achtzehnten Jahrhunderts an die ägyptischen Pyramidenerbauer. Nur ist der Unterschied: während jene „für tote Könige ewige Häuser bauten“ und demgemäß schwere starre Riesenkrystalle, baut das sinnlichste, erotischste Jahrhundert lebenden Königen üppige reiche Paläste der Lust und Freude in einem blumigen Stil, der mit zierlichen Formen über alle Schwere des Materials, über alle Schwere des Lebens hinwegzutäuschen sucht. Aber hier wie dort schaffen Gewalt und Zwang, der die Menschheit widerwillig dienen muß. Bezahlt wurden von den Barockherren die leichten französischen und italienischen Künstler, die Architekten und Maler, die Stukkateure und Marmorierer, die La Guépières und Guibal, die Gaetano, Chiaveri und Tiepolo und neben ihnen diejenigen deutschen Künstler, die es ihnen gleichzutun wußten oder sie, wie Balthasar Neumann, der Schöpfer Würzburgs, übertrafen. Heut dünkt uns der Gebrauch jener Zeiten hart und grausam. Aber wir verfallen hier, wie so oft, in den Fehler, mit viel jüngeren Empfindungen und Gefühlen, selbstverständlich gewordenen Standpunkten und Meinungen eine vergangene Zeit beurteilen zu wollen. Sie war gewiß, an

ihren eigenen Gefühlen und Gedanken gemessen, nicht härter und grausamer als andere Zeiten auch — und wenn, wohl nur um das Teil, was sie mehr und Größeres geleistet hat als diese anderen Zeiten. Denn das ist noch nie anders gewesen: ohne Willkür und Zwang ist noch keine große Bauerschöpfung gelungen, die uns Nachgeborenen herrlich dünkt. Und wer weiß heute, ob nicht spätere Zeiten die gewaltigen technischen und industriellen Leistungen unserer Zeit als von einem verwerflichen sozialen Zwange geschaffen ansehen werden? Und werden sie dennoch bewundern müssen? So haben wir auch Grund, uns der großen Bauherren der Barockzeit zu freuen. Und welcher starke Fürst jener Zeit war nicht ein bedeutender Bauherr? Wohl alle waren es, geistliche und weltliche.

In ewigen Kämpfen, in aneinander erwachenden und wachsenden Gegensätzen vollzieht sich die Entwicklung der Menschheit, in Gegensätzen, die nahe beieinander, fast auseinander entstehen. Wir bewundern, wenn wir an das achtzehnte Jahrhundert denken, nicht minder als die sichtbaren Schöpfungen der Fürstenmacht, ihre Bauten und Staatengebilde, die unter ihrem lagernden Druck entstandene geistige Schöpfung des Idealismus, des sich selbst bestimmten menschlichen Freiheitswillens, der wie eine Morgenröte das goldene Zeitalter unserer Dichtung heraufführte. Es scheint kein Zufall, daß das gewaltigste Temperament des deutschen Idealismus, der junge Schiller, von eben jener Fürstenmacht, wenn auch nicht in der Richtung ihres Willens, erzogen worden ist, deren erdenhafte Verkörperungen des Wirklichen wir so verehren wie seine Gestaltungen des Überwirklichen. Hier auf der Solitude, als Schüler der herzoglichen Militärakademie, verbringt er entscheidende Jahre seiner Jugend, wird er durch die Strenge der Herrenzeit gestaltet und gefestigt, durch den über ihm lagernden Druck zu dem lodernden Ausbruch seiner Jugenddramen gesammelt und gleichzeitig durch dieselbe Landschaftsweite und Erhabenheit der Natur, die um ein Jahrzehnt früher den Herzog zu seinem Prunk-

ban verlockte, zu der Hochstimmung der Seele bereitet, die ihn in seinem Leben und Schaffen nicht mehr verlassen hat. Als die Tausende von Lampen der herzoglichen Schlossillumination zu seinem einsamen und gefährlichen Fluchtweg herüberleuchteten und er, aus dem Wagen nach der stolzen Höhe hinüberblickend, seiner Jugend gedachte und seiner alten Eltern, die dort oben im Bannkreise der Macht still ihren Abend lebten, da begrüßten sich schiedend und einander fremd werdend zwei Generationen, ja zwei Jahrhunderte. Und es ist ein Zug von symbolischer Bedeutung, daß das junge, sich von dem alten ablösende Jahrhundert, daß Schiller sicher ein dunkles Gefühl davon hatte, was in diesem Augenblick geschah, während die in der lampenerhellten Zaubernacht feiernde Hofgesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts noch nichts ahnte von der Flucht des jungen Genies in die Welt, von dem Auszug des neuen Geistes, der die stärkste, fortdauerndste Zeugung der unbewußt ihr Ende festlich begehenden Zeit des Despotismus war.

Vorübergegangen sind längst beide Gegensätze, die übergroße Erdenmacht und ihr Schüler, der in die Welt brausende idealistische junge Freiheitswille. Gegensatzlos ruhen sie in unserer Seele als Lebenszeichen vergangener Zeit und wirken in uns die starken betrachtenden Gefühle der großen Einheit alles Menschlichen. Sie schaffen in uns. Sie treiben uns an, der Kraft beider in uns Herr zu werden und sie für die schweren Aufgaben zu nutzen, die, noch verhüllt, unserer Zeit zu lösen gegeben sind.

Doch die Dämmerung ist tiefer geworden. Die schleiernde Röte über Wipfeln und Land hat sich in blaugrauen Dunst verwandelt. Zum dunklen Umriß wird das Schloß, groß aus dem Halbring seiner Umgebungsgebäude heraustrachend: die beherrschende Mitte, seine auf der hohen Rundmauer des Hauptsaales ruhende Kuppel, die niedrigeren, dienenden Seitenflügel schließen sich zu beiden Seiten einbiegend an, um gegen ihren Abschluß zu nach vorn und rückwärts sich wieder zu verbreitern und in einem Halbrund, der einem Chorbau

ähnlich ist, zu enden. Die reine Form des Baukörpers ohne alle schmückenden Einzelheiten ist jetzt abgelöst in der dunklen Steinmasse zu erkennen, deren Unterbau schon eins wird mit der ihn umlagernden Nacht. Schritte gehen über den Platz, aber keine Gestalt enttaucht dem Dunkel. Und bald weiß die späte graue Stunde auch nichts mehr von Schloß und Fürstensitz: rings fühlt die Seele nur noch den kühlen, ruhenden Frieden des über einer kleinen ländlichen Menschenansiedelung versunkenen Herbstabends.



In einem Schloß Gottes

Der Stein gibt der Seele die tiefste, dauerndste und „unerschütterlichste Beruhigung“ hat einmal ein großer Baumeister gesagt. Ich habe dies Wort in vielen Lebenslagen und an manchen Menschen bestätigt gefunden. In Wirrnis des Gefühls, in Verstrickung von Liebe und Schuld, immer dann, wenn das Leben einen schwankenden, unsicheren, gegenwartüberlasteten und zukunftsunklaren Charakter annahm, bin ich in die hohen Dome, die großen Paläste gegangen und habe vom Stein empfangen, was wirklich er am tiefsten zu geben vermag: Ruhe, Kühle, Klarheit. Das Aufgelöste wurde wieder fest in mir, alles Schwankende kehrte ins Gleichgewicht zurück, Tragkraft und Last, die verhältnißlos geworden waren, ergaben wieder das alte Verhältniß von ein wenig mehr Tragkraft als Last. War es der Stein selber, oder der steinumschlossene Raum, der das auf mich wirkte? Wenn ich so durch die Hallenwölbungen der unbewegten Kirchenschiffe ging und meine kleine Bewegung am Plattengrund des über mir ruhig stehenden Raumes in grotesker Vergrößerung an den sich verschiebenden Überschneidungen der Säulen, Pfeiler, Gewölbe=Rippen und =Rundungen, an dem Sich=Öffnen und =Schließen der Kuppeln, dem Sich=Verändern aller seitlichen Durchblicke gespiegelt sah, dann hatte ich das Gefühl, als sei es nur der zwischen den steinernen Wänden rastende Raum, in dem ich mich bewegte, der aber durch meine Bewegung nicht wie seine Ummauerung bei jedem meiner Schritte verändert wurde. Wenn ich dann stehenbleibend an einem der gewaltigen Tragspfeiler solchen Domes hinauffah bis in die schwindelnde Höhe, wo er sich zur breit schirmenden Gewölbekrone rund verzweigt, und die Ruhe bedachte, mit der er so Jahrhunderte dasteht in der Reihe seiner Genossen, wenn ich die mächtigen Seitenwände eines gotischen Münsters entlang sah, wie sie die schlanken spitzen Fenster in ihren Quadern halten, ohne von diesen Einschnitten in ihrer festen Behar-

rung vermindert zu werden, dann schien es mir wieder der Stein selbst zu sein, der gestaltete, zur Idee gesteigerte Stein, der meiner unruhigen zerwühlten Seele etwas von seinem Wesen gab und sie nach sich baute. Jedenfalls sind es Raum und Stein, die im Menschen die große Ruhe zu wirken vermögen und sich so um seine Leidenschaft herumzubauen, daß sie in dieser Umfriedung still wird, zu dunkler Glut zurückbrennt und sich mit Asche bedeckt. Das ist es, weshalb der Wille großer Baumeister alle Hast und Nervosität verliert, fast zur willenlosen schauenden Kraft wird, so daß die Männer schließlich den Charakter dessen annehmen, was sie schaffen.

Der Ulmer Dom hat mir eines dieser Erlebnisse gegeben. Mißmutig, verstimmt, unruhig und unzufrieden, sorgenvoll und von drängenden Gefühlen umringt, kam ich durch die grauen, nassen Straßen der kleinen Stadt in regnerischem dunklem Dezemberwetter auf die Turmschmalseite zu und stand vor den drei offenen Spitzbögen der schräg hinausgedachten Vorhalle des Doppeltores. Ich war noch recht kritisch gesonnen, bereit, alles nicht endgültig Gelöste und Gestaltete zuerst zu erkennen, und verwarf die durch kein Schicksal in der Baugeschichte genügend zu entschuldigende falsche Verbindung der dreigliedrigen Vorhalle mit der doppelt gegliederten Torwand: der breite mittlere Hallenbogen, der den Besucher am lebhaftesten einlädt, führt statt auf die Türöffnung der Wand auf einen im Eindruck stark zurückstoßenden Steinpfeiler zwischen den Portalen, und die beiden schmälern Seitenbögen zeigen in ihrer Tiefe Wand und halbe Türen. Ich sah wohl gleich, daß die dreiteilige Vorhalle entstanden sein mochte, um der über ihrer Dachfirstlinie ansetzenden dreifachen Gliederung des gotischen Steinschmuckwerks zu entsprechen. Aber, daß sie dem dicht hinter ihr liegenden Portal entsprochen hätte, war viel wichtiger; und überdem war gleich im nächsten der vier Riesenstockwerke des Turmes durch ein gewaltiges Doppelfenster ein neuer Zusammenhang mit jedem Dualismus im Erdgeschosß gegeben. Schon einzelnes bewundernd, und doch

unbefriedigt, trat ich in den Dom ein und mußte gleich sehen, wie die Meister, die an ihm durch die Jahrhunderte gebaut, einige seiner wichtigsten Achsen mißachtet hatten, die der Seitenschiffe vor allem, die weder in den beiden den Seitenschiffen entsprechenden Nebenhallen des unteren Turmraumes aufgenommen waren und ebensowenig in den seitlichen Choranbauten eine Fortsetzung fanden.

Ich war noch voll mitgebrachten Mißmuts und erwachter Kritik, als ich plötzlich fühlte, wie der Stein sein Werk an mir begann. Ich empfand deutlich ein Verwandeltwerden meiner Stimmung, ein verändertes Sichlagern aller Dinge in meiner Seele. Die nach anderen Maßen als denen des Menschen gebaute Domhalle, diese überhohen, mich rings umschließenden Wände schnitten mich völlig von meinem alltäglichen Leben, seinen Lasten und Sorgen ab. Das kam mir deutlich zum Bewußtsein. Lückenlos war die Ummauerung um mich. Statt des unruhigen Eindrucks von Straßen, statt des gewohnten von Zimmern, die zu klein sind und zu durchsichtige Fenster haben, um nicht die zerstreuenden Beziehungen des Menschen nach außen lebendig zu lassen — bestimmte mich der seltenere des ganz großen ruhigen, steinernen Raums, hinter dem der Alltag kaum gedämpft noch vernehmbar war, von dem er wie Wellen von felsigem Ufer machtlos zurückfloß. Ungeheuer faßt der reglose gebaute Stein solcher Maße das Leben hinter sich zusammen zur ewigen Gesamtheit der Erscheinungen, in welcher alles einzelne untergeht — auch das, was den Eintretenden noch in die, durch die Türspalte erhellte, Dombämmerung hineinzubegleiten schien. Und den Empfindenden, den der Stein umschließt, dehnt und weitet er zu seiner Raum-Macht, daß nur die starken, großen, überpersönlichen Gefühle noch sind; daß der Mensch gewissermaßen mit dem Dom eins wird und sich dem Lebensganzen gegenüber fühlt, während innen wie außen alles Kleinliche versunken ist.

Indessen ich allein in diesem — einem der schönsten — Schlösser Gottes zwischen vier Reihen von Pfeiler- und

Säulenriesen, zwei Reihen von Riesenfenstern, unter Bögen und Gewölben wie in einem steinernen Walde mich ergehe, werden Gedanken über den uralten Bewohner dieses Raumes in mir wach, diesen unsichtbaren, der mir heute, in seiner jetzigen Größe, fast als die Schöpfung der großen Kirchenbaumeister erscheint. Der Gott, dem man anfang, diese Domhäuser zu bauen, war zunächst der in die Hostie verwandelte und prunkvoll umschlossene symbolische Christengott und doch auch schon ein Gedanke, eine Vorstellung, ein Traum über dem Irdischen und Menschlichen. Aber er wurde umrißloser, verfließender, je mehr er den vermenschlichten Erzählungen seiner Frühzeit entwuchs. Eine unbestimmte Empfindungsfarbe von erhabener Entrücktheit haftete ihm wohl an. Aber wenn man über ihn dachte, hielt sie nicht stand — blieben nur Begriffe, Abstraktionen, gedankliche Festsetzungen, die noch immer etwas sehr Hohes, aber doch wenig waren im Vergleich zu dem Wesen, dessen Atem uns in einem Dom wie dem Ulmer anweht. Da wurde mir der seltsame Vorgang ganz klar: eine noch unentwickelte, noch nicht zu ihrer ganzen möglichen Größe gesteigerte Gottesvorstellung will ihr Haus, ihren Raum haben. Die Baumeister empfangen den Auftrag und bauen, bauen in dem Glauben an diesen Gott, dem sie ein würdiges Gemach schaffen wollen. In diesen dienenden Willen dringt ihre Raumphantasie ein. Dieser Wille und ihre Raumphantasie strömen, sich steigernd, ineinander und werden — durcheinander — ein Mehr, ein Größeres, als sie vorher einzeln waren. Was die gestaltende Raumkraft in den Meistern an Größe und Erhabenheit von der Gottesvorstellung empfängt, der sie dient, das erhöht diese Raumkraft so gewaltig, daß ihre vollendeten Gebilde nun der Gottesvorstellung etwas verleihen können, was sie noch nicht besaß, als sie den Auftrag zum Bauen gab. Gott ist größer, herrlicher, erhabener und — wirklicher geworden. Er hat sich mit Welt und mit Gefühl erfüllt. Er bleibt auch jetzt umrißlos, ja unsichtbar, nur ein wehender und saugender Atem. Aber er hat viele Kräfte eines persönlichen Wesens

gewonnen. Was immer wieder zu verfliegen drohte, wenn ihn eine menschliche Seele zu fühlen, ein Geist zu denken, vorzustellen suchte, was hinwegströmte in alle Weite der Himmel, weil kein Festes, kein Begründetes ihm Halt gab, weil es nur aus dem verfließenden inneren Licht gebildet werden konnte — das kehrt jetzt von ungeheuren Wölbungen, vom Rund der Bögen und Säulenschäfte, von den abschließenden Riesenmauern in die Seele, die es aussandte, zurück. Daß Menschen dies herrlich Nutzlose, keinem kleinen praktischen Zweck Dienende, dieses Haus nur für eine ihrer gewaltigsten inneren Vorstellungen schaffen, das macht den Gott plötzlich so wirklich wie das Alltägliche und Greifbare. Und wo sie es so schufen, so herrlich und groß wie im Ulmer Dom, mit einer solchen Fülle des gestaltet aus der Seele aufquellenden Raumes, da gibt es der Gottesvorstellung gleichzeitig die Macht, sich mit allem, was im Menschen groß, stark und lebendig ist, zu verbinden; also: Gott mit allem Starken und Lebendigen zu verbinden, so daß er selbst dieser Eigenschaften theilhaftig und ein gefühltes menschlich=übermenschliches Wesen wird, zu dem die Seele sich erhebt, wie Flut zum Mond, zu dem sie ihr Tiefstes sagen kann, weil er dies Tiefste erregt.

Ich meine, selbst der Meister, der Gott in sich erlebte, um ihn bauen zu können, muß den Unterschied empfunden haben, wenn er, nachdem er gebaut hatte, den Gott ansah, der jetzt das Domhaus bewohnte, und ihn mit dem verglich, der es in Auftrag gab.

Ich stehe an der schönsten Stelle dieser Kirche, unter der haushohen Wölbung zwischen den Pfeilern, die im Unterbau den Turm tragen, und sehe durch den mächtigen Spitzbogen zum Chor hinüber, der sich mit seiner Bogenöffnung unter der hohen Abschlußwand zierlich an das, in seinen Maßen alles Menschliche weit hinter sich zurücklassende Mittelschiff anschließt. Alle Kräfte, die je aus der Bildung von Räumen und Ummauerungen die Seele zu fassen wußten, wirken. Und doch ist einen Augenblick eine seltsame Wirrnis

in mir: das Auge sieht Leere, die Seele fühlt gleichzeitig ein ungeheures Dasein. Ich komme mir vor wie in einem jener Märchenschlösser, die unbewohnt scheinen und in denen sich doch fortwährend an tausend Zeichen das Leben verborgener oder unsichtbarer, ungreifbarer und doch uns ganz nah umgebender Bewohner verrät. Ist das, was wir Gott nennen, in dieser Leere zu finden? Ja: diese scheinbare Leere ist Gott! Wenn du fortgegangen bist und sie nur eine kurze Sekunde mit geschlossenen Augenlidern wieder denkst, so fühlst du, daß er da war, daß er dich umatmete, ja berührte. Es bleibt sein Geheimnis, wie er gleichzeitig nicht sein und doch sein konnte. Aber du ahnst es nicht, daß Gott dir in seinem Schloß als Leere erscheinen muß, weil diese reine ruhende ungeheure Leere das ist, was du sonst auf Erden nicht findest, weil in ihr ein Teil seines geheimnisvollen Daseins sich offenbart. Diese Leere allein gibt die Möglichkeit, daß das Göttliche in deiner Seele sich einmal hinauflösen, sich befreien und mit dem Urborn sich trinkend vermischen kann. Das ist es, was dir plötzlich bewußt wird, wenn du erinnernd solche Augenblicke des Anstaunens der großen Gottleere in dir wieder hervorruffst und dann — keine Leere mehr findest.

Je erhabener und größer die Gefühle, die Gedanken sind, die den Menscheng Geist bewegen, um so kürzer ist die Zeit bemessen, die sie wach und lebendig, stark und unvermindert mitten im Bewußtsein sich zu halten vermögen. Auch meine Seele vermochte nicht über eine solche kurze Zeitspanne hinaus in diesem Schloß Gottes ihn selbst in seiner füllreichen Leere zu erleben; und ich sah bald wieder — wie beim Erwachen aus einem wundervollen Traum — das wirklich mich Umgebende: den Raum und den Stein. Aber weil noch immer unbeirrte, reine Einheit und der zurückgebliebene Drang zu irgendeinem Wesentlichen, Elementaren in mir war, befreite sich nun in mir, dem wieder ganz irdisch Gewordenen, meine Anschauung der Baukunst von allem Nebensächlichen, Unnotwendigen; sie klärte sich mir zu einer einfachen grundhaften Tatsache. Ihr Sinn, den ich durch

viele Jahre aus der Vielfältigkeit zu gewinnen gesucht hatte, stand plötzlich im Einfachsten vor mir — sicher, um mir nie wieder zweifelhaft zu werden. Zahllose praktische Probleme und Lösungen, an denen allen sie sich betätigt, und in denen überall der praktische Zweck sie verhindert hatte, selbst ganz Erscheinung zu werden, versanken vor mir. Es blieb in diesem Ulmer Dom nur eins als Baukunst vor mir bestehen: einen Raum zu schaffen und einen Baukörper, der diesen Raum verrät, ihn andeutet und den Verhältnislosen durch den äußeren Steinleib in ein Verhältnis zum Außenraum, zu dem grenzenlosen Raummeer stellt, das über der Erde und unter dem Himmel ist.

Die Dämmerung war im Dom so tief geworden, daß sie schon die Formen und Gebilde des Steins verwischte, daß Syrlins, des mittelalterlichen Plastikers, Nischenfiguren im Chorgestühl ganz verschwanden und seine rundplastischen Gestalten an den Stuhlwangen das Leben, das ihnen der große Holzbildhauer einst durch seine Kunst gegeben, verloren, um dafür das schattenhaft=phantastische Leben einzutauschen, welches das Dunkel allen Dingen gibt, weil dunkel und unerkennbar alle Dinge der Rätselhaftigkeit, der Unbestimmbarkeit und Unergründbarkeit des wirklich Lebendigen gleich werden.



Neckarstädtchen

Nach strengem, langem Winter, der aus kaltem Himmelsgrau immer wieder wirbelnde Flockenscharen über die längst frühlingssbereite Erde sandte, sind plötzlich und unvermittelt die ersten sonnenwarmen Tage gekommen und leuchten grell über einem kahlen, nackten Lande. Sie haben den brachen Boden so schnell erwärmt wie die dürre, kurze Grasnarbe, wie selbst den alten leblosen Steinkern, der da und dort aus der Erdkrume hervorlugt.

Braune Hügel mit Terrassenstufen, Treppeneinschnitten und den geordneten Reihen der gebogenen Reben begleiten den gewundenen Fluß, der an ihrer Wand immer wieder umwendet, immer wieder ein Stück in seine Vergangenheit zurückzufließen scheint, ehe er sich auf seinen weiten Weg durchs Land zum Meer besinnt. Wo das sonnenglühende ziehende Wasser vom Fuß der Berge und der weißen Landstraße, die ihn begleitet, zurückweicht, macht er Platz für Riedland, das schon freudiger grünt. Da steht in Gruppen zerstreut auf viereckiger Grasfläche eine Schar durch das Abschneiden der Ruten grotesk verstümmelter, zu fast menschlichen Gestalten verwandelter Weiden, die der Weinbau braucht — der schmiegsamen, jungen Zweige wegen, mit denen die Reben angepflöckt und gebunden werden. Dort drüben ist wieder solch eine locker im Kreise stehende Versammlung beratender und horchender Stumpfbäume: mit erhobenen kurzen Armen steht struppigen Kopfs ein Redner in ihrer Mitte, ein paar in die Erde gestemmter stämmiger Kerle hinter sich. Ihm schräg gegenüber scheint eine elastisch weit vorgeneigte Frau entrückt zu lauschen. Zurückgedreht stehen andere der Baummenschen, mit sich beschäftigt und offenbar nur gezwungen zuhörend. Andere stehen fremd und gleichgültig. Andere scheinen über den erstarrten Redner zu flüstern: so stecken sie ihre Stoppelköpfe zusammen. Die Weidenfrauen aber, die am Fluß stehen, sehen abgewendet zu ihrem Spiegelbilde hinab, das still und ruhig auf dem ziehenden Wasser liegt.

Eine Mauer von Felsenzinnen steigt aus dem Steilabfall der Weinberge. Strecken rauher Ackererde schließen auf der Höhe der Böschung mit sanfter Steigung an. Ein Pfluggespann fährt vor dem sanftblauen Himmel über die Rammschneide, Wiesen, mit Obstbäumen bestanden, ziehen sich weiter zum kahlen Wald, über dem neben einigen geduckten Rücken ein fernblauer Bergkegel ragt.

Inmitten all dessen, im Tal, vom Fluß umwunden, der hier ein Nebenflüßchen aufnimmt, liegt die Stadt. Fast eine Insel, die nah und fern Wasserwerke und Brücken umgeben, lagert sie auf ihrem halbhohen Hügel, zu dem die Uferberge schützend hinabschauen: ein paar alte Türme und viele Giebel, ein ansteigendes Dächergewirr, aus dem da und dort eine einzelne hohe Hauswand frei aufsteht, um mit ihren Fensteraugen weit ins Land zu sehen.

Einstmals war sie in dieser Lage ein geschützter fester Platz, dem kein Angreifer leicht beikommen konnte; eine „feine Gelegenheit“ — wobei das Wort „Gelegenheit“ im ursprünglichen Sinne zu lesen — meint ein alter Autor. Von den zwei Flußläufen und auf den Landseiten durch Steilabfall geschützt, hatte sie nur eine gefährdete Seite, die man durch einen tiefen Graben sicherte, den Ochsengraben. Ich muß jetzt, während ein Krieg tobt, der einer Erderschütterung gleicht, über diese alten Verteidigungskünste lächeln, darüber lächeln, in einen wie tiefen Frieden längst die alten Wehrbauten, die Schutz- und Trutzmauern verfallen sind. Noch läßt ein Straßenzug die ehemalige feste Stadtummauerung erkennen, die teilweise zum Fundament der Häuser benutzt wurde oder friedlich Gärten und Lauben trägt. Noch stehen ein paar graue Rundtürme und ein Wehrgangtor. Aber sie haben für den heutigen Menschen keinen romantischen Zauber mehr mit ihren dicken, schwerfälligen Mauern. Mich freut es, daran einen feinen Kunstgriff der alten Baumeister zu erkennen, eine leichte Unregelmäßigkeit und Rauheit der Umrißlinien, die hervortritt, wenn man diese Türme aus nicht allzu weiter Ferne

betrachtet; es ist so, als stünden sie in heißer, sie wellig umzitternder Luft. Es sind in der ganz lotrecht geschichteten Rundmauer immer in einigem Abstand einzelne der Blöcke so behauen, daß sie einen von dem Fugenviereck ab sich hinauswölbenden Buckel haben, während die anderen glatt behauen sind. Es entsteht die regelmäßige Unregelmäßigkeit, die die Kontur schön belebt. Zwischen dem oberen und unteren Turm liegt das Netzgewirr der ansteigenden und fallenden, geraden und krummen, ausweichenden und sich verschlingenden Gassen und Gäßchen. Sehr alte Fachwerkhäuser, an denen Maiskolben hängen, stehen eng in die Straße hinein und drängen ihre vorgefragten oberen Stockwerke sogar noch über die Straße hinaus; wo eine Wegbiegung einem Hause die Ecke wegnahm, kommt im höheren Geschos, das wie ein Erker überhängt, doch das alte Haus Eck, das der rechteckige Grundriß vorsah, zu seinem Recht und stößt vor, wirft einen länglich-spitzen Schatten auf die abgeflachte Ecke und das Blumenfenster, das aus dem Mauer Schatten herausieht. Ein breit hingelagertes einstöckiges Schulhaus aus dem achtzehnten Jahrhundert mit einer flachen, nach drei Seiten ausladenden Freitreppe schiebt sein wohnliches Mansarddach zwischen die malerischen alten Häuser und Winkel, schafft Platz um sich, auf dem Kinder spielen, und läßt einen Augenblick an eine andere Kulturzeit denken; man sieht einen schwäbischen Schulmeister oder Pfarrer aus vergangenen Tagen vor sich, der von der hohen Schule Bildung und Interessen in den ländlichen Frieden seines Berufes mitgebracht hat und nun unter den Bürgern und Bauern des kleinen, abgelegenen Städtchens neben seiner Amtstätigkeit ein geistiges Leben führt, das nicht mehr ganz die Berührung mit den großen Bewegungen und Strömungen der Zeit verliert und sich an seiner Tiefe am Ewigen erbaut.

Wenn man in der Dämmerstunde durch das Städtchen geht, wo die Leute feiernd in den Haustüren stehen, die Kinder Kreisel und Ball spielen, die Gespanne von den

Feldern heimkehren und das warme Dunkel der Häuserenge mählich wächst, dann gerät man im Schlendern wie von selbst nach der freieren Flußseite zur alten Pfeilerbrücke, wo man den verblassenden Himmel breit über sich hat, und unter sich das strömende Wasser. Ich gehe an den flachen, klaren Fluß hinunter und sehe in das spielende Ziehen, lausche dem Rauschen des breiten Wehres, das oberhalb schräg den ganzen Flußlauf durchschneidet, lasse den Blick mitschwingen mit den Flachbögen der Steinbrücke, die auf dicken Pfeilern ruhen, und dann sich heben auf den Stadtberg, aus dem Giebel mit Sattel- und Walmdächern hervordrängen. Sie stehen um das türmchengekrönte hohe, alte Rathaus wie um ein Oberhaupt geschart.

Noch ist die Helle des Tages nicht ganz geschwunden. Noch hat das Auge Freude daran, Einzelheiten aus dem Gewirr des Bildes herauszulösen und in ihrer Stimmung gesondert auf sich wirken zu lassen. Da ist ein Gärtchen über der Mauer mit einem altertümlichen runden Sommerhaus; gelbe Forsythiensträucher umblühen es, ein paar gerade, dunkle Tannen stehen daneben und kahles Baumgeäst; ich denke mir den Herrn dieses Gartens, in der Hand noch das Buch, in dem er bis zum Dunkelwerden las, nun auf und nieder gehen, ins Land blicken, das Gelesene in Gedanken wiederholend und im Wiederholen mit seinem eigenen Leben in leisen Gefühlen verwebend. Dort führt in der Ufermauerung ein steinernes Trepplein zum Fluß hinab; jetzt erkenne ich, es kommt auch aus einem Stückchen Garten, aber einem ungepflegten Wiesengarten, zwischen dessen Obstbäumen Wäsche hängt. Einige Balkone und Erker treten aus den reicheren Häusern malerisch hervor. An einem der äußersten Häuschen, die fast wie Hütten klein sind und schiefe, eingesunkene, bemooste Dächer haben, binden eben Fischer einen Kahn fest und tragen Angeln und Netze hinein in den Schuppen, der an die Hütte lehnt. — Ein gelber Postwagen fährt über die Brücke, an deren Rand einige Mädchen lehnen und plaudernd ins Wasser hinabschauen. —

Ich schlendere noch, flußabwärts, in die immer tiefer dämmernde Landschaft hinaus. Der Himmel hat das klare Dunkelblau des Abends angenommen, aus dem schon der letzte rötliche Schimmer verschwunden ist. Während das Niedland in den Flußkrümmen schon undeutlich verschwimmt, sind die Uferberge in schwerem Nachtbraun enger zusammengetreten. Der Raum in ihren Rissen, Schründen und kleinen Seitentälern hat sich dicht mit dem Flutstoff des Dunkels gefüllt, der um alle Bäume und die da und dort verstreuten Häuschen wie ein Nachtnebel herumgesunken ist, daß man näherkommend die Dinge sich erst langsam herauslösen und körperhaft werden sieht. Immer nächtiger wird Boden und Berg. Nur noch der Fluß zieht als ein matthelles Band durch das erdige Dunkeln. Indes ich weitergehe, Auge und Geist in diesem Lichtloswerden von Erde und Himmel tief ruhen lasse, fallen mir aus irgendeiner alten Anthologie zwei Strophen eines schwäbischen Dichters ein, der in solch ein bescheidenes Neckarstädtchen seine Hochzeitsreise gemacht und hier ein tiefes Liebesglück im landschaftlichen Frieden genossen haben mag. Liebe und Frühling klingt in den einfachen Versen:

Ein graues Städtchen mit uralten Toren
barg unsere Nacht, barg Ruß und Glück und Traum,
aus dessen Seligkeiten zeitverloren
umarmt wir tauchten in den Morgenraum.

Und unseren Tag lagen wir frei in Sonne
auf kahlen Höhen über dem stillen Fluß.
In reinem Himmel zogen Glück und Sonne
zur Abendraut mit wangenheißem Ruß.

Am nächsten Morgen gehe ich freier ausschreitend denselben Weg und weiter. Himmelschlüsselchen, Osterglocken und andere Frühlingsblüten leuchten aus dem saftiger grünen Grase, das sich in Streifen und Büscheln an den Trockenmauern der Treppen und der Terrassen die kahlen, braunen Weinberge hinaufzieht. Wo ich auf den Höhen an

den Rand des ganz von Sonne durchleuchteten, mit der hellen Rinde der Stämme und Äste keusch und scheu ins Blaue hinein schimmernden Waldes komme, zittern die Sternchen weißer Anemonen im leichten Frühwind. Nun bin ich auf der Uferhöhe und sehe als ein wagerechtes Steinband am Berge die Felsenzinnen, die mich locken, den Felsengarten, wie ihn hier die Leute nennen. Er besteht aus zwei parallelen Reihen von einem Urmeer geschichteter, zerrissener, mehr als haushoher Kalksteinfelsen, an denen alter Efeu in dichten Massen hängt, zwischen denen Bäume und Sträucher im herabgerollten Geblöck stehen. Diese wahrhaft hohle Gasse ist mehr als zehn Meter breit und zieht sich einige hundert Meter am Bergabhang hin, immer wieder durch Lücken, die sich zwischen Bänken des Kalkes öffnen, den Blick auf das Flußthal freigebend, das in solchem steilen Rahmen raumtief sich breitet. Wenn man inmitten solcher Türme und Wände, dieser herabgestürzten Blöcke und Quadern, dieses übergrüntem Trümmerschuttes steht, vergißt man die idyllische oberdeutsche Landschaft, in der man sich befindet, und denkt an Wege im Südtiroler Berggestein. Aber das Auge des Geistes sucht nach einer Erklärung für diese vereinzelte seltsam regelmäßige Naturerscheinung. Wie ist die Gassenbildung und Zerschollung entstanden? Der Geologe sagt, daß die Grabenbildung Senkungswirkung nach freien Räumen in großer Tiefe ist, daß man dabei zwar nicht an den Neckar, aber etwa an den Einbruch der Höhlung eines unterirdischen Nebenflußlaufs denken könne, oder daß tiefliegende Auswaschungen am Steinsalzlager des Muschelkalks die Ursache der Klaffung sind. Deutlich vorstellbar sind mir diese durch Jahrhunderte und Jahrtausende reichenden Vorgänge nicht. Ich tröste mich mit Goethes Wort: „Naturgeheimnis werde nachgestammelt!“ Mehr als ein Stammein, ein Tasten, bestenfalls ein Ahnen ist ja unser ganzes Wissen von der Natur nicht, trotz der unendlich reichen und exakten Ausnutzung, die die Menschheit für einige ihrer erkannten, erahnten Kräfte längst gefunden hat. Ich halte es mit dem

Wanderer, der das unfruchtbare Grübeln aufgibt und sich, nachdem er das Wenige erkannt, was Menschen zu erkennen gegeben ist, still genießend der Weltschönheit freut. Ich sitze neben einem blühenden Dornstrauch in einer Felsenluke inmitten des Gerölls und sehe zum Fluß und zur Straße hinab, auf der eben blökend eine Schafherde lang hinzieht und sich mit sonntäglichen Ausflüglern mischt. „Schäfschen zur Linken.“ Freundlich begrüßt mich der alte Volksaberglaube. Da berührt ein blühender Zweig meine Schulter. Ich muß meinen Nachbarn ansehen, fühle mit Rührung, wie die unendliche Liebe der Welt als Blütenfülle aus ihm hervorbricht, und lächle aller Dornen.



Flandrische Stadt im Kriege

Nicht nur ich selbst habe es eindrucklich erlebt, in Gesprächen mit manchem Freunde der Natur, des Reisens, der Landschaft ist es mir bestätigt worden: daß unsere Empfindung für die leisen, stillen und so unendlich großen, dauernden Reize, die das Hinaustreten aus der Enge unseres städtischen Alltags unter den freien Himmels des Landes mit Meer und Gebirgen erweckt, die unter den Baudenkmälern fremder Städte erwacht, fremder Städte, die nicht Beruf, Gebundenheit für uns bedeuten, die uns nur lebendige Erscheinung sind wie eine Gemälde — daß diese Empfindung durch den Krieg tief und vielleicht für lange Zeit gewandelt ist. Wenn wir heute reisen, ist es fast so, als überkämen uns nur geschwächte Erinnerungen vergessenen Reiseerlebens, etwa wie Jugendgefühle manchmal mit der ganzen Süße des Vergangenen unrufbar willkürlich durch die Brust des reisenden Menschen ziehen. Der graue Schleier, der sich in der ersten Kriegszeit über alle Landschaftsausblicke, alle die stillgewordenen Täler und Höhen, die Wipfelwellen der rauschenden Wälder, die Felderbreiten mit den Dörfern darin, die See und das Gebirge rieselnd breitete, ist zwar langsam in das Bild vergangen, das er einst bedeckte, über dem er deutlich sichtbar lag; aber die Farben des Bildes sind bei diesem Vergehen des Schleiers nun selbst nachgedunkelt, sie haben ihre Wärme, ihr Leuchten verloren — wie ein Gemälde, das man als Schwarzweißblatt wieder sieht. Es würde mich nicht wundern, wenn die Maler, die jetzt in der Heimat malen, weniger farbig malen als vor dem Kriege; denn es ist die Kraft der Seele, die im Auge die Farben schafft. Und diese Kraft der Seele ist durch die fortwährende Vorstellung des Krieges halb erblindet. Dabei sind uns die erlösten Gefühle des einstigen Reisens vielleicht nie so deutlich bewußt geworden wie jetzt, da wir sie mit den durch den Krieg veränderten, geminderten vergleichen können; jetzt, wo sie vergangen sind.

Wenn wir, ehe die Kriegswolke am reinen Himmel aufstieg, weit übers Land hinausschauten, auf tragender Höhe stehend, wenn wir in der Dämmerung durch alte Städte wanderten oder in einem Ufergärtchen am Fluß den Abend über das strömende Wasser herüberkommen sahen, auf Schloßterrassen und in alten Parks, am Meeresstrand rasteten — wie leicht gleichzeitig und wie reich ward da unser Gefühl, wie stark, köstlich und gesättigt dünkte uns das Dasein, dem solcher Reichtum allenthalben zusfloß. Wie verschmolz unser kleines Einzelsein dann mit dem allgemeinsten Leben, dessen ganze seelische Kraft unser ward! Jetzt liegt der Gedanke an die Sorge der Zeit trennend zwischen allem. Wandern und Reisen ist nicht viel mehr als ein Sicherholen, ein Ausruhen und Kräftesammeln. Man fühlt beim Anblick des stillen Landes, welches Blut, welche Kraft stündlich gebraucht wird, es zu schützen, es in seinem Frieden zu erhalten. Man sieht kein Dorf in seinem Tale liegen, ohne an das Sehnen, den Kummer, den schweren Zeiternst zu denken, die da in allen Häusern herrschen. Es gibt kein friedliches Idyll mehr, das einst unsers Herzens bestes, tiefstes Ausruhen war. —

Und doch hat mir jüngst eine Reise, obschon sie keineswegs froh war — ich besuchte einen meiner nächsten, liebsten Angehörigen, der schwerverwundet in einem Feldlazarett in Flandern lag —, wieder einmal Eindrücke gegeben, so stark und unmittelbar wie das Reisen im Frieden. Ich erlebte, daß, wie der Gedanke an den Krieg die friedliche Stadt und Landschaft entseelt, ihres Wesens entkleidet, daß so der Krieg selbst, die Zeichen seiner Nähe, sein eigentümliches Leben einer Stadt und Landschaft der Kriegszeit so viel Reiz und Fülle geben wie nur je der Friede. Mit dem Erblicken der Wirklichkeit fällt der lastende Gedanke von uns. Ohne Sinnen und Traum, in unmittelbarste Gegenwart gedrängt, vollzieht der Betrachtende wieder wie einst die volle Vereinigung.

Schon auf der Fahrt begann es zu wirken. Ich passierte des Nachts eine unserer Festungen nahe der Front. In

tiefem Dunkel lag die riesige Bahnhofshalle, in die der verdunkelte Zug einfuhr. Nur aus den Unterführungen zwischen den Bahnsteigen kam mattes Licht die Treppen herauf und schien in der weiten Hallennacht zu zerfließen. Da und dort blitzten elektrische Taschenlampen auf, bewegten sich rasch ein Stück, um wieder zu verlöschen. Ich war ausgestiegen und stand auf dem Bahnsteig, als über dem mächtigen Glasdach der Halle und ihren runden Giebelfeldern mit hallenden Luftwellen Geschosse hell zerplatzten: Flieger waren über der Stadt. Jetzt setzte das Tacken eines Maschinengewehrs ein. Undeutlich dunkle Gestalten flüchteten in die Unterführungen. Eine unsichtbare Stimme rief: Einsteigen! Wir fahren weiter. Ich ging die schwarze Wagenwand entlang und fand lange keine Tür, war dann plötzlich in einem fremden Wagen und mußte vorsichtig tastend während der beginnenden Fahrt mein Abteil suchen.

Langsam bewegte sich der Zug aus der Halle in die dämmrige Mondnacht hinaus. Hochöfen rechts und links der Bahn, die zum Teil stilllagen, während andere hinter Riesenscheiben rötlich erstrahlten. Am Horizont stiegen farbige Leuchtkugeln und Signalraketen auf. Im Eckplatz des dunklen Wagens sitzend, sah ich dem Lichterspiel am Himmel zu, das ein friedliches Bild gewährte, bis plötzlich an einer Stelle des Himmels wieder die Geschosse der Fliegerabwehrbatterien aufblitzten und ihre Lusthalle herübersandten.

Als der Zug sich wieder von der Front entfernte und durch einsam nächtliches Feld, durch Wälder, an dunklen, kleinen Städten und Dörfern vorüberfuhr, sank ich in Schlaf, um, als der Tag aufgraute, in einer Mittelgebirgslandschaft zu erwachen, die schon einen fremden Charakter trug. Die Bahn führte über einen Hochrücken, vor dem sich nach Südosten zu das weit gewellte, in Kulissenartig übereinandergeschobenen Zügen gelagerte Land breitete. Weiter. Die Zitadelle einer eroberten belgischen Festung liegt mit ihren Forts über einem tiefen Taleinschnitt, den fast ganz die Stadt ausfüllt. Auf hoher Brücke passiert der Zug einen

Fluß, der ruhig und friedsam strömt und hier nicht ahnen läßt, daß an einem anderen Teile seines Laufs noch immer Kämpfe toben.

Dann nahm deutlicher und deutlicher die Landschaft niderländischen Charakter an: der reiche, flache, weitgedehnte Blumen-, Obst-, Gemüsegarten flandrischen Landes mit den sauberen niedrigen Ziegelhäusern streckte sich zu beiden Seiten der Fahrt. Ab und zu erinnerten einmal in Trümmern liegende einzelne Häuser an den hier schon vor drei Jahren vorübergeschrittenen Krieg. Kanäle mit den charakteristischen, vom Seewind nach Osten zu gebogenen Weispappeln schneiden durch das Land, manchmal von grünen, flachen Dämmen eingefasst. Auf weiten Wiesen weiden Rinder. Schloßartige Landsitze mit Parks, die als ein plötzlich auftauchendes und vorüberschwindendes Wäldchen über dem grünen, fetten Nutzlande stehen, die erste Windmühle, ein Mast, der über den Wiesen aufragt — der Kanal, in dem das Schiff liegt, ist in all der Flachheit verborgen: Glandern. Bald war ich in der alten, kleinen Stadt, in der ich mich einige Tage aufhalten durfte.

Wenn ich jetzt, nachdem ich wieder in nächtlicher Fahrt mit kriegerischem Lichterspiel am Himmel zurückgekehrt bin, mir das Erlebnis dieser Tage — von dem ganz persönlichen, das der Grund meiner Reise war, abgesehen — klarmache, glaub' ich, das Bezeichnendste daran war: eine deutsche Soldatenstadt ohne Begrenzung hineingestellt in eine flandrische Bürgerstadt, ja beide fast in eins zusammengeschweißt durch den heißen Atem des Krieges, der tags und nachts von der nahen Front hereinwehte, sei es als das dumpfe, ununterbrochene Dröhnen des Trommelfeuers, sei es als ein Kampf gegen feindliche Flieger, die nachts die Stadt überflogen; vor allem aber immer wieder als das graue Donnern der Geschütze, das ständig sozusagen am Horizont der kleinen Stadt lag.

Ich habe sicher in den Tagen, deren wesentlicher Teil anders ausgefüllt war, alle alten flandrischen und neuen

belgischen Eigentümlichkeiten des Städtchens betrachtet, alle Bauten von Bedeutung und die landschaftliche Lage des Ortes an einem weich durch grüne Wiesenufer ziehenden, innerhalb der Stadt aber zwischen Türmen, an roten Ziegelmauern und unter geschwungenen Brücken sich stolzer gebärdenden Flüßchen angesehen, wie ich das bei einer Reise im Frieden getan hätte — und doch wurde das alles nicht selbständig, löste sich nicht aus dem gegenwärtigen Leben, das die Stadt durchflutete, das überall sein Lager aufgeschlagen hatte und zu dem mit seltsamem Gegensatz und seltsamer Harmonie ein modernes, von französischem Bildhauergeschmack beeinflusstes Denkmal herniedersah, das an die von den Flamen gegen die Franzosengeschlagene Schlacht der „Goldenen Sporen“, am Grooningschen Felde, erinnert.

In dem zierlichen gotischen Rathaus, dessen schmales Gebäude unter dem schlanken, spitzen Dachrücken mit Giebel und einer Längsseite die Ecke des Marktplatzes bindend, wie ein vergrößertes Altarschreinchen aussieht, ist die Ortskommandantur untergebracht. Posten stehen davor, Soldaten gehen ein und aus. Die neuesten Kriegsnachrichten, vollzogene Bestrafungen unbotmäßiger Landeseinwohner, Vorschriften über Lebensmittelverteilung, über Materialbeschlagnahmen sind an den grauen Mauern angeschlagen. Ihm gegenüber, inmitten des Marktes, steht das Wahrzeichen der alten flandrischen Städte, der Belfried, grün umrankt. An seinem Fuß sah man des Nachmittags Reihen von Wagen aller Art: Leiterwagen und Breaks, zweirädrige Sportwagen und Landauer, Coupés und offene Krümper, große und kleine Kraftwagen. Sie warteten auf ihre militärischen Fahrgäste, die hier ein paar Nachmittagsstunden der Ruhe zubrachten, drüben vor einem der kleinen Cafés saßen oder dienstlich bei den Kommandostellen am Ort zu tun haben mochten. Die städtische Dampfbahn fauchte und rasselte mit Munitionstransporten durch die Straße, Motorräder sausten hierhin und dorthin. Eine Reihe von Autos

mit deutschen und türkischen Offizieren fuhr in der Richtung der Front zur Stadt hinaus. Altmodischer nahmen sich neben den modernen Maschinenfahrzeugen große Heu- und Fouragewagen aus — von der Erinnerung an alte geschichtliche Kriegezeiten umschwebt.

Eine Stadt in der andern, eine soldatische, kriegerische, ein nun freilich schon durch Jahre fest hier eingerichtetes Heerlager in einer betriebsamen Bürgerstadt: das ist der Eindruck überall; ob man unter den Vorübergehenden auf die Überzahl der Krieger aller Waffen sieht oder auf die großen Aufschriften, die den Sitz der Kommandostellen anzeigen und die militärischen Hauptverkehrswege bezeichnen, oder auf die kleinen deutschen Aufschriften in den Läden, die in unserem Geld die Preise nennen. Vorbei an einer Feldbuchhandlung führt die Straße zum Fluß, der hier zwischen hohen Raimauern zum Hafen erweitert ist. Frachtkähne, kleine, schwere Schleppdampfer mit schwarzweißrotem Wimpel, von Feldgrauen gesteuert, liegen an den Abladestellen. Speicher umsäumen die gepflasterten Plätze. Weiter flussaufwärts drängen sich rechts und links des Wassers zwei mächtige runde Türme in das Bild, vor denen eine alte Steinbrücke den Fluß übersetzt. Ein ausgebranntes Fabrikhaus dort, ein Haus mit großem Garten auf der anderen Seite — und die flache, weite Landschaft breitet sich, aus der der Fluß, sich gemächlich schlängelnd, herfließt. Hochbordig liegt da ein zum Lazarettschiff eingerichteter Kahn mit sonnigem Deck, auf dem die Fahne des Roten Kreuzes weht. Ein paar Schritte hinaus aus der regen Stadt, in der man den Puls der Zeit schlagen fühlt, tun wohl. Für den Zurückblickenden ist sie ein flaches Häusergewirr, das nur die Türme und die Hochdächer der Kirchen überragen. Rastend lasse ich das Auge auf der Stadt ruhen. Als friedlicher Reisender würde man in dem kleinen Ort kaum mehr als einen Tag weilen. Ist man länger an ihn gebunden, geht man gern eine Stunde des Tages seinen versteckten und vielleicht bescheidenen Reizen nach, besucht den Beghinen-

hof mit seinem baumbestandenem, gartenstillen Altersfrieden, in dessen bewohnte Ummauerung die Kirche Unserer lieben Frau hereinschaut. Das düstere, turmige Äußere dieser aus grauem, fast schwarz gewordenem Stein erbauten wehrhaften Kirche und eine schöne holzgeschnitzte Renaissancekanzel in der freiräumigen Martinskirche wird man im Gedächtnis behalten. Hierher, in den stillen Raum der Kirchen, scheint sich der Friede der Stadt zurückgeflüchtet zu haben. Man glaubt zu fühlen, was alten unruhigen, ständig von Gefahr und Not durchfurchten Zeiten die stillen, hohen Kirchenräume bedeuteten, wenn aus den großen unbewegten Formen des Steins der Friede kühlend in die Seele sank und sie ihr irdisches Leid — nicht vergessen, aber, wie sich selbst, als vergänglich und vorübergehend empfinden ließ — hier, wo der Krieg außen fast bis an die Mauern herantritt.

Wenn der Abend über die Stadt kommt, blitzen keine Laternen auf. Matt nur und mit verhängtem Licht erhellen sich einige Fenster. Es ist, als fülle das Dunkel wie Flut Straßen und Plätze bis zum Randgesimse der Dächer. Schwer und vorsichtig gehen Schatten darin. Aber während das Auge den Raum fast verliert, behält ihn das Ohr und der Tastsinn: Gespräche kommen und gehen vorüber, Schritte hallen, der Fuß sucht tappend den Randstein zum Fahrdamm, die Hand tastet nach den Straßenbäumen, die Dunkel im Dunkel ankündigt. Die einzige Helle: winzige blaue Lichtpunkte da und dort unten an der Schattenwand der Häuser: Unterstände bei Fliegergefahr. Dann sieht man wohl aus dem eigenen lichtlosen Zimmer in diese noch lange dunkelwachende und lebende Stadt hinab, in der kein Schlaf, keine Ruhe ist, aus der überall unsichtbare Augen voll Willens nach dem Feinde auszublicken scheinen. Schließlich liegt man, vom Geschützdonner, der allmählich immer ferner und unwirklicher klingt, noch halb wacherhalten dämmernd und sich aus den unruhigen Eindrücken des Tages müde sammelnd. Kein Sichinspinnen in liebe Gedanken, kein Träu-

men, kein Spiel mit Zukunftsbildern geleitet die Seele in den Schlaf. Nur die ungeheure Gegenwart steht um das Ruhelager des Menschen, dessen ganzes Besinnen immer wieder ergebnislos zu Schweigen und Verstummen führt. Auch das vermag die Seele in den Schlaf zu begleiten.



Die Abendburg

Nicht jeder findet die Abendburg. Und wer sie einmal betrat, findet nicht nach jedem Tage in ihre Hallen. Denn es ist ihr eigentümlicher Zauber, daß sie bald da, bald dort im Lande liegt. Heut türmt sie sich aus Gewölk hoch über der Ebene, morgen liegt sie vielleicht mit feuchten düsteren Mauern am schwarzen spülenden Flusse, dann wieder steht sie auf steilem unzugänglichem Felsgestein inmitten eines Bergrings, oder sie rollt ihre Grabenbrücken hoch in einer dunklen, schlafenden, sich in die Nacht dehrenden Stadt.

Man sieht sie manchmal fern sich erheben, unerschreitbar weit, manchmal nah, steil und hoch, doch ohne Zuweg, ein anderes Mal schwer und wuchtig dicht vor sich gelagert, doch mit verschlossenen Eisentoren und aufgezogenen Brücken. Und selten einmal ist man plötzlich in ihr: oben auf dem Turm über dem Lande, oder man sitzt unter einer dunkelrauschenden Linde in ihrem ummauerten Hof, lehnt in einem Bogenfenster, steht zwischen den Rosen des Burggartens oder ergeht sich in ihren Säulenhallen — ohne daß man doch weiß, wann und wie man sie betrat. Aber nun gilt es, ihr innerstes Gemach zu finden, dort Licht anzuschlagen und inmitten der ungeheuren, in den Grund und den Himmel reichenden Mauern mit sich allein zu sein. Auch das innerste Gemach ist nicht leicht zu finden. Die Abendburg ist immer, wenn man wieder einmal in ihrem Ringe aufschauend steht, anders gebaut: anders als beim vorigen Besuch liegen ihre Höfe dann, ihre Treppen, Gänge; anders ziehen sich die großen Flügel und Trakte, anders ist die Anordnung der schweren dunklen Gebäudemassen.

Das innerste Gemach nur bleibt sich gleich. Der uralte Baumeister der Abendburg, der in seinem jahrhundertelangen Leben in allen sich folgenden Stilen gebaut hat und den immer wieder, wie traumhafte Rückkehr eines Stückes Vergangenheit, einer der alten Zeitstile als Vollbesitz des Könnens überkommt und schaffen läßt, versteht es, das

innerste Gemach stets gleich in die wechselnden Gebäudefluchten einzubauen; und stets so, daß man, wenn man es betritt, sofort fühlt und weiß: hier ist das Innerste, mag es in einem Turmgeschloß liegen oder in fast fensterlosen Niedermauern, im Gebäudekern oder in einem wie ein Falkennest weit überragenden Seitenanbau.

Die Grundfläche dieses innersten Gemaches ist quadratisch und nicht sehr groß; sie mag etwa fünf Meter im Geviert haben. Es ist hoch und gewölbt. Es hat eine niedrige Thür und ihr gegenüber ein bunt verglastes, verhangenes Fenster. Mancherlei Hausrat ist darin, daß es fast wie Fausts Studierzimmer aussieht: alte Bücher, die eine ehemals lebendige Weisheit in schwer lesbaren, urtümlichen Schriftzeichen und harten, lederbenagelten, mit metallenen Schließen versehenen Holzdeckeln schweigsam verschließen; naturwissenschaftliche Geräte, die veraltet sind oder deren Gebrauch man nicht mehr kennt; Erdkugeln, Sternsysteme, einige seltsame Uhren, Gerippe, ausgestopfte Vögel und kleine Raubtiere, Schlangen in Weingeist und Mappen getrockneter Pflanzen. Dies steht und liegt alles darin als ein Hintergrund, hat wohl nur den Zweck, den Raum stimmungsvoll zu verengen um den erleuchteten Platz in der Mitte, den Pulttisch und Stuhl, die nur eben soviel vom Boden des Gemachs freilassen, daß man daneben eine kurze Strecke auf und ab wandern und sich an einen Pfosten des wurmstichigen Büchergestells lehnen kann. Der Stuhl ist schwer und tief mit ganz hohen gepolsterten Armlehnen und mit einer ausgerundeten, weit zurücksinkenden Rückwand; er scheint den Menschen, der in ihm sitzt, ganz zu umschließen und in unförmigen Gliedern zu halten, so fest und gut zu halten, daß der nach hinten gelegte Kopf keine Lehne mehr braucht. Denn der Kopf, so meinte der alte Möbeltischler, der vor ein paar hundert Jahren diese Einrichtung machte, der muß rundum frei sein, wenn er nachdenken soll; aber man muß den ganzen Leib stützen, daß der ihn mühelos auf seinen Halswirbeln halten kann, ohne daß er ermüdet.

Wenn man in diesem Stuhl sitzt, den Kopf im Schatten des dunklen Lichtschirms, der den Scheinkegel nur vor dem Sitzenden auf den Tisch fallen läßt und das ganze Gemach in Dämmerung taucht, dann hört man in der Stille die Uhren gehen, die große mit dem weitausholenden, das Gehör nach jedem Tacken in Erwartung verwandelnden, zitternd nachhallenden Pendelschlag, die kleinen, hastigen, die keinen so großen Schritt machen können und eilen müssen, wenn sie rechtzeitig die Meilenzeiger der Stunden erreichen wollen. Erwartet man nicht in alten Burgen, und noch dazu in einer so phantastischen wie der Abendburg, etwas Unheimliches? Gespenster? Geister? Ja, gibt es denn Unheimlicheres als den unablässigen Pendelschlag? als seinen unaufhaltsamen Schritt, den man in der Stille der Abendburg hört, hören muß wie einen Zwang? Erst ist er nur der gleichmäßig wiederkehrende Schall, den das Ohr gleichmütig aufnimmt. Dann zucken die Hautnerven plötzlich auf und fühlen ein Rinnen, Riefeln, Fließen — die Zeit. Ein Schreck läuft durch den Körper und verdichtet sich zu der Begier, die Zeit festzuhalten — aber sie rinnt unablässig — sie auszufüllen mit Leben — aber schon klopft innen im Leibe wie rascherer Herzschlag die Furcht, sie über der Tätigkeit aus dem Gefühl zu verlieren und sie damit ungesehen noch rascher fließen zu machen dem harrenden Ende zu. So horcht das Ohr ängstlich gespannt weiter auf das flüchtig fließende Gespenst, bis andere Gedanken und Vorstellungen auf einmal den Schall weit in die Ferne rücken, umnebeln, verhüllen, aus dem Gehör nehmen. Dann ist es, als ob die Zeit plötzlich still stünde und es würde lauter Gegenwart um den Bewohner der Abendburg. Jetzt tastet, nicht minder unheimlich, der hallenweite, zwischen Mauern und Böden eingefangene Raum rings herein. Der Fuß auf der Diele fühlt unter sich den mehrere Stockwerke tiefen Fall bis in die Nachtschwärze und das Grundwasser der Keller. Die Arme, die sich unwillkürlich nach beiden Seiten dehnen, strecken unkörperliche, aber gefühlte Prothesen durch die

Mauer in Reihen von Räumen, in lange Flure, die manchmal in Treppenschachte hinunterweichen. Und um den Kopf mit den geschlossenen Augen stößt der Raum plötzlich aus den Lufen der leeren Dachböden wie mit Falkenflügeln in die riesige Gewölbekuppel des Sternenhimmels hinaus. Mitten in ihm, dunkel, mit Boden- und Baummassen, tief-fernen Bergen und sich absenkenden Wasserflächen hängt die mächtige Kugel, die die Abendburg und all unser Leben trägt, die Erde. —

Das habe ich mehrmals erlebt. Jüngst erst wieder, wo die Burg hoch in verdunkeltem steilem Geröll auffragte. Da fand ich mich aus dem innersten Gemach plötzlich hinaufgestellt auf den höchsten Turm und sah sie unter mir liegen mit Höfen und Gärten, mit den Rundspitzen der Türme, den schmalen Bändern der Mauern und der unendlichen Tiefe ringsum. Unter mir die geballte dunkle Erdkugel, über mir die sternbesetzte Innenwand der Himmelskugel, inmitten das Menschen=Ich mit seiner jahrtausendealten Vergangenheit, hinaufgewachsen aus den Erfahrungen eines kleinen, lange unbegriffenen Lebens und der brunnentiefen Weisheit der Bücher zu seiner nachtklaren Bewußtheit in Raum und Zeit. —



Die Hafenstadt

Unten am Bug eines haushoch über den Pier ragenden, stillliegenden Dzeandampfers klatscht das schwarze Hafengewell an. Ich ertappe mich dabei, wie ich in dem dämmrigen Regenabend schon lange versunken dastehe, diese eine Stelle ganz groß im Blick: die ins Wasser eintauchende Senkrechte des beginnenden riesigen Schiffskiels und das auf und ab springende, tropfenwerfende Wellengeklatsch daran, als hätte mich mit diesem schwermütigen dunklen Einzelbild die ganze graue trübe Stimmung des feuchtkühlen Herbstabends gefangen und gebannt. Irgendeine Gedanken- und Vorstellungsbreihe lief währenddem in mir hin und läuft, so kommt es mir jetzt vor, immer weiter von mir fort — in die weite Heimatlosigkeit des Erdballs, dessen größten Teil dieses selbe schwarze trübe Wasser bedeckt als heimatloses unendliches Meer.

Alles, was mich hier in der Hafenstadt umgibt, klingt wider von dieser einen schwermütigen großen Melodie. Aller Menscheninn ist hier hinausgerichtet in die Ferne. Das Land, das Küstenfern so in sich beruhigt und umschlossen scheint zwischen seinen Bergen und Flüssen, hier geht es erst langsam und dann plötzlich ins Meer über; hier streckt es sich aus Heimatfrieden vor in die ewige Heimatlosigkeit; hier sammelt es seine Weitensehnsucht; hier wandelt sich sein fester Lebensuntergrund in den schwanken Holzboden der Schiffe. Hier lebt und baut der Mensch anders als in der Heimatbehaglichkeit da hinten. An die schmutzigen Wasser zahlloser Kanäle stellt er schmale hohe Häuser, an die die schwimmenden Fahrzeuge müssen herankommen können, damit er die ununterbrochene Verbindung mit dem Meere immer fühle.

Dunkler Rauch weht von den Werften und den kleinen schwarzen Dampfbarkassen, welche die großen Schiffe schleppen und das Heer der Werft- und Hafenarbeiter nach Hause bringen, mit nassem Kohlenstaub über das Wasser.

Mit dem vollen Dunkelwerden ringsum und dem Aufblitzen der Lichter an den Kais und auf den Booten weicht die hingeebene Versunkenheit von mir. Ich habe mich in die Mitte der Stadt zurückgefunden, in hellerleuchtete Straßen, in denen hinter den großen Glasscheiben die Schätze der fremden Länder ausgeschüttet sind.

Alles, was über das Meer herangebracht wird, liegt da zur Schau. Ich muß daran denken, wie mich solche Schau- fenster früher immer zum Kaufen lockten und zum Besitzen- wollen all der schönen Dinge, die ich sah. Ich lächle leise vor mich hin. Ich besitze jetzt alles. Und das Kaufenwollen kommt nur noch über mich, wenn ich anderen, die noch nicht alles besitzen, auf ihre Art mein Besitzgefühl an etwas Schöнем vermitteln, wenn ich jemandem etwas schenken will. Ich besitze jetzt alles. Das wird mir hier in der Hafen- stadt klarer als je. Vor einem Fenster mit Stoffen und Vasen, seltsamen grotesk-grausamen Tieren und Götter- figuren, Gefäßen, Stickereien, gezierten Waffen und bilder- bedruckten Blättern stehend, fühle ich zurück, wie das kam, daß ich einst kaufen mußte und jetzt, ohne zu kaufen, alles besitze. Mir kommt vor: seit ich einsah, daß man das Herr- lichste, Wertvollste doch nicht kaufen kann; daß man nur zu entdecken braucht eines Tages, man besitzt es — die Sonne und den Wind, den Traum und die Bäume, Sichtweiten und Berge, Wolken, Wasser, Worte der Dichter, Raum, blühende Blumen und Zeit —, seitdem weiß ich auch, daß man durch Kauf an den Dingen nicht viel mehr Recht und Besitz erwirbt, als man schon vorher hatte, und dazu noch Sorge und Angst um sie, Arbeit um ihre Erhaltung und Kampf gegen den Staub, der sie immer wieder bedeckt und zu verschlucken droht. Diese Kostbarkeiten des fernsten Ostens, die da vor mir liegen, sind genau so mein wie des reichen Mannes, der sie für schweres Geld erwirbt; auch er hat durch seinen Kauf nicht mehr als manchmal, wenn er sie betrachtet, einen flüchtigen Genuß von ihnen. Und die Dinge, die er erworben hat, beschränken ihn nur in dem

Genuß der anderen, deren mehr sind. Mir gehören sie alle. Ich habe längst erkannt, daß die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit der Dinge im Erdenleben und des Erdenlebens selbst sich nur dann „rationell bewirtschaften“ läßt, wenn wir uns ganz auf diese Flüchtigkeit und Vergänglichkeit einstellen und uns überhaupt nur das Flüchtigste kaufen; eine schöne Reise, köstliche Stunden und Augenblicke mit Menschen, Augenblicke, die uns selbst ja doch das Unvergänglichste sind, eine vorüberfliegende Musik, ein Schauspiel; ein Glas Wein und ein gutes Essen mit Freunden, das möge das Stofflichste sein, was zu kaufen sich lohnt. Dies Chinasenster wird vor mir lebendig wie eine Musik oder wie ein reiches Schauspiel. Li-Tai-Pe's und Thu-Fu's Seele schweben über den schönen Dingen aus ihrem gewaltigen Vaterlande; und die Seele der bedächtigen, langsamen, ruhigen, weisen Weisen, in die das Dasein, immer tiefere Erkenntnis werdend, wie in sich selber still hineinsinkt, die Seele der Tschuang-Tse, Lao-Tse, Kungfutsse, aller, die um den großen erstarrten Buddha wie Monde um den Mittelsternkreisen. Wenn Porzellan denken könnte, würde es meiner Hafenstadtphilosophie sicher zustimmen, zum Beispiel dortals die Nickpagode, die ich nur durch die Scheibe nicht anstoßen kann. —

Dann hält mich ein Fenster mit Korallen, Perlen, Muscheln, Kristallen fest; Farben und Formen rauschen mit Meertritonenton, mit dem ewigen Tropfenfall in Stalaktitenhöhlen, den südlichen tropischen Feuergewalten der Erde um mein Ohr. —

In sprudelndem Wasser schwimmen große lebende Fische, neben denen die toten reihenweise auf Marmorbänken liegen und in Körben die goldbraun geräucherten: aus Purpurtiefen des Meeres mit Netzen ans Tages- und Todeslicht gezogen, liegen sie für mich hier, daß ich, fast die Augen schließend, an die einsamen Fischdampfer und -segler draußen auf dem Meere denke und an die unergründliche Welt der tiefen See, die so getrennt ist von der unseren, wie es die Geisterwelt sein mag, die uns vielleicht unsichtbar umgibt.

Schleppt die Schätze aller Welten nur herbei: wie dort der hingeschüttete Kaffee, die hellbraunen Tabaksblätter, der Tee uns nichts geben sollen als einen Duft, ein Aroma, einen leichten Geschmack, so geben dem Erfahrenen längst ja alle Dinge vor allem diesen Wesensduft, um dessentwillen der schwere Erdenstoff herbeigebracht werden muß. Der flüchtige Geist ist das einzige, was wir uns von ihnen zu eigen machen können — mit dem die ganze Welt in uns eingehen kann.

Mit diesen Überlegungen, die wie ein alter *Orbis pictus*, wie ein in mächtige Deckel gebundenes Reisebuch des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts illustriert sind von farbigsten Vorstellungen überseeischer Länder — von Palmwäldern und Korallenriffen, von chinesischen Dörfern an einem lichten Gebirge, wie in Seide gestickt, von Tiefen des Meeres mit Seesternen und Seerosen zwischen dem Gestein und dem seltsamsten Fischgetier, wie ich sie in Aquarien, beim Tauchen und auf den bunten phantastischen Unter-Wasser-Bildern von Naturgeschichtsbüchern gesehen habe, von einem ins Seedunkel mit seinem Kompaßlicht leuchtenden Steuermannshäuschen an Bord, von Menschen fremder Rassen und großen Verladeplätzen fremder Häfen — bin ich in dunklere Straßen gekommen.

Da ist eine Seemannskneipe, in die ich eintrete. Ich will einen Augenblick das Wesen dieser Menschen fühlen, die so heimatlos sind, die nach der langen Einsamkeit ihrer Meerfahrten die kurze Zeit, wo sie im Hafen an Land gehen, mit allen Sinnen als das Landtier leben wollen, das der Mensch ist, trinken und Frauen in die Arme nehmen, indessen das Schwanken des Bodens unter ihnen und das Meeresrauschen in ihrem Ohr nicht aufhört, sie wieder hinauszurufen in die ihnen längst alltägliche Weite, die mit ihren Gefahren und nächtlichen Stürmen selbst ihnen unheimlich und geheimnisvoll bleibt. Sie scheinen roh, tierisch fast in Be-
trunkenheit und Liederlichkeit der Sinne, wie sie mit den Hafendirnen zu hämmender Musik tanzen und schwelgen,

wie sie grölend mitsingen, wie ab und zu einer torkelnd an meinen Tisch kommt und ein paar lallende, mit fremdsprachlichen Ausdrücken untermischte Worte redet. Aber ich, der ich still mit einem Glas Grog und einer Zeitung neben mir dafitze, ich fühle Form fessellosen Lebens, Lebens, das irgendwie schrankenlos ist und an die Grenzen des uns Menschen Gegebenen, Möglichen tastet, das diese Grenzen im sinnlichen Rausch zu vergessen sucht und sie immer wieder fühlt. Ich sehe in diesen verschwommenen, zuckenden Gesichtern mit den unsteten Blicken, in denen jetzt nur ein Wechselspiel von Trunk und Bier ist, die gestraffte Energie, die sie draußen im Meer haben, wenn die Leute nüchtern und auf die Gefahr eingestellt sind. Ich weiß, wie dann ihr Blick fest in die Weite faßt und hält — und doch sucht und fragt hinein ins Unendliche. Mir ist, als seien sie wie Meerwesen von einer anlaufenden Welle hier hereingeworfen und seien selbst nichts als Welle und Wassertanz. Das ist so stark, als woge der Boden. Er wird fest und still erst wieder, als ich auf der Straße stehe, in Luft und kühlem Dunkel, und der Schenkenlärm, diese wilde und niedrige Hafenstadtphilosophie, hinter mir verhallt.

Ein Hochbahnzug bringt mich über Straßenschluchten, Hafenanlagen, Werften, Fabriken mit vielen Essen, über flaches Land, an neuen Häusergruppen vorbei nach Haus. Und wieder kommt mir in der hanseatisch-behaglich eingerichteten Häuslichkeit, in der ich Gast und doch ganz heimisch bin, zu Bewußtsein: ist nicht jeder nur Gast, jeder wie der Seemann nur ein paar kurze Tage — mögen sie auch zusammengezählt Jahre ergeben — im Hafen, um wieder aufs unendliche Meer hinauszufahren? Besitze ich, der Flüchtige, diese Räume, diese altmodisch feinen Möbel, diesen Lehnstuhl am Fenster, von dem aus ich in die dunklen Bäume des Vorplatzes hinaussehe, diese Schränke mit hübschen Dingen nicht ebenso wie die, die dauernd darin wohnen, weil ich alles mitnehme als Bild, als Seele von einigen voll durchlebten Tagen, wenn ich ins Land zurückfahre?

Davon plaudernd und des schnell verfliegenden Zusammenseins inne, ruhen wir in der abendlichen Zimmerhelle, in die soviel Ferne hereinwirkt.

Am nächsten Tage ist Sonnenschein, stiller, herbstlicher Sonnenschein, der Kastanien- und Lindenalleen vergoldet und gelb auf den herabgewehten Blättern liegt, die unter dem Fuß rascheln. Ich gehe eilelos durch den gartenreichen, vornehmen Teil der Stadt und genieße das Bild ihres Seefahrerreichthums, der die Villenstraßen frei und schön geschaffen und mit seinen mächtigen Händen weite Gebiete ringsum an den alten werksamen, um den mastenerfüllten Hafen gedrängten Stadtkern herangezungen hat. Da wächst vor meinem Auge aus Gärten und Grassflächen, aus den Baumwegen und dem da und dort an die aufgemauerte Straße heranwellenden Wasser die niederdeutsche Landschaft durch die Stadt hindurch — mit ihrer fruchtbaren Marschebene, ihren weiten umbrandeten Ufern, den landwärts verwehten Bäumen, den Städten und Dörfern voller dunkelroter Ziegelhäuser, mit ihren Deichen, ihrem Wind. Das Fremde, das so tief in die Hafenstadt hineingedrungen ist, schwindet. Ich habe deutsches Küstenland unter dem Fuß; ich sehe den festen niederdeutschen Menschen in den mir Begegnenden und fühle gleich ihm auch hier am Rande des Erdballmeeres Heimat, alte deutsche Heimat.



Stuttgart im Frühling

Stuttgart, das geschützt zwischen seinen Bergen im Tale liegt, gehört zu den bevorzugten Orten und Landstrichen des deutschen Vaterlandes, die fast immer einen späten milden Herbst und einen kurzen Winter haben und zu denen der Frühling zuerst kommt — meist überraschend kommt, ehe man ihn noch erwartet. So bringt er hier die neue Gewißheit von Sonne, Wärme, Fruchtbarkeit, Schönheit der Welt, das neue Lebensgefühl unmittelbar und immer wieder wie ein Geschenk, auf das man nicht vorbereitet ist, doppelt beglückend. Und gerade in der Stadt, gerade da, wo man den grauen, dunstigen, meist nassen und schneearmen Winter verbrachte, wo man jetzt in der Kriegs- und Unruhezeit mit ihrer Kohlennot und ihrem Lichtmangel die arbeitsame geistige Versenkung in ruhig und behaglich wachsende lange Abende entbehrte, wo man litt unter der schlechten Jahreszeit, fror, mehr an Sparen von Beleuchtung und Heizung, an Raumeinschränkung und einfach ans Durchhalten denken mußte als an unbehindertes, freudiges neues Auf- und Weiterbauen — gerade hier in der Stadt ist der Frühling eher da als auf den schützenden Höhen ringsum, in die sie eingebettet ist; als käme er nicht von außen, aus Himmel, Sonne, Luft zu ihr, sondern erwachte in ihr selbst, in ihrem lebenerfüllten Straßen-, Häuser-, Gartenetz, nur geweckt von dem steigenden und tiefer hineinfallenden Licht.

In den Tagen der kurzen größten Kälte, Mitte Februar, da drang der Frühling zuerst auf Stunden siegreich in den Winter ein, der in sternklaren Nächten den grimmen Frost bereitete und ihn tags in allen Schatten bewahrte. Aber da, wo die schon höher gestiegene Sonne hinsüßte, wo Straße und Südseite der Häuser im hellen Mittagslicht lag, da rann und tropfte es von den Dächern, da schmolz die gestampfte Eisschneedecke des Plattenwegs, da war mittags schon Frühling, bis der Abend wieder mit Kälte und Dunkel kam.

Dann grüßte nach wärmeren, aber kahlen, grauen, gar nicht frühlingshaften Tagen Anfang März fast unmerklich das hohe Licht als Lenzverkünder. Wenn man zu den Giebsen und Dächern hinaussieht, wo Wäsche aufgehängt ist, Tauben flattern, ein unbelaubter Ast sich zu offenen Giebsfenstern drängt, dann fühlt man plötzlich die Wandlung, ohne daß man sagen kann, wie es geschah. Das Licht ist verändert. Es ist, als hätte es in seinem langsamen Steigen die Dinge immer mehr durchdrungen, tiefer aufgehell't und leuchte nun, alles umfließend, fast in sie hinein.

Das ist auf dem Lande anders und nicht so ausgesprochen wie in der Stadt, die hier nun, zuerst auf den großen, freien Plätzen, immer mehr in den Frühling taucht. Wenn man unter den Säulen des Königsbaus steht und über den Schloßplatz, die schöne Mitte des Tals und der Stadt, mit seinen Denkmälern und springenden Schalenbrunnen zur ehemals königlichen Residenz hinüberschaut, über deren Dächern die villenbesetzten Höhen lichtüberwölkt, von der Luft überblaut und abgerückt, ansteigen, dann fühlt man, wie hier der Frühling sichtbar die erwachende Stadt mit dem erwachenden Lande verbindet, und erlebt ihn in seiner Fülle. Man braucht noch nicht hinauszuwandern zu den Schlössern Solitude oder Hohenheim mit ihrer Garten- und Waldumgebung oder zu den gastlichen Dörfern über den Weinbergshöhen. Man bleibt behaglich noch in der Stadt, um in ihr das Aufblühen der Hunderte von Gärten abzuwarten, die sie mit lebendiger Natur durchsetzen; und genießt sie in den immer länger und lichter werdenden Tagen mit ihren charakteristischen Stadtteilen verschiedener Jahrhunderte, mit ihren, freilich nicht sehr zahlreichen, schönen Bauten, von denen gleich die schönsten um den Schloßplatz oder in seiner nächsten Umgebung liegen.

Ich fühle jetzt, wo bald die Wanderschnsucht erwacht und die abendlich hellen Spaziergänge in die ländliche Umgebung kommen, doppelt die Lust, mich noch an die Bauten und den gemauerten Stein hinzugeben, den Frühling nur

im Licht zu genießen, das auch den Stein neu lebendig macht, neu aus winterlichem Schlaf erweckt, daß er sich in die wachsenden Tage, seiner gestalteten Form bewußt, höher aufzurecken scheint. Ich gehe vom Königsbau durch das Getriebe, das hier um den Sammelplatz fast aller elektrischen Straßenbahnen der Stadt herrscht, durch eine der Seitenalleen des Platzes zum alten Schloß und betrete durch ein enges Rundtor auf ansteigendem Pflaster den galerienumgebenen Hof. Die drei übereinanderstehenden, auf drei Seiten den Hof umschließenden Steinlaubenbalkone, die sich an den beiden Ecken um runde Treppentürme anmutig herum schwingen, sind das Wahrzeichen der alten Turnierhöfe, von denen auch in München ein sehr schöner erhalten ist. Eine bunte und doch erlesene Gesellschaft mag sie einstmals erfüllt haben, wenn hier unten, wo jetzt das Reiterstandbild des schwertschwingenden Eberhards im Barte steht, Kampfspiele stattfanden. Wie die Ränge eines großen Theaters muten sie an. Jetzt sind sie nur vom ersten Frühlingslichte erfüllt, das von der hohen Mauer des Hauptbaues der Dirnitz, zurückfallend unter die Wölbungen der Galerien hineindringt und mich hinauslockt. Ich steige die zierliche, in freier Spirale sich um eine Raum- und Luftsäule hinaufwindende Spindel des nordwestlichen Treppenturmes bis zum obersten Balkonstockwerk hinauf. Da hat der Baumeister eine seiner reizvollsten Ideen gehabt: er hat, indem er einen stockwerk hohen Einschnitt in das oberste Gebäudageschoß machte, eine die Hofseite und die Fassade verbindende freie Altane geschaffen; er flankiert sie mit vier breiten und doch zierlichen Dachaufbauten, Dacherkern, die wie lustige kleine Häuser wirken und auf der Hofseite mit einem Teil ihrer Grundfläche auf dem Laubengewölbe und den Säulen ruhen. Dieser Einschnitt ist, von unten wie von oben gesehen, der belebendste Gedanke des ganzen mächtigen, vielfältig zusammengesetzten Baues. Steht man oben, geht der Blick frei von dieser Altane in die Hoftiefe, in der durch mancherlei Verschiebungen und Verkürzungen der Galerien

räumlich-anmutige Blicke entstehen, und auf der anderen Seite zu dem wehrhaft wichtigen Gebäude der „alten Kanzlei“ hinüber, einem Bau der Herzöge Ulrich und Christoph. Von diesem ein wenig ungegliederten Gebäude, dem anschließenden französischen „Prinzenbau“, dem spätgotischen, in seinen Verhältnissen und der später angefügten Fassade von Renaissancegefühl beseelten schweren „Fruchtkasten“ und dem Chor der „Stiftskirche“, neben dem die im Bogen ausweichende Straße ein trotz neuer Zutaten altertümlich-malerisches Stadtbild entstehen läßt, umschlossen, erhebt sich Thorswaldsens ernstes würdiges Schillerdenkmal. Alles in Lichtfülle, in die der balustradenumkränzte Turm der Stiftskirche hell umblendet hineinragt.

Ich glaube, man muß in dieser Stadt gelebt haben, um gerade im Stein, noch ehe die Sträucher ihre ersten Knospen geöffnet haben, den Frühling zu empfinden. Aber freilich ist der Frühling eins der überall einzigartigen Wunder, die den Erlebenden, wo es auch vor ihm wird, gerade dort am schönsten, am unmittelbarsten dünken.

In den lichten Dämmerungen dieser ersten Frühlingsabende, wenn das Wetter hell und klar und die Luft doch farbig und weich ist, gehe ich gern in die Altstadt und schlendre durch ihre Gassen, die voller Leben sind, über die kleinen eingengten, gedrängt umbauten Plätze mit ihren vergitterten Brunnen und lasse es um mich dunkel werden. Abendliche Stadt, in der Verkehr, Getriebe, Lärm, die mit dem sinkenden Tage noch einmal ganz erwachten, allmählich sich verlaufen, bis das enge Gassengewirr mit den vorgekragten oberen Geschossen der kleinen und großen Häuser sich mehr und mehr in Dunkel hüllt. Dieses Leer- und Stillwerden der Gasse, dieses Hineinschwinden allen Lebens in die Häuser füllt die dunkel in die Nacht stehenden Mauerzüge und -winkel, das steinerne Aufragen und Gebreitetsein bis zum Rand mit Leben und Seele. Ein romantisches Gefühl mag in der Altstadt, diesem ganz treu den altdeutschen Charakter bewahrenden Stadtteil, dabei im Gemüt mitklingen — ge-

rade hier in Stuttgart, dessen wesentliche Bauform in den Hauptstraßen und -teilen der Stadt vom Klassizismus bestimmt ist. Ich weiß nicht, ob mein Gefühl mich täuscht, wenn ich auch diesen Eindruck der im Innern ihrer dunklen Mauern und Wände ganz lebenerfüllten Stadt am stärksten im Frühling finde. Aber ich glaube es nicht: weder die warmen Sommerabende, an denen man lange im Freien bleibt, noch Herbst und Winter, in denen die großen spürbaren Lebensenergien des Frühlings nicht in den Menschen wirken, erwecken ihn so voll.

Wenn dann fast unmerklich aus diesem Vorfrühling der ganze Frühling wird, dann kommen die neuen Stadtteile, die sich von der enger gebauten Stadtmitte nach den Randhöhen zu ziehen, sie ersteigen und mit lichten Villen das Tal umkränzen, zu ihrem Recht. Dann ist Stuttgart die Gartenstadt. Dann blüht es über die Mauern und durch die Gitter, dann umlauben sich die Häuser mit Efeuwein, Rosengeschlinge hängen an den Mauerpfeilern herab, Flieberbüsche neigen sich zur Straße hinüber – und es kostet selbst sehr sittliche Menschen, wenn sie bei der tiefen Dunkelheit, die die Straßen seit dem Kriege in Nacht taucht, an solcher übermütig sich aufdrängenden Blütenfülle vorüberkommen, ernstliche Überwindung, nicht einen Strauß davon mitzunehmen. Das ist etwa die Gegend des sanft ansteigenden Herdwegs, der Hölderlinstraße, der Lenzhalde und vieler anderen. Ich bin dort oft im Frühling zu später, ja sehr später Stunde vorübergewandert, wenn die Häuser und Gärten längst schliefen und nur selten einmal fern ein anderer später Schritt nachdenklich über das Pflaster hallte oder das Echo meines Trittes einsam ein Stück mit mir ging; ich will aber nicht gestehen, ob ich mich bezwang oder nicht. Ich will lieber in einer kleinen Phantasie den Eindruck dieses Blühens und Duftens, dieses Eingehülltseins der Stadt in Blüten und Verank zu erwecken versuchen, statt ihn zu schildern: ich denke mir einen Mann, der in dieser Stadt im Frühling eine schöne, junge Geliebte hat. Sie

darf nicht zu nahe bei ihm wohnen, so daß er, wenn er zu ihr geht, ein gutes Stück durch die blühenden Straßen wandern muß. In leuchtendem Nachmittag oder in der Dämmerung, wenn aus den Gärten das Veisblatt duftet, geht er zu ihr; und in tiefer Nacht wandert er heim, nur von seinem Echschritt begleitet. Gerade an diesem täglichen Weg erlebt er am schönsten das Wachsen des Frühlings, weil der sich innig um den Liebenden schmiegt, weil Liebe und Frühling sich entgegenkommen, weil die Gefühlsfülle der Brust mit der Fülle des Blühens zusammenklingt. Mit Sehnsuchts- und Erwartungsfreude macht er den Hinweg: da leuchten die Rosen noch rot aus den Gärten, da zieht ihn das Blühen in sich hinein, umrannt ihn, bis er darin ein Haus findet und eine Treppe und eine Thür, die vor dem „Sesam, öffne dich!“ aufspringt. Hoch liegt da ein Balkon und eine geschützte Glashalle, über breiten Gartenbeeten und Baumwipfeln, die sich tief unten hinziehen. Über den Gärten steigt der Berg an, dort sanft mit rasiger Böschung, dort in steiler Aufmauerung eines höheren Gartens: Schlingrosengerank ist in Wirlandenbögen darüber gezogen, und oben trägt sie eine halb von Weinlaub verhüllte Pergola. Weiter steigen Rasenbeete an, Forsythiensträucher begrenzen die Kieswege, die zu einer weißen, leuchtenden Villa emporführen, neben der das junge Grün der Pappeln strahlartig aufspringt. So liegen drei, vier höhere Villen, zwischen deren Randmauern ein gebogener Staffelpfad hinaufsteigt. Auf dem Balkon sitzen der Mann und seine junge, schöne Geliebte, lesend, plaudernd, und sehen hinaus, bis der Himmel, von dem die leise ziehenden weißen Frühlingswolken verschwunden sind, dunkel wird und die ersten Sterne erwachen, die sich allmählich zum Bilde des Großen Bären ordnen. Abendlicher Frühlingswind bewegt jetzt die Pappeln, daß man sie rascheln zu hören glaubt, weht weich und sehnsüchtig herüber. Dann überkommt den Mann und seine Geliebte ein seltsames Gefühl von ihrem Leben. Wird ihr Zusammensein dauern? Wird das wachsende Jahr sie ein-

ander entführen? Inniger schmiegen sie sich aneinander, Kopf an Kopf hinaussehend, als käme ihr Schicksal von draußen, aus der Luft, von den Sternen. So sitzen sie lange. Und dann, Stunden später, wenn die Stadt schon tief im Schlafe liegt, schließt er leise eine Haustür und steht mitten im nahen Dufte der unsichtbar dunklen, mit ihren Baumwipfeln seinen Weg umwölkenden Gärten. Rückschauend sieht er noch das Treppenlicht, das das nächtliche Stiegenhaus dem vorsichtig Hinabsteigenden erhellt, hinter den bunten Scheiben der Haustür verlöschen. Dann ist Platz und Straße ganz in Nacht, und der Duft und das leise Rauschen der Bäume ringsum verfließt mit dem Glück und der Seligkeit und den wehen Zukunftszweifeln des Mannes, der auf einen Gitterstein steigt und eine herüberhängende Rose bricht . . .

So denke ich mir, muß der Frühling in der Gartenstadt Stuttgart am schönsten sein.



Der Bodensee

Die Landschaft des Bodensees erhält ihren Charakter durch ihre Vielsältigkeit. Die breite Wasserfläche vereint dem Blick und dem Gefühl Gegensätze und landschaftliche Abstufungen, die in einer Gegend ohne Strom oder See für den unmittelbaren Eindruck nie zu einem Ganzen, zu einer beziehungsreichen Einheit zusammenwirken würden. Fünf Staaten teilen sich in die Ufer. In Herrschaftsgrenzen ist, auch ohne Sprachtrennung, fast immer ein Rest landschaftlicher, völkischer, kultureller Unterschiede erhalten. Das nahe Aneinanderstoßen so vieler, politisch geschiedener Gebiete ist hier Ausdruck für manche natürlichen und gewordenen Gegensätze.

Das Großherzogtum Baden tritt im Nordwesten mit den letzten Ausläufern des Schwarzwaldes, den burggekrönten Ruppen des Hegau, heran. Fruchtbar und weit lagert sich nördlich die schwäbisch-bayrische Hochebene, den breiteren württembergischen und den schmälern bayrischen Uferanteil umfassend. Die wellige Bildung des bayrischen Gebiets, letzte Ausläufer des Allgäu, führt schon ins Österreichische über, das den See östlich mit tausend Meter hohen Bergen begrenzt, die hart, nur schmalen Raum für Straße und Schienenweg lassend, an die gerundete Bucht treten.

Die ganze Südseite des Sees gehört der Schweiz. Von dem breiten, flachen, sonnigen Rheintal, an dessen Westseite die Appenzeller und St. Galler Berge rasch steil emporsteigen, bis in die Gegend des alten Städtchens Stein, wo der Rhein endgültig den See verläßt, ragen über niedrigere Uferhügelzüge, mit denen die vorgeschobene Schweizer Hochebene sich zum See herabsenkt, die schneebedeckten Häupter der Alpen, vor allem des nahen Säntisgebirges, recht zu deren Füßen der Bodensee gelagert ist.

Der Wanderer, der diese Gegend durchstreift, kann, von derselben Ferne umgeben, im Ringe desselben groß um ihn gespannten Horizontes, weit vor und rückwärts seinen Weg überschauend, aus der idyllischen deutschen Landschaft, von den Hügeln und Talgründen aufsteigen bis in das felsige

Schneegebirge, das leuchtend immer über seinem Wege stand, dunkle Wälder überstrahlte oder sich im klaren See spiegelte. Er kann am flachen Wiesenufer, unter Obstbäumen gelagert, rasten im Schwäbischen, kann in den waldigen Sandsteinfelsen von Bodman und Sipplingen durch kühle Tobel steigen und an Ruinenmauern lehrend, seinen Blick die zur Ferne aufsteigenden Buchtenufer des Überlinger Sees entlang gleiten lassen, der an die Schönheiten des Genfer Sees erinnert. Er kann in dem breiten Rheinried am Untersee, wenn der Abend über dem Hegau brennt, den ganzen Zauber der Ebene genießen: leichte, niedrige Nebel haften über den Weg, und wie Rauch, den der Wind verwehen wird, stehen die nahen Pappeln und die fernen Schlösser, Kirchen, Gehöfte über der weiten gleichhohen Linie von Wasser und Erde. Er kann sonnige Inseln umwandern, deren Gestade manns- hohes Schilf umrauscht, und im Thal des Rheins, der bei Konstanz den Obersee verläßt, und westlicher, wo sich der Untersee zwischen bewaldeten hohen Ufern langsam endgültig verengt und Strom wird, dem klaren ziel- und sehnsuchts- vollen Zuge in die Ferne folgen, den alle wandernde Flut, wie den Wasserwind, über sich führt. — Er kann mit einem Blick, in einem großen Zusammenhang, viele Tage des Wanderns umspannen, sein Auge vermag aus der farbigen, verschwimmenden Ferne, aus den Lichtflecken und Schattenstrichen des Umkreises, den er durchzog, ein Bild wie das eines alten deutschen Meisters zu schaffen: groß umfassend, aber belebt mit buntem Kleingefüge, welches das Auge der Erinnerung scharf und genau zeichnend überall hineinsieht. Städte und Dörfer, Berg- und Seeschlösser, Sichttürme, Häfen und Kirchen, Fabrikschornsteine und glänzende Eisenbahnschienen tauchen ringsum in Nähe und Ferne, oft nur als Punkte und Streifen, auf. Sie geben der Landschaft, die sie lebendig erfüllen, menschlichen und kulturellen Reichtum.

Vorüber ist zwar die Zeit, da hier das Herz der Tat schlug, da hier Machtmittelpunkte waren, selbständige Fürsten- und

Bischofssitze, befestigte Stadtburgen, Reichsstädte mit eigener Gerichtshoheit, entscheidende Stätten deutschen Handels; die Zeit, in der die einzelnen Gaue noch starke Besonderheiten und Eigengeist hatten. Die Entwicklung hat allmählich ringsum gleichmachend gewirkt, es ist alles Provinz geworden. Die Schwerpunkte des Gegenwartslebens sind dabei längst wenigen großen Zentren zugerückt. Die Bodenseelandschaft liegt heute nur noch an der Peripherie der Länder, die an ihr theilhaben. Alles geschichtlich Große ist in diesem Lande nur Erinnerung.

Aber das Größte, das allgemeine Leben, das mit der stillen, ruhenden Landschaft unlöslich verbunden ist, das uns als der ewig gleiche Grund erscheint, über den die Jahrhunderte spurengrabend hinzogen, als der Stoff, aus dem die Geschichte bildete, das ist nicht erloschen. Selbst in die Einsamkeit eines rot dämmernden Abends auf einer der schweigenden Aussichtshöhen des Überlinger Sees hält die Natur den Kreis des Lebens empor: Herdrauch, der aus Häusern und Hütten steigt; ein schnelles Gefährt auf der Uferstraße; schwarze Fischerboote auf der glänzenden, von Windstrichen überhauchten Fläche, die weit drüben ein Dampfer theilt; Nebenarbeiter, die am Abhang des Weinbergs niedersteigen; spielende Kinder, heimkehrende Schnitter; Dämmerungsläuten, das in den Lüften über dem See verschwebt.



Konstanz

Abend über dem See. Schon ist die östliche Weite, in der unbewegt und ganz langsam zergehend noch Rauch unseres Dampfers über dem rauhwelligen Wasser steht, in kühles, dunkelndes Graublau getaucht, in das der frühe Mond mit eben beginnendem Licht hineinschaut. Der Westen, dem wir zufahren, ist noch hell. Tiefes, sattes Rot liegt über den Ruppen des Hegau, dem breiten Rücken des Schienerberges, den hohen Ufern des Rheins. Langsam wächst, flach sich über dem Wasser erhebend, die dunkle Silhouette einer Stadt in das verglühende Abendlicht, schiebt sich empor über die ferneren Berge und steht jetzt, ein schwarzer Streifen, zwischen dem erlöschenden Himmel und seinem von Booten durchfurchten und zerstörten Widerschein in der Bucht. Eine im Wasser zitternde und bewegte Lichterkette erleuchtet das Stadtschattenbild. Seine große Kontur — breitgezogene Dächerlinien, verstreute Turmspitzen, darüber der aufragende Münsterturm mit mächtigen Schultern und durchbrochener Spitze — löst sich eben bei unserem Näherkommen in wuchtige, raumhafte Gebilde auf, die sich hier dunkel vorschieben, dort tief zurücksinken. Noch einen Blick nach rechts, wo die flachen Bogen der Rheinbrücke den leuchtenden Fluß überspannen, dann fahren wir in den Hafen der alten Bischofsstadt Konstanz ein.

Geschäftiges Treiben empfängt uns, das ganze bunte Hafenleben, das um diese Stunde herrscht, da die letzten Abendschiffe kommen und ausfahren. Vom nahen Stadtgarten am See herüber klingen abgerissene Stücke der Musik hinein in das Zischen des Dampfes, das Schlagen der Räder, das Gausen der Dynamomaschinen, welche die elektrische Lichtkraft für die Dampfer erzeugen, und in das Lachen und Gelärm am erleuchteten Hafenkai. Jetzt fährt ein Zug in die nahe Bahnhofshalle. Und dunkel über all das flüchtige Treiben ragt das erste Wahrzeichen des alten Konstanz, das mächtige lastende Giebeldach des Kaufhauses, dessen ehema-

ligen Wassermauern die Hafenanlage durch Aufschütten des Seegrundes vorgeschoben worden ist. Einst schlug die Welle an seinen Grundbau, und die beladenen Frachtkähne landeten dicht an seinem breiten spitzbogigen Tor.

*

Hier in der Bucht sind vermutlich die ältesten menschlichen Ansiedelungen am See gewesen. Urwald umgab mit weiten Morästen den See. Undurchdringliche Nebel, wie wir sie jetzt nur im Spätherbst und Winter kennen, mögen damals, in der feuchten Dampfsheit der ungebrochenen dunstigen Wälder, die meisten Tage des Jahres über Land und Wasser gelagert haben. Rauhe Leute, Jäger und Fischer, hausten um die Seeufer. Zum Schutz vor Feinden und wilden Tieren bauten sie ihre Wohnstätten über das Wasser. Mächtige Pfosten ramnten sie in die schlammigen Sumpfgestade, und aus Blockholzzimmerten sie roh und ungefüge ihre Hütten über ein auf die Pfähle gelagertes Gebälk. Wir wissen wenig von ihrem Leben. Nicht mehr, als was ihr Gerät und Gezäh kündet, wovon mancherlei Reste heute noch im Konstanzer Rosgartenmuseum aufbewahrt sind: Stücke von Pfosten, Boottrümmer, Steinhandwerkzeug, Nadeln, Töpfe, rauhes Gespinnst, Knochenangeln und anderes Fischfanggerät.

Es ist das besondere Glück süddeutschen Landes, daß die Römer bis hierher drangen, ihre Kultur brachten und den noch nicht ganz festen Fuß fassen konnten. So sind sie diesem Lande nur Gewinn gewesen, haben Leben erweckt, ohne ihm die fertige romanische Form ganz aufprägen zu können. Sie betraten diese äußersten Grenzgebiete erst zur Zeit ihrer höchsten Machtentfaltung, als langsam schon der Niedergang des römischen Kaiserreichs einsetzte, der zuerst natürlich die vorgeschobensten Stellungen schwächen und widerstandslös machen mußte. Schon um etwa 400 singt der römische Dichter Sidonius Apollinaris:

„Und aus den Fluten des Rheins, Alleanne, du trotziger, trankst du, stehend auf Römergestad, und warst auf beiden Gefilden Bürger jetzt und Sieger jetztund — —“

In den Grenzkriegen, die schließlich mit der Vertreibung der Römer endeten, ist Konstanz, die heute bedeutendste Stadt des Bodensees, als ein römisches Kastell gegründet worden, wahrscheinlich im vierten Jahrhundert von Konstantin Chlorus oder seinem Sohne Konstantin dem Großen; beide haben im Rheingebiet mit den Alemannen Fehde geführt. Die Seenge zwischen Ober- und Untersee, an deren südlichem Ufer das Kastell angelegt wurde, war ein strategisch besonders ausgezeichnete Stützpunkt, der sich zudem leicht mit den Standlagern in Arbon und Bregenz verbinden und an die großen Straßenzüge anschließen ließ. Zweimal, im sechzehnten Jahrhundert, als der Grund für den Kreuzlinger Turm gelegt wurde, und im siebzehnten, als der schwedische General Horn sich auf der Kreuzlinger Seite der Stadt mit Belagerungsgräben näherte, ist man auf die mächtigen Überreste des Römerkastells gestoßen: weite Schwibbögen einer großen nord-südwärts führenden Brücke, von der sich auf die damalige Breite des Rheins schließen läßt, gewaltige Substruktionen und Mauerstöcke. Noch heute findet man im linksrheinischen Ried, unterhalb der Stadt, in dem sogenannten Paradies, Überbleibsel einer Erdverschanzung, ein Stück bewachsenen Walls am Rhein, der jedenfalls einst die Wasserstraße beherrscht hat.

Sonst bewahrt Konstanz nur im Namen noch eine Erinnerung an die Römerzeit. Der bauliche Charakter der Stadt wurde im Mittelalter geschaffen. In sechs Erweiterungen hat sie sich von der Niederburg am Rhein, dem ältesten Stadtteil, immer wieder die einengenden Mauern sprengend, nach Süden und Westen halbkreisförmig ausgedehnt. Dabei hat sich in der Grundrißlage der Straßenzüge, Plätze und Gassen der Charakter dieses langsamen Gewachsen- und Gewordenseins deutlich erhalten.

*

Ein nächtlicher Gang durch die Stadt. Längst verstummte der Hafenlärm. Die Straßen sind leer. Der Mond ist hoch heraufgekommen, läßt Giebel, Erkerdächer und Katzen-

treppen aufleuchten und umhüllt die im Dunkel schlafenden Gebäude mit leisem duftigem Schimmer, in dem alle Schatten noch tiefer, versinkender werden.

Nacht und Mondlicht sind Baumeister. Sie bauen mit großen, wuchtigen Massen, legen fühlbare tragende Fundamente in alle Schatten, aus denen sie die Steingebilde körperhaft-kantig aufragen lassen. Sie nehmen das Spiel der Stile vom Stein, wie einen Glittertand, den hastige Menschenhände diesem ältesten, schweigenden Schöpfungsgenossen in wechselnden Jahrhundertmoden aufprägten. Er fällt ab und bröckelt herunter, daß der Stein überall wieder hervortritt, wie er in den Gebirgen oder in dunkler Erde war: nichts als Stein. Nun stehen ganze Straßenzüge in Einheit, in derselben einfachen, großen Gestaltung: tragender und ruhender Stein.

Der Schritt hallt hart auf dem holperigem Pflaster und bricht sich an dunklen, tür- und fensterlos in den Blick des Mondes tauchenden Wänden. Jetzt wandert drüben unsichtbar tappender Echoschritt langsam mit. Der nachklappende Weggenosse ist willkommen auf dem schweigenden Gang.

Das ist die Stadt der starken streitbaren Bischöfe, der städtischen Herrengeschlechter und der aufrührerischen Zünfte; die Stadt der Kaisereinzüge, der Reichstage und Konzile; die mittelalterliche Reichsstadt, in deren Nächten oft Pest, schwarzer Tod, Judenmord und Hungersnot schritten, oder verheerende Brände, von Dach zu Dach über die engen Gassen springend, ganze Quartiere in Schutt und Asche legten.

Ein altes Tor, über dem sich ein Turm aufbaut, und ein Stück Stadtmauer. Einst war es um diese nächtliche Stunde verschlossen, und ein Wächter hauste oben unter der Uhr. Es ist das Schnecktor. Hier ritten die Bischöfe ein, über die Hochstraße von Emmishofen her. Zur Erinnerung an den ersten Bischof, der dieses Weges in seine Residenz gezogen war.

In den Fenstern eines Erkers leuchtet hinter bemalten Scheiben ein stilles Licht. Sitzt wohl der Stadtschreiber dort noch über die Chronik gebeugt?

Ein hohes Giebelhaus tritt ganz heraus ins Mondlicht. Der Aufzugbalken, an dem Rolle und Strick befestigt sind, ragt weit vor und wirft einen scharfen Schatten auf die erleuchtete schmale Hauswand. Hier sind zu der Zeit, da die „tela di Constanza“ weltberühmt war, Hunderte von Leinwandballen hinaufgerollt worden in den gegiebelten Speicher. Wie eine Burg in der Burg, ein alter Patriziersitz, der Lanzenhof; über eine Gasse gebaut, die durch den breiten Torweg hindurchführt, fest ummauert, mit Türmchen und Zinnen, von dunklen Baumwipfeln umschattet. Die Gartenmauer biegt mit einer Nische, aus der ein Heiligenbild herabzublicken scheint, zur Katzgasse um: über dem Gewirr der niedrigen Dächer steigt groß der Münsterturm in den fahldunklen Himmel. Aus einer noch spät geöffneten Schenke klingt Lachen und Würfelklappern. Vorüber.

Langsam löst sich die Münsterkirche aus den sie umdrängenden Häusern. Auch ihr Fuß ist jetzt frei. Nur hinten am Chor, im Dunkel von Bäumen, lehnen sich eine kleinere Kirche und niedrige Klostergebäude an das ehemals bischöfliche Gotteshaus.

Wieder dunkle enge Gassen, die hinabführen zum Rhein. Da stehen zwei Türme am Fluß: der eine war ehemals Brückenkopf. Hier führte, an ein paar im Strom liegenden Mühlen vorbei, die holzgedeckte Brücke in die Stadt. Jetzt steht man unter dem Tor in einer Loggia über dem Rhein. Wellengeplätscher; schwere Kähne, schwankend an ihren Pfählen; drüben über dem Wasser die im Nachtwind bewegten silbernen Weiden; und flußaufwärts, hart an der Bucht des Sees, die dunklen Bogen der neuen Brücke, über die jetzt ein heller Nachtzug eisenklirrend hereindonnert.

Und wieder Stille. Die Stadt sinkt zurück in Schlaf. Der einsame Schritt, der noch auf den Gassen wach ist, verhallt in ihren Jahrhunderte alten Traum.

*

Ein Nachmittag auf der Insel. Die „Insel“ hat an allem Erleben der Stadt und Gegend teilgehabt, von den Zeiten

der Pfahlbauern an. Und auch der große sommerliche Fremdenverkehr, der heute für Konstanz besonders kennzeichnend ist, hat hier seinen Hauptsitz. Hier halten die großen, verstaubten Reisekraftwagen — ein Stück der Poesie unserer Tage, wie es die Posten für die Zeit unserer Voreltern waren. Hier wohnt die große internationale Welt, wie man sie in den Sommermonaten täglich auf den kleinen Rheindampfern oder auf dem direkten Vormittagsschiff Konstanz — Bregenz sieht.

Hohe Terrasse am See. Meerartig weit ist die lichte verschwimmende Ferne. Weiße Wolken liegen über dem Horizont. Ein Boot des Ruderklubs schießt, vielfüßig wie die Wasserspinne über die Fläche schnellend, vorüber. Ein paar Gondeln tauchen drüben bei der vorgeschobenen Landzunge mit dem Dampfersteg, von dem eben das Läuten der Schiffsglocke herüberhallt, als Punkte auf und kommen langsam, wachsend, heran. Unten an der Terrassenmauer, die hier von der beginnenden Strömung dem Rheinausfluß zu umspült wird, landet das Kraftboot des Hotels mit Gästen, die lachend die wellenbesprühte Treppe heraufsteigen. Hohe, mit breiten blauen Streifen gezeichnete, weichgerundete Segel großer Frachtkähne ziehen sonnenbeleuchtet in die Ferne. Ein blendendweißer Vergnügungssegler überholt sie am zweiten der Signalpfähle, mit denen die Dampferlinie abgesteckt ist, um den freischende Möven fliegen. Langsam folgt den flüchtigen Segeln ein Schlepper mit zwei Trajektschiffen, sich mühsam aus dem Hafen herausarbeitend. — Ein fröhlich in allen europäischen Sprachen plauderndes Publikum sitzt an den Tischen der Terrasse, Wein und Kaffee trinkend und den goldenen Nachmittag genießend.

Das ist das Heut. Aber diese Insel hat viele Zeitenwandlungen gesehen! Als die Pfahlbauerhütten verschwunden waren, lag hier ein Teil der römischen Befestigung, und Legionäre standen an ihren Ufern auf Wache. — Dann ward die Insel Sitz der ersten christlichen Bischöfe von Konstanz. Sie sah buntbewegte kaiserliche Feste. — Brüder

vom Orden des heiligen Dominikus erbauten auf der Insel ihr Kloster; sie halfen in dunkler Zeit das Licht geistiger Bildung für die kommenden Generationen fristen. Einer der großen Mystiker des Mittelalters, Heinrich Suso, war Bruder dieses Klosters. Rechts vom einstigen Chor der Kirche, des heutigen schönen Speisesaals, lag die heimliche Kapelle, in der dieser seltsame Träumer seine Visionen erlebte. Oft mag er hier im Gärtchen am See oder in dem stillen Kreuzgang sinnend gewandelt sein! Oft sehnsüchtig in die lösende Ferne ausgeschaut haben, dieser heilig leidende In-sich-Blicker! Er war ein später Abkömmling der ritterlichen Minnesänger, die in der großen Blütezeit deutscher Sangeskunst ringsum auf den Burgen saßen. Der Minne galt auch dieses ritterlichen Mönches Gesang. Aber sie hat sich in ihm zur Idee gewandelt, die er unter geistigen Schauern erlebt. Er will Gott lieben; die Liebe zum Weltall, zu allen Geschöpfen, zu Himmel und Erde feiert sein beschwingtes Wort.

Auch die wilde Zeit des großen Konzils, da die Stadt Kaiser und Papst, Kirchenfürsten und niedere Geistlichkeit, Prinzen, Ritter und ihr Gefolge, Schreiber, Köche, Reitknechte, Gaukler und Dirnen, an zehntausend Fremde, vier Jahre lang in ihren Mauern beherbergte, hat in dem stillen Kloster Spuren hinterlassen. Noch steht der Turm, in dessen Kellerverließ Johannes Hus gefangen gehalten wurde. Und einer der gelehrtesten Männer des Konzils, der Grieche Emanuel Chrysoloras, liegt auf der Insel begraben. Aneas Sylvius soll ihm die Grabchrift verfaßt haben, die mit den Versen schließt:

„Wo der Tod uns ereilt, wiegt nichts. Überall auf der Erde ist der Himmel gleich weit und der Ort der ewigen Strafen!“

Zur Zeit der siegenden Reformation war in den Klostermauern ein Pestspital. — Als die Schweden Konstanz belagerten, donnerten hier die Geschütze. — Joseph II. schenkte die Insel im achtzehnten Jahrhundert der protestantischen

Genfer Kolonie. Da errichteten die Brüder Macaire hier eine Indiennefabrik.

An Chidher, den ewig Jungen, müssen wir denken, wenn wir jetzt, vor den historischen Fresken des Kreuzganges, die Wandlungen dieses kleinen Stück Landes wie im Fluge an uns vorüberziehen lassen.

*

Nun in die Gondel und hinausgerudert in den leuchtenden Nachmittag! Die Schaufel des Ruders gräbt Trichter in den Glanz des leichtbewegten Wassers. Noch schwebt der Schatten des Bootes auf dem steinigen Grund, der durch die grüne Tiefe heraufleuchtet. Hier, weiter draußen, steigt ein moosbewachsener Pfahl langsam ins Sichtbare empor, von ganzen Zügen kleiner Fische umschwommen, bis fast an den Wasserspiegel.

Sonnig liegt die grünende Bucht. Auf der badischen Seite die schöne Platanenallee der Seestraße, dann Villen und Schloßchen mit umschülften Uferterrassen, vor denen die vielfarbigen Gondeln sich an ihren Pfählen schaukeln. Am Schweizer Gestade weißschimmernde Landhäuschen, wehende Pappeln, Obstbaumwiesen.

Weiter hinaus! Die Bucht weicht zurück und öffnet sich, das Land tritt auseinander. Das Nordufer des Überlinger Sees mit Meersburgs breitglänzenden Mauern wird duftig-verschwommen, in Sonne getaucht, sichtbar. Es ist eine Lust zu rudern. In uferlose Weiten fliegt das Boot.

Jetzt halt! und hoch die Ruder! Sie triefen; die Tropfen rinnen herab bis an den Griff. — Frei geht der Blick zurück in die Konstanzer Bucht, hinaus in das weite Becken des Obersees und in den jetzt in seiner ganzen Breite geöffneten Überlinger See, aus dem die Schloßinsel Mainau grüßt. Geballte weiße Sommerwolken stehen getürrt ringsum über den hellen Ufern, unbeweglich; sie drängen sich im überfüllten Spiegel des Sees, der zu wachsen und sich zu heben scheint. Still und licht ist die Weite, Kreise umzittern das Boot, die Ruderschaukeln sind allmählich wieder in die Flut ge-

sunken. Grundlose Wassertiefe trägt stundenlang die reglose, in Traum getauchte Gondel.

Mit dem Rauschen des Abendwindes erwachen alte Seesagen; von dem Manne, dessen Wiege ein Nachen war, und der hier, in der Nähe des wellenumbrausten Eichhornes, wieder in einem Schiffe starb, zurückgekehrt, müde und dankbar ruhend auf der Flut, die ihn in seiner ersten Stunde getragen; vom heiligen Otmar, den Mönche durch den Sturm ruderten, im Schein von Kerzen, deren stilles strahlendes Licht kein Wind verlöschen, ja nur erzittern machen konnte.

Dunkle Rückfahrt. Und dann im Mondschein ein rasches Bad. Schwer und unwillig teilt sich die den Leib umschlingende schwarze, tiefe, leicht überglüherte Flut dem rudern den Arm, der hinausstrebt in die mondschimmernde wellenzitternde Weite.



Gespräch über Baukunst

Ich mußte meinem Gast, dem Architekten, mit dem ich die Straßen von Konstanz durchwandert hatte, recht geben, als er das Ergebnis unseres schweigend prüfenden, nur hier und da von gegenseitigen Hinweisen begleiteten Rundgangs so zusammenfaßte:

„Mir ist wieder deutlich geworden, daß man durch Bauen mehr alte architektonische Schönheit vernichtet, als durch Einreißen. Ich glaube fast, daß das Stadtbild heute noch weher täte, wenn jener beschränkte bauliche Aufklärungsgeist im neunzehnten Jahrhundert nicht so viel freigelegt, so viel Altes abgerissen hätte, wie etwa die meisten der in ihren Mäßen schönen, freilich wohl auch überschätzten, alten Tortürme und Befestigungsreste. Das Stadtganze wäre dann zwar ein vollständiger mittelalterlich=romantischer Bühnenprospekt, aber noch uneinheitlicher und zerrissener als heute, wo das provinzmäßig Modische in allen Abstufungen von langweiliger Nüchternheit bis zur Häßlichkeit die breite Fülle bedeutet.“

„In der wir uns immerhin auf ein paar bedrängte ästhetische Inseln retten konnten.“

„Gewiß. Das gerade will ich sagen. Es ist vielleicht besser so. Die übriggebliebenen schönen Einzelheiten kämpfen nicht mehr vergeblich um Anschluß an ein Ganzes. Sie haben das fühlbar aufgegeben, sie stehen gänzlich für sich, und man genießt sie wieder verhältnismäßig so ungestört, wie wenn sie ein einheitlicher reiner Zusammenhang trüge.“

„Sie haben es leichter, von dem Stadtbild, das Ihnen neu ist, einen abgewogenen Eindruck entstehen zu lassen, als ich. Als Junge schon kam ich hierher, erlebte hier zum erstenmal eine Stadt als ein Ganzes, als ein in den Ring seines Weichbildes sich schließendes Einzelwesen, als das Herz des Landes, das sie mit dem Kranze von Hügeln, Ebenen, See umgibt, das sie ernährt und von ihr Leitung und Schutz empfängt.“

Ich empfand, wie eine Stadt zu lebendigen Zeiten sich in Jahresringen und Ausstrahlungen erweitert, dabei mit benachbarten kleineren Kristallisationszentren zusammenwachsend; wie sie aus Theilen von verschiedener Dauer erbaut, sich ungleichmäßig ergänzt, hier Baulichkeiten türmt, die für Jahrhunderte fest scheinen, dort rasche Vorstadtstraßen entwickelt, die dem Nachdrängen der massiveren Gebäude schon in absehbarer Zeit fallen sollen; wie sie im Kern ein paar alte, unerschütterte oder gestützte Reste, einen Turm, ein Thor, einen Dom, ein Rathaus immer neu mit stattlichen Gebäuden umstellt, die neben den grauen Überbleibseln dennoch als kurzlebig erscheinen; wie sie überall fortwährenden Änderungen, Umbauten, Freilegungen unterworfen ist und nur in einem sich halbwegs gleichbleibt: dem inneren Adernetz, den Wegen des Verkehrskreislaufs, welche, wenn die Stadtmitte, der Markt, das Herz dieser Lebensbewegung, sich nach den ersten Schwankungen festgelegt hat, bis in späte Zeit den Charakter der Stadt bestimmen.

Ich kam aus Berlin. Schon räumlich hatte ich da das Stadtganze nie gesehen, nie umwandert, nie deutlich als einen in inneren Wechselwirkungen pulsierenden Lebensorganismus erkennen können. Zumal mir in Berlin Staat und Reich viel mehr zum Bewußtsein kamen als die Stadt. Die Stadt, die Sitz des Staates ist, kann ihren Stadtcharakter nicht rein ausbreiten. Das abstrakte Gebilde Staat, das für die typische Stadt nur Prospekt und verschwommener Hintergrund ist, wird in ihr ein Konkretes, lagert sich als eine unorganische Obermacht über ihre natürliche Gipfelung, stellt sich mit mächtigen Gebäuden, Schlössern und Verwaltungshöfen in ihre Mitte, die eigentlich städtischen Gebäude zur Seite drängend. Die ursprüngliche Stadt, die in einer unmittelbaren Wechselwirkung zu ihrem nahen und übersehbaren Landgebiet steht, über das sie dem alten Sinne nach hoheitsvoll herrschen soll, kommt da nicht zum klaren Ausdruck. Sie aber wurde mir hier in Konstanz rasch lebendig. Es ist nicht verwunderlich, daß mich ihr Gesamt-

bild sie zunächst mittelalterlich erschauen ließ. Empfundener hab' ich freilich ihre neuere ästhetische Verdorbenheit auch. Aber ich hatte Zeit und Frische, sie mir nach den wohl erhaltenen alten Denkmälern innerlich umzuwandeln, hatte Gelegenheit, sie nachts und in Dämmerstunden zu sehen, wo es mir denn ein leichtes war, sie schöner zu erbauen. Nacht- und Dämmerstunden gaben mir das, was Sie in einem früheren Gespräch einmal für sich von den Rohbauten der modernen Straßen sagten: ungestörte Einheit, Sinn und Zusammenhang des Ganzen und Beziehung zum Leben."

"Halt! Halt!" rief er. "Es ist das doch nicht ganz dasselbe. Ich kann es Ihnen nicht ersparen, die poetische Empfindung einer Stadt bei Nacht wenigstens als etwas Ähnliches anzusehen dem Empfinden vieler oberflächlicher Architekturbetrachter, die eine Nebenwirkung von der Architektur erwarten; eine Nebenwirkung, die man vor den letzten Erkenntnissen in die neue Malerei vielleicht malerisch hätte nennen können. Heute bezeichnet sie dies Wort schlecht. Es ist das Empfinden, das sich an die Silhouette und an die plastische Raumwirkung des Gebäudes heftet, das allenfalls noch von den Massen bewegt wird, aber alle feineren Verhältnisse, Konstruktionsgedanken, Lösung von Übergängen, von Auflagerungen übersieht; das Empfinden, das durch Spiel und geschickte Aufmachung getäuscht und befriedigt werden kann, das geschichtliche Gefühle sehr lebendig mitspielen läßt und das der Grundform des Gebäudes gegenüber unsicher und kühl ist. Ein Empfinden, das vieler heutigen Baumeister leider immer noch bestes ist. Und ganz natürlich: von der festgelegten Grundform, der scheinbar keine neue Seite abzugewinnen ist, gleiten sie ab ins Unbestimmte, wo sie glauben, eher schöpferisch sein zu können. Aus der törichten Voraussetzung, daß sie schöpferisch sein müßten, was zum Wohle der Welt gar nicht nötig, sondern diesem Wohle eher gefährlich ist!"

"Wir wollten aber nicht von neuer Architektur sprechen, sondern von alter, von Zeiten, in denen es die Baumeister noch leichter hatten, selbständig zu sein."

„Sie waren durchaus nicht selbständiger, sie waren unpersönlicher, waren namenlos. Das gibt ihrer Arbeit die Bedeutung, die sie hat, macht sie zum Theil eines Stils und vor allem: läßt die Arbeit vieler als etwas Einheitliches erscheinen, das nun weit über die Leistung des einzelnen hinausgeht. Lassen wir einmal bei dem, was wir hier gesehen haben und jetzt ansehen wollen, alles beiseite, was seelische Wirkung der Architektur ist, verlieren wir uns nicht in die unbestimmten musikalischen Wirkungen des rhythmisch bewegten Steins, wie sie diese gotischen Maßwerke des Kreuzgangs, der aus dem Dunkel seiner verborgenen Decke ans Licht herabstürzende Raum der Schattenvorhalle des Doms, dieser schöne, in dem übertragenen Gleichgewicht seiner stillen Hofassade das Innenleben der Räume widerspiegelnde Gartenhof des Rathauses auslösen . . .“

Ich unterbrach: „Mein Verhältniß zur Architektur hat sich merklich gewandelt. Während ich früher eigentlich nur von großen baulichen Werken tiefen Eindruck empfing und unter den architektonischen Barbareien der neueren ästhetisch litt, habe ich jetzt, vielleicht durch bewußte Erziehung, mich so weit der Zeit angepaßt, daß ich im schlechten Bau noch Freude habe an dem durch alle Verderbtheiten sichtbaren, nirgends doch ganz verhüllten, fremden Grundgedanken, daß ich einen an lächerlicher Stelle angebrachten Mäander, eine Rosette, ein Maßwerk innerlich aus seiner Umgebung herauszulösen, selbst aus den Verwaschenheiten seiner Form herauszulösen und mich an dem fern dämmernden Originale zu freuen vermag. Das hängt mit meiner wachsenden Sympathie für das ganz Schlichte, das Gebärdenlose, Reife zusammen, die mich jetzt an manchem einfachen Bürgerhaus, das nicht wie der Dom aus einer phantastischen Uebersteigerung des Lebens, sondern aus dem Leben selbst hervorging, mehr erleben läßt, als mir früher vielleicht je pathetische Architektur vermittelte. So sind, wie Sie zugeben werden, die architektonischen Genüsse, die sich mir bieten, nicht allzu selten!“

„Beneidenswerter, Sie haben recht! Aber Sie sagen damit etwas Allgemeines, Sie kennzeichnen eine Stelle der Entwicklung des sich überhaupt entwickelnden Menschen vom Romantischen zum Klassischen — wobei die Mischung des Klassischen mit dem Bürgerlichen, die Sie vornehmen, Ihnen übrigens ja von der Kulturgeschichte gezeigt worden ist. Mir geht es ähnlich. Ich habe auch diesen Ausweg aus den architektonischen Wirren der Zeit gefunden: nur das Gute zu sehen, es aus lächerlichen Zusammenhängen zu lösen, es im Geiste von den Verhüllungen zwölffacher Nachahmung zu befreien und, wo es einmal rein und unverdorben sich zeigt, stillzustehen, ruhig, dankbar, ohne phantastisches Weiter-schweifen des Geistes, das Wirkliche zu umgreifen oder es auf mich zukommen zu lassen wie ein durchsichimmerndes, vom Licht getragenes Glasgemälde. Ich bin mir dann bewußt, daß solch ein Augenblick so schön und tief nutzlos ist wie alles Leben, daß er keine Folge zu haben braucht, daß er zum Besten gehört, was das Leben hervorbringt, zu den Momenten unbegründeten, folgenlosen, in sich zurückkehrenden und verschwebenden Glücks. Ich bin mir weiter bewußt, daß das Leben sehr weise tat, als es das Schöne selten machte, es für den gemeinen Blick in seiner eigenen Schlichtheit, Unauffälligkeit, Bescheidenheit verbarg.“

Das Gespräch war an einem leicht bedeckten Nachmittag auf der Inselterrasse geführt worden, die heute merkwürdig leer war und weit in die wundervolle Luft- und Lichtstille des Himmels und seines unbewegten Spiegels eingebettet lag. In die Stühle zurückgelehnt hatten wir aus dem Gespräch heraus den Blick in die Weite zwischen Himmel und See getaucht, den unerkennbaren Horizont suchend, waren Auge in Auge und zu den wenigen Dingen auf dem Tisch zurückgekehrt, den Tassen, dem Bündholzständer — und wieder, als suchten wir das beste Wort, den deutlichsten Gedanken aus der hellgrauen Luftverschwommenheit, über das Wasser hinausgeglitten.

Diese ruhig-gemächliche Stimmung schlug mit dem wachsenden Nachmittag in Bewegung um. Ich forderte auf, zu dem Landhaus, in dem ich wohne, hinauszufahren und dort vor allem ein Buch anzusehen, das zu unserem Gespräch Beziehung hat. Wir ruderten nicht selbst. Unsere vom Einsetzen des vollen Nachmittags wachgerufene Bewegung war im Gleiten der Gondel genugsam abgeleitet. Und unser Gespräch schwebte schon ungesprochen weiter. Wir fuhren nah dem badischen Ufer hin. Immer wieder nahm der Geist, mit einem Blick auf die Villen und Sommerhäuser in den Seegärten, eine Anregung an das Thema auf. Doch lag auch wieder jenes Stillstehen über unseren Gedanken, das jede innere Entwicklung annimmt, wenn ein neues äußeres Moment abgewartet werden muß.

Wir legten an niedrigen, teilweise überspülten Steinstufen unter einer großen gestützten Trauerweide, welche sich mächtig über die Mauer lehnt, an. Und waren bald wieder bei unserem Thema. Auf dem Schreibtisch, an dem mein Gast der durch Bäume lugenden Seeweite gegenüber saß, lag ein Foliant, das Konstanzer Häuserbuch. Während der Architekt blätterte und das Werk, um die Bilder ansehen zu können, bald gerade, bald schräg schob, trug ich wie ein Fremdenführer die Geschichte und meine Meinung darüber vor: „1906 sind es hundert Jahre gewesen, daß Konstanz an Baden kam und also den für die Stadt und ihre Blüte höchst bedeutsamen Anschluß an die allgemeine deutsche Entwicklung erreichte. Dies Werk, das ich für eine vorbildliche Leistung städtischen Sinnes und treuen Fleißes halte, wurde zu dieser Jubelfeier herausgegeben. Sicher eine klügere Betätigung des städtischen Patriotismus, als wenn man einen schlechten allegorischen Denkstein errichtet hätte.“

Mein Gast, der interessiert immer weiter blätterte, sagte, ohne aufzusehen: „Ja, in Städten, zu denen ich Konstanz doch durchaus rechne, die landschaftlich und architektonisch Physiognomie, die Geschichte haben, in denen das Leben bestimmte, ausgeprägte Formen annimmt, Städten, die eigen=

tümlich, charakteristisch sind, entwickelt sich mehr als in reizlosen, gleichgültigen Orten Heimatsinn, liebevolle Freude an der Vaterstadt. Das scheint mir auch aus diesem Buche zu sprechen."

"Es hat Konstanz allerdings nie an Männern gefehlt, die ihre beste Arbeitskraft in den Dienst seiner Geschichte oder seiner Entwicklung stellten. Dies Häuserbuch geht im letzten Grunde auf die Anregung und Tätigkeit eines solchen uneigennützigen Bürgers, des Arztes und Stadtarchivars J. Marmor zurück, der vor etwa vierzig Jahren den Plan faßte, die rastlose Zerstörung des Stadtbildes wenigstens geistig aufzuhalten, indem er die Materialien zu einem solchen Häuserbuche sammelte. Die niedergerissenen Häuser, die, denen Abbruch oder Modernisierung drohte, sollten wenigstens in Bild und Wort der Nachwelt erhalten bleiben. Marmors Manuskript ist noch vorhanden. Was wertvoller ist: auch sein Wille, der nun dies posthume Werk schuf!"

"Sehen Sie her" — er hatte ein paar Augenblicke gelesen und deutete auf einige kleine im Text verstreute Planskizzen — „ist es nicht genugsamer, sich wieder und wieder das Einfachste klarzumachen? Was der Verfasser hier an manchem guten Beispiel ausführt, gilt natürlich überall für die Entwicklung der deutschen Bürgerwohnung: wie den ursprünglich einen quadratischen Herdraum, den Urraum, die wachsenden Bedürfnisse zerschnitten und nun jeder der Teile für sich wuchs. Gut! Der Verfasser weist durchgehende Decken nach, die deutlich älter sind als die eingezogenen Wände. Der Vorplatz wird abgeteilt, in den die Treppe mündet oder das Haustor. Dann schneidet man von dem übrigen die Stube ab. Diese teilt man später in Wohnstube und Schlafkammer. Sehen Sie hier! Wie südlich der Alpen überall das Bedürfnis nach Kühle und Schatten der vornehmste Baumeister war, ist's hier die winterliche Kälte, die alles bestimmt. Wundervoll, wie die Entwicklung immer Wegmarken stellt und stehen läßt! Hier in diesem Hause hat man nachträglich, als der Vorraum abgetrennt war, in die noch

ungeteilte, große Herdstube eine niedrige Decke eingezogen, um die Wärme zusammenzuhalten. Die spätere Teilung des Raumes fand erst unter dieser Decke statt."

Ich hielt diesen Nebenpunkt, der eingezogenen Decke, fest, blätterte um und wies dem Freunde schöne Abbildungen alter Holzbühnen, Verdiehlungen mit Fugenleisten, in deren abschließenden Querbrettern die Formen des Steinmaßwerks im Spitzbogen verwendet waren: ein Zusammenfließen der spielenden Flächenteilung zur Ruhe des aufgelagerten Randes. —

"Sie haben hier schöne Belege für Ihren, mir früher ausgesprochenen Gedanken, daß in Zeiten starker Baukunst die Formen des Steins, entgegen dem Materialgesetz, die Formen aller architektonischen und kunstgewerblichen Gegenstände durchdringen."

Er hörte nicht darauf, sondern blieb an Abbildungen schöner alten Innensäulen haften, die hinter einer großen Fensterreihe als Stütze standen und die fehlende Wand ersetzen mußten: „Hier hat das Licht gebaut und hat die Fassade nach innen verdrängt. Diese Säulen und Pfeiler, die notwendig wurden, weil die breite Glaswand nicht trägt, haben völlig eine nach innen gewandte Fassade ergeben."

"Solcher Beziehungen hat der Verfasser viele angedeutet. Ich kenne das Buch genau, habe auch die Kapitel, die Organisation und Rechtsfassungen des Bauwesens in der Stadt betreffen, studiert, und gewann den Eindruck, daß hier nichts übersehen, über nichts flüchtig hinweggeglitten ist; daß der Verfasser überall den Sinn der Sache gefunden hat, den baulichen, wie bei diesen Decken, diesen Pfeilern, diesen Treppenanlagen hier, das Beruhen im Konstruktiven oder im Dekorativen wie bei diesen gemalten Fassaden, diesen gelagerten Gesimsen — und den des Lebens dahinter, das sein noch ungestaltetes Verlangen an die Baukunst stellte. Das wollte diese einspringenden Ecken, diese Erkerchen, um die Straße hin entlang zu sehen und am wichtigsten Geschehen teilzuhaben, brauchte diese Steinlauben als vor Sonne und

Regen geschützte Verkaufsstände, diesen lustigen Dachbruch im alten Gerberhause, auf dessen Trockenboden die gegerbten Felle im Zugwind hingen, und die anderen wiederkehrenden Grundformen. Hier diese breiten Fenster des Erdgeschosses waren ehemals offene Läden. Das Wort Laden als der in horizontalen Zapfen sich drehende herabgelassene Fensterladen, auf dem tags ausgelegt wird; der nachts heraufgezogen das Warengewölbe schließt. Hier wird eine sprachlich erhaltene Sachbezeichnung klar."

Schweigendes Blättern. Dann schlug ich rasch zwei getrennte Bilder auf, daß sie in unserem Anschauen einander berührten.

"Welche Entwicklung des kulturellen Lebens spricht aus dem Gegensatz des freundlich einladenden spielenden Türschmucks an diesem hellen Rokokohaus und der schweren rauhgearbeiteten, sandsteinernen Tür- und Fensterumrahmung, in deren Leibung unbeholfene Steinmetzhand strenge Läsarenköpfe meißelte, hier an dem Renaissancehaus 'zur Leiter', das alle Fenster mit starken Schmiedegittern sperrt. Heinrich Ehinger, der von Karl dem Fünften Venezuela als Lehen erhielt, baute seinen städtischen Palast mit diesem abweisenden Trotz gegen die damals protestantische Stadt."

Der Architekt schlug das Buch zu und sagte lächelnd: "Dieser geschichtlich-dramatische Gedanke erfüllt Sie nun und lenkt Sie von unserem Gespräch über Baukunst ab." — Er betrachtete die Decke des Buches, das wie ein großes rundes Siegel von Joseph Sattlers Hand streng stilisierte Bild des Kaufhauses mit anfahrenden Lastkähnen, ließ das Buch auf den Tisch gleiten, schob es zurück und sagte: "Es ist schön, daß hier nichts von Kirchen darin steht, für uns, die wir wie Solneß keine Kirchen mehr bauen können, sondern Heime für Menschen bauen, will sagen Mietshäuser oder Vorortvillen. Ein Kaufhaus, ein Kornspeicher als Wappen und Bürgerhäuser als Inhalt. Hiervon kann unser eins lernen. Ich glaube fast, daß unsere modische Bauweise nicht so verelendet wäre, wenn die Architekten nur die alten

Gebäude studiert hätten, die auch wir noch brauchen. Die Kirchen und große Paläste haben sie verdorben. Hätten sie das Haus gekannt, so hätte es so schlimm nicht kommen können. Ich freue mich über das Buch. Ich kannte vielleicht alles einzelne darin, seiner Art nach, längst. Aber wie es hier zusammensteht, alle Baugedanken in örtlicher Verwandtschaft gebunden, ist es mir zu neuer Synthese geworden und und zeigt mir ein Ziel: so schlicht, so echt, so dem Ganzen dienend zu werden, wie es diese alten Baumeister waren, unauffällig tüchtig zu sein und unauffällig Schönes zu schaffen, das sich nicht dem ersten Blick hingibt, aber dafür auch dem zehnten noch ruhig standhält. Mir ist unser Rundgang jetzt, nun ich dies Buch gesehen habe, reicher und eindrucksvoller geworden."

Wind hatte eingesetzt und den sich kühlenden Abendhimmel klargelegt. Wir stiegen auf eine nahe Höhe, von der wir auf das unter Dämmer liegende Konstanz niedersahen und seine Gestalt umfaßten. Was wir an Gebäuden auf unserem Rundgang betrachteten, was wir im Häuserbuche blättern gefunden hatten, Bilder und Gedanken, das lag nun wieder weit von uns, umschlossen von der dunklen, ruhenden Stadt. —



Mittelalterliche Judenverfolgung in Konstanz

In der mittelalterlichen Geschichte aller Bodenseestädte — wie wohl überhaupt in jeder Stadtgeschichte jener Zeit — spielen Judenverfolgungen eine nicht unbedeutende Rolle. Immer wieder wissen die Chronisten davon zu berichten — meist in sachlich=trockenem Stil und in knappen Notizen, über die man leicht wie über Zeitungsnachrichten hinweglesen kann, ohne innerlich zu sehen und ohne zu fühlen, was an Geschehnissen und an Erleben hier zu ein paar gleichgültigen Zeilen geworden ist, die etwa lauten: „Anno Domini 1332 an dem ersten Tag im Merzen ward der gut Ulrich von Überlingen gemartrot von den Juden. Er war ains sun, hieß der Trigg, was ain Zimmermann. Es wurden do zu Überlingen by vierhundert Juden verbrant in aim hus, es waren man, wib, ald, kind“ — oder: „Anno 1333 hatten etlich Juden zuo Costenz zuo spott der Christen und zuo verachtung der religion etwas muotwillens mit dem hl. sacrament begangen. Dessenwegen wurden derselben neun erschlagen, sechs ertrenkt und zwölff verbrennt.“

In wechselnden Zeitabständen, oft verursacht durch anderweitige politische und wirtschaftliche Värungen, im Anschluß an allgemeine Kalamitäten folgen sich die Judenhetzen wie schwere Gewitter, in denen sich die angewachsene Spannung von Jahren grell entlädt und mit ihren Blitzen weiterzündet; deren Mittel Mord, Brand, Raub und Bedrückung, deren eingestandener oder uneingestandener Zweck ein Ausgleich in den Besitzverhältnissen zwischen Christen und Juden ist, eine gewaltsame Schuldentilgung, zu welcher der unverhältnismäßig hohe Zinssatz immer wieder reizen mochte; der er für das naive Gefühl sogar ein gewisses Recht verlieh.

In den Konstanzer Judenverfolgungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts fehlt wohl keins der typischen Bilder, die diese Unruhen überall dem Auge boten. Im

Jahre 1312 fand die erste statt, von der der Chronist berichtet: „Die Juden haben eine gesegnete Hostie gestochen und gehoben, daraus ist Blut geflossen . . . sind der ursach vil Juden getödt worden.“

Die Beschuldigung der Hostienschändung wurde offenbar auch von denen geglaubt, die sie zuerst aussprachen, und war wohl mehr als ein erheuchelter Vorwand zur Befriedigung blutiger Raubsucht, mit dem der Pöbel angereizt wurde. In dem wildverschlungenen, fast unentwirrbaren Knäuel von Leidenschaften, Irrtümern, gerechten Vorwürfen, Verblendungen, Lügen, religiösem Fanatismus und urteilslosem, geheiztem Haß, den diese Volksbewegungen darstellen, in die so verschiedene Elemente verstrickt waren, daß Grund, wirklicher und vorgeblicher Anlaß des Aufstands den Mitgerissenen oft selbst nicht klar wurden, kehren immer die beiden, ihrer Idee nach eng zusammenhängenden religiösen Vorwürfe wieder: Hostienschändung und Ritualmord. Diese Vorwürfe sind, sowenig sie sich auch aller Wahrscheinlichkeit nach auf je wirklich geschahene und klar bewiesene Tatsachen gründen konnten, damals nicht so entlegen und unsinnig gewesen, wie sie uns heute erscheinen. Das Mittelalter war anders als unsere Zeit von religiösem Wahn und Haß erfüllt und lebte fast mehr in unklaren, sinnlich-mystischen Vorstellungen als in der Wirklichkeit. Zu denken, daß ein leidenschaftlicher Jude des Mittelalters, durch Rassenbedrückung wie durch das Bewußtsein gequält, daß seine ältere Religion durch die jüngere, aus ihr entstandene, überwunden sei, voll Haß auf deren legendären Stifter, seinem Rachegefühl im Durchbohren einer Hostie Genüge tun konnte, hätte nichts Ungereimtes an sich. Noch weniger unverständlich aber ist es, daß eine Menschheit, welche die blutige Opferung ihres Gottes durch die Juden nicht nur für geschichtliche Wahrheit hielt, sondern sie mit all ihren Lebensgedanken umwob, für die Behauptung halber symbolischer Wiederholungen solcher Blutopfer durch die Juden – also Hostienmarterung oder rituelle Tötung eines noch unschuldigen kindlichen Bekenners

Christi, der bezeichnenderweise immer bald nachher Wunder tut — ein abergläubisch offenes Ohr hatte.

Gleichwohl ist kaum anzunehmen, daß das eine oder andere dieser Verbrechen je wirklich begangen worden ist. Die Hostienschändung wird gerade durch das Moment für uns ganz unwahrscheinlich gemacht, daß sie damals glaubhaft machte: das angebliche Bluten der Hostie. Die gestochene Hostie, das ist uns sicher, hätte nicht geblutet. Wir wissen längst, daß eine winzige Tierpflanze, die *monas prodigiosa*, die Täuschung von Blutflecken auf dem Brote zuerst hervorgebracht hat. Daß bei den religiösen Gegensätzen des Mittelalters, in seiner dogmatischen Geistesrichtung, die scheinbaren Blutflecken sofort den Gedanken der Hostienschändung durch Christenfeinde, das heißt Juden, erwecken mußten, ist begreiflich. Ebenso begreiflich ist, daß dann spätere Volksverheher das ursprüngliche Wunder mit Hühnerblut nachahmten, um es ihren demagogischen Zwecken beliebig dienstbar zu machen. Die angeblichen rituellen Tötungen von Christenkindern werden meist Lustmorde gewesen sein, die leichtfertige oder vorgefaßte Meinung — nachdem das einmal, vielleicht durch die schlaunen Mörder, veranlaßt war — immer gleich den Juden schuld gab, die schon den Christus getötet hatten. Sinnloser als diese beiden, wie wir sahen, wenigstens der religiösen Anschauung der Zeit gemäßen Anlässe zu judenfeindlichen Unruhen ist die Beschuldigung, die — nicht nur in Konstanz — 1348, als die Pest durch Europa zog, gegen die Juden erhoben wurde: sie hätten die Brunnenstuben der Stadt vergiftet. Hier hat offenbar die nächstbeste Lüge, die zur Hand war, dazu dienen sollen, in der Anarchie, in der durch die Pest eingebrochenen Unsicherheit des Tages und der Stunde eine leidlich volkstümliche und vom Janhagel unterstützte Judenverfolgung einzuleiten.

Es ist klar, daß tiefgehendes Mißtrauen und Feindschaft gegen die Juden schon vorhanden sein mußten, wenn solche Anschuldigungen sofort zu den grausamsten Missetheilen führen konnten. Dieses feindliche Mißtrauen beruhte in dem durch

den damals hohen Zinssatz noch verschärften Verhältniß zahlreicher armer Schuldner zu wenigen sehr wohlhabenden Gläubigern. Daß hier der tiefere Grund der Judenverfolgungen liegt, enthüllt sich uns deutlich in dem, was nach jeder Judenverfolgung, auch den unblutigen, bei welchen die Juden nur eine Zeitlang ins Gefängnis kamen, immer geschah: gewaltsame Tilgung oder wenigstens Verminderung der Judenschulden, und zwar der Zinsen wie des Kapitals, und oft Verschärfung der Bestimmungen und Judenordnungen, die den jüdischen Wucher und Handel in einer für die Christen günstigen Weise beschränken sollten.

Ein weiterer wirklicher Grund der Judenverfolgungen scheint politischer Natur gewesen zu sein. Mehrere dieser Unruhen schlossen sich wie ein Zwischen- oder Nachspiel an die Zunftempörungen an, die Handwerkerrevolutionen, mit denen das Volk sich Sitz und Stimme im Räte der Stadt ertrugte, der bisher nur von den alten Geschlechtern besetzt war. Damögen die Judenhezen den Parteiführern erwünschte Ablenkung der überschüssigen Volksleidenschaft gewesen sein, die sonst leicht ihnen selbst oder der zum Frieden gekommenen Sache hätte verderblich werden können: ein Beweggrund, der bei den neuesten Judenhezen, den Pogromen, die sich an die russische Revolution angeschlossen, ganz deutlich war.

Wie wir jedes geschichtliche Ereigniß nur dann unmittelbar verstehen, wenn wir es im Vergleich mit gegenwärtigen, uns gefühlsmäßig klaren ähnlichen Vorkommnissen betrachten, so vermögen wir es andererseits erst richtig zu sehen und zu beurteilen, wenn wir es mit den anderen Bildern seiner Zeit umgeben, wenn wir also die Judenmorde in die Umwelt von Grausamkeiten des Rechts in Staat und Kirche wie von Greueln der Willkür, die für das Mittelalter kennzeichnend sind, hineinstellen. Was galt ihm Qual und Tod, die es fortwährend sah, fortwährend schaffte? Pest und Geißlerzüge, niederbrennende Städte, Plünderungen und Ermordungen durch den Krieg, Hungersnöte, ständige Folterungen und öffentliche Hinrichtungen um geringfügiger

Schuld willen mit Schwert, Rad, Feuer; durch all das hervorgerufen eine finstere, asketisch=mönchische Färbung der Religion, die den Todesgedanken immer mächtiger machte und auf ihn allein das ganze Leben bezog; die die Welt der Sonne, der Luft und der Fröhlichkeit, welche von der unversieglichen Urkraft trotz aller Schrecknisse immer wieder geschaffen wurde, verachtete und als eitlen Schein brandmarkte; die ihre besten Geister auf den Scheiterhaufen schickte, die sich mit Stachelgeißeln selbst zerfleischte — sehen wir die Judenverfolgungen auf diesem Hintergrunde, so erscheinen sie uns nicht mehr als etwas ausnahmsweise Grausames, sondern als die gegebene damalige Art, einen Haß und eine Feindschaft auszutragen. So blutige Bilder sich auch entrollen:

Da läuft wieder — 1333 — die Kunde von einer Hostien=schändung durch die Stadt. Vielleicht ist sie nichts als eine mißverständene Wiedererzählung der Beschuldigung, die vor zwanzig Jahren zu einem Gemetzel führte. Jemandeiner greift sie als neue Tatsache auf, und bald weiß das Gerücht genaue Einzelheiten. Eine offenbar hysterische christliche Magd, die bei einem Juden dient, hat auf der Straße geschrien, wie der Leib des Herrn von den Juden gemartert werde: die im Hause ihres jüdischen Dienstherrn verbrannte Hostie sei aus dem glühenden Ofen an ihren Arm gesprungen und dort hängengeblieben. Ein dazukommender Priester der Paulskirche sagt aus, ihm habe geschienen, als ob Hostien gefehlt hätten. Beweis genug!

Einzelne fanatische Bürger und viel Pöbel rotten sich zusammen. Das aufgeregte Durcheinandersprechen des immerwachsenden Haufens lockt von überallher Neugierige heran. Jeder weiß etwas. Und wer nichts weiß, will auch etwas sagen und beteuert zumindest die Wahrheit dessen, was andere erzählen. An das Blut, das aus der Hostie geflossen sei, heftet sich der Gedanke. „Blutsauger sind sie alle!“ ruft einer. Damit wird zur Wut gegen den Andersgläubigen auch der Besitzhaß geweckt.

Schon will alles aufbrechen zum Judenquartier. Indessen ist das Gerücht, um dessentwillen die Zusammenrottung geschah, in der Stadt gewachsen, hat sich vervielfältigt und neue Zusätze bekommen. Ein Aufgeregter kommt hergelaufen und erzählt den Leuten, was sie längst wissen, als ein Neues, noch Unerhörteres.

Nun löst sich der mit Knüppeln, Arten, rostigen Spießcn bewaffnete Knäuel, und es beginnt ein Laufen durch die Straße zu den Judenhäusern. Zwei Juden, die vom Marktschiff kommen und noch nichts wissen, begegnen den Aufläufern. Ein halbnackter Metzger, das Schlachtbeil in der Hand, springt auf sie zu und schlägt sie wie Ochsen, daß sie betäubt in die Knie brechen und bald nur noch eine zertretene Masse sind.

Hoffte der Rat vielleicht bis jetzt noch, den Aufruhr zu zügeln, die Juden zu ihrem eigenen Besten unversehrt gefangenzunehmen und dann für den Stadtsäckel auszupressen — sowie Blut geflossen war, mußte wohl die Sache ihren Weg gehen. Dennoch ließen einige der angesehensten Männer im Rat und Patrizier der Stadt nicht nach, den Bürgermeister zu bestimmen, er solle die Stadtknechte abschicken und mit Gewalt die Ordnung aufrechterhalten.

Indessen hatten die Juden sich, einige, um nicht voneinander abgesperrt zu sein, in die Synagoge, die anderen in ihre Häuser eingeschlossen. Dumpfe Angst erfüllte sie. In Gebeten, die von der furchtbar spannenden Aufregung immer wieder ausgelöscht wurden, in denen der Gedanke an Hiob, an den leidenden Gottesknecht des Jesaja zitterte, suchten sie die Angst zu übertäuben — und vielleicht auch Selbstvorfürfe über ungerechte Bedrückungen zu vergessen, zu denen sie sich durch Zeiten scheinbar völliger Sicherheit hatten hinreißen lassen. Aber all das und, was sie vor sich sahen: die grauen Mauern des kleinen Betsaales mit den holzvergitterten Plätzen für die Frauen oder die schönen Stoffe und Möbel ihrer Stuben, die mit der Enge und Winklichkeit der Häuser in seltsamem Gegensatz standen —

alles wurde ihnen verhüllt von dem schwarzen Schleier der Angst vor ihren Augen. Frauen schluchzten; Kinder weinten, ohne zu wissen, worüber; einige Männer, Familienväter, Vierziger und Fünfziger, würgten an dem Uebermaß dieser Spannung, als wollten sie die Seele aus dem Leibe speien. Der Rabbi murmelte Gebete. Ein alter, blinder, weißhaariger Mann sprach tonlos, mit einer längst toten und erloschenen Kraft, Prophetenworte vor sich hin. Es war, als hielten sie alle die Augen geschlossen und den Kopf gesenkt vor dem Einbrechen eines Ungeheueren. Aber sie hatten die Türen verstellt und verrammelt und Waffen neben sich gelegt. —

Fern kam ein Lärm. Schreckhaft horchten sie auf. Er verhallte — und wälzte sich jetzt doch heran: ein Gewirr von Lauten, Schurren, Schreien, Rufen, Klirren, Sprechen.

Und nun, wie eine Erlösung: der erste dröhnende Schlag an die Synagogentür. Die Frauen schreien auf, die Männer ergreifen die Waffen . . .

Ehe die festere Synagogentür hereinbrach, war ein Teil der Angreifer schon in die Häuser gedrungen, schlug nieder, was sich wehrte, und warf die um ihr Leben Flehenden auf einen Wagen, von dem man den Fuhrmann heruntergestoßen hatte. Zwanzig etwa zogen mit Brüllen und Johlen von Spottliedern, indem sie die Pferde roh schlugen und zerrten, mit dem Wagen vor die Stadt, häuften Stroh und Holz und verbrannten die Juden, die durcheinander sangen und weinten.

Eine andere Rotte hatte Frauen und Kinder gepackt und trieb sie zum Rhein. Ein Kerl, das Messer zwischen den Zähnen, voran, der rechts und links ein jüdisches Weib schleppte, in deren Haaren er die Fäuste verknotet hatte. „Dort Feuer, hier Wasser!“ schrie einer aus der Rotte. Man warf die halb Ohnmächtigen bei den Strommühlen in den Rhein, sah sie noch zappelnd und sinkend ein Stück hinabtreiben und lief schnell in die Judengasse zurück. —

Als hier das Tor der Synagoge einbrach, waren seine zersplissenen Teile schräg auf die hinten herangeschobenen

Bänke und Stühle zu liegen gekommen und versperren noch immer den Eingang. Ein paar Küferknechte bemühten sich eben, die zerschlagene Thür herauszuziehen, wobei ein Jude mit einem schlankeu spanischen Degen nach ihnen auslangte, als ein Rathsherr mit Stadtknechten auf dem Platze erschien und Ruhe gebot. Die Menge hatte ihn kaum durchlassen wollen, und die Stadtknechte mußten erst zwei, drei Kerle in die Knie stoßen, ehe die Aufrührer gehorchten.

Den Juden wurde befohlen, sich dem Räte zu ergeben, der ihnen Schutz für Leib und Leben verhiess. In dem Blick, mit dem sich die vordersten der kämpfenden Juden ansahen, lag die rasche Ueberlegung: hier sind wir in weniger als einer Stunde erschlagen, dort kann wenigstens Rettung sein. Sie warfen, plötzlich widerstandslos, die Waffen hin und halfen nun selbst den verrammelten Eingang freimachen. Daß das Volk sie auf dem Wege in den Ziegelturm mit Spottliedern begleitete, konnten die Stadtknechte nicht hindern. —

Die Männer im Räte der Stadt, die diesen glimpflichen Ausgang des Gemetzels bewirkt hatten, schalt man bestochen. Und der Chronist berichtet: es sei ihnen ferner im Leben nichts geglückt, und der Himmel habe sie mit einem frühen Tode bestraft. —

Ähnlich haben sich sicherlich auch die anderen Judenverfolgungen in Konstanz vollzogen, die frühere von 1312, die nächste von 1348, die sich an die Pest anschloß, der unblutigere Auflauf von 1393, der mit der Zunftempörung zusammenhängende von 1430, und der auch wieder nur in einer Gefangennahme endigende von 1443. —



Sommertage

Als ich in der zweiten Juliwoche an den Bodensee fuhr, wiederholten sich südlich vom Schwarzwald, am Untersee, die Hochwasserbilder, die meinen Zug rechts und links der Schienen durch die hessische und badische Rheinebene begleitet hatten: alles Ried war glänzende Wasserfläche, aus der da und dort fern vom Ufer Weidenbäume aufragten; selbst auf Wiesen, auf denen man geschnitten hatte, stand knietief das Wasser um das gehäufte braune Heu, wie Meer um regelmäßige Inselketten. Die tiefer liegenden Straßen, neben denen überall die gefüllten Gräben spiegelten, waren lange Strecken weit unterbrochen und überspült. In der Gegend von Radolfzell standen auch Häuser in der friedlichen Flut, die sie, wenn kein Sturm kam, nicht ernstlich gefährdete. Der Zeller See und der zwischen der Konstanzer Halbinsel und der Insel Reichenau gelegene Gnadensee, über den in guten festen Wintern die, unter dem Stahl langhin dröhnende, Schlittschuhbahn hinüberführt, schimmerten weit in ihrer ungewohnten Größe mit niedrigen, halb ertrunkenen Ufern. Der Pappeldamm zur Reichenau hinüber, der noch Wochen nachher nicht trocken war, sah wie eine Pfahlreihe aus dem See hervor. An anderen Straßen waren für die Fußgänger bei den tiefsten Stellen Bretterstege neben dem verschwundenen Fahrdamm gebaut. Wegtafeln verboten den Verkehr mit Kraftwagen. Die kleinen Rheindampfer, die von Konstanz, vielfach zwischen den Stromufern kreuzend, nach Schaffhausen fahren, konnten nicht mehr unter der Rheinbrücke durch zum Konstanzer Hafen verkehren und liefen mit verändertem Fahrplan nur bis Petershausen, das Konstanz am rechten Rheinufer, als ehemaliger Brückenkopf, gegenüberliegt. Kraftboote, die den Verkehr zwischen der badischen und der Schweizer Seite des „Konstanzer Trichters“ — so heißt die sich zum Rheinabfluß verengende Bucht — vermitteln, hatten das Anlanden drüben an den Schweizer Haltestellen ganz aufgegeben.

Langsam und allmählich, wie die Flut in dem weiten Seebecken gestiegen war, verlief sie sich wieder, ohne daß sie, abgesehen von der Schädigung der Ernte, einiger Straßen und Gartenanlagen am See, ernstliche Übel angerichtet hätte. Ende Juli boten Ufer und See wieder das alte gewohnte Bild sonnigweiten Friedens mit leichtem sommerlichem Ferneduft, aus dem morgens und abends die blaugrünen Uferzüge mit ihren hellen Ortschaften und die lichten Alpen klarer hervortreten. Meist ist diese Stille nur belebt von dem Raderschlagen der Dampfer und ihren lang an die flachen Ufer heranschäumenden Bugwellen; von den pochenden Stößen der Motoren in den großen schwarzen Lastkähnen, die noch vor wenigen Jahren mit ihren heute selten sichtbaren, hohen, gestreiften Segeln über die spiegelnde Fläche zogen; vom rascher verhallenden Rattern eines drüben vorübergleitenden weißen Gesellschaftsbootes; vom Verrollen eines Bahnzuges am Schweizer Ufer — und abends von der Stimme irgendeines singenden Ruderers oder dem fröhlichen Lachen Badender, deren Badehütten die Weidenbüsche an unbebauten Uferstellen sind; gelegentlich noch vom schwingenden, bohrenden Surren der Propeller eines Zepelin-Luftschiffes, das meist irgendwo über dem weiten Becken des Obersees, ein heller Strich, leuchtet.

Außer von dem hinziehenden Höhenton ist jetzt der See, insbesondere die Konstanzer Bucht, mehr als eine Woche lang von dem trommelnden Motorlärm und dem schaum-sprühenden Vorüberzischen der Rennboote erfüllt, die sich im hinteren Konstanzer Hafen für die Wettfahrten der Bodensee-Woche versammelt haben.

Vor meinem Schreibtisch liegt, im weit offenen, weinun-rankten Fenster, zwischen zwei hinter dem Rahmen fast verschwindenden Bäumen, deren einer oben vor den Wolken zum anderen hinübergreift, die ganze Breite der Bucht, bis zu dem langgestreckten, sich nach Osten allmählich absenkenden Schweizer Uferzuge. Als noch Hochwasser war, umspülte der See diese Bäume und klatschte unten an die Mauer des

Hauseß. Ich sehe die beiden von Start und Ziel entferntest verankerten Marktboote mit ihren roten Flaggen, um welche die zehn Kilometer lange Bahn herumführt. Neben mir liegen Feldstecher und Fernglas.

Tagelang, ehe die angesetzten Rennen begannen, übten und prüften die Fahrer hier draußen. Am Horizont des Gehörs, noch ganz fern, tauchte das Trommeln der jagenden Motoren auf, wuchs rasch zur vollen Stärke, und schon schoß eines der schlanken Boote, so in spritzenden Schaum, wie ein Kraftwagen in Staub gehüllt ist, nur mit dem über dem Wasser stehenden Vorderteil sichtbar und von einem Schaumstrich gefolgt, durch das Bild. Je näher die Renntage kamen, um so mehr war die Bucht fast gleichmäßig erfüllt von diesem schwellenden und abnehmenden Surren, das immer wieder zum Hinaussehen lockte.

Bei den Wettfahrten der Rennboote ist der Start der interessanteste Teil des Schauspiels. Start- und Ziellinie wird von dem sogenannten Startschiff aus festgelegt, einem großen Schleppboot, das einige hundert Meter vor dem Konstanzer Leuchtturm verankert liegt. Sein Deck ist für die Preisrichter mit einem Sonnendach versehen, und darüber hat man den gestreiften Zeitmast aufgerichtet, an dem der Zeitball zum höchsten Punkt aufsteigend den ungeduldig hinter der Startlinie fahrenden Booten die letzten fünf Minuten anzeigt bis zum Beginn. Wenn er den obersten Minutenstreifen langsam hinaufrückt, werden die Boote noch nervöser: eins fährt im Kreis hinter der Startlinie, eins weit zur Seite, eins jagt mit fast voller Geschwindigkeit auf und nieder, ein viertes fährt mit halber Kraft auf die Startlinie zu und muß noch einmal wenden. Bis endlich der Startschuß ertönt und gleichzeitig der rote Zeitball herunterfällt. Nun drängen sie zur Linie, und für die erste Runde ist, bei den nicht großen Geschwindigkeitsunterschieden der Boote, die Güte des Startens sehr entscheidend. Dann legt sich — ganz anders als beim Pferderennen — nach den Stärken der Maschinen die Reihenfolge der Boote unveränderlich fest. Und nur Motorschäden,

die, wenn möglich, ohne Aufgabe des Rennens in der Bahn ausgebessert werden, oder das erneute Überholen eines Bootes durch ein anderes um eine ganze Runde, bringen Abwechslung in das Bild.

Im Stadtgarten, auf den Hafenmolen und =mauern, auf dem Umgang des Leuchtturms und des Pegels wimmelt es von Zuschauern. Ein großer Begleitdampfer voller Passagiere kreuzt am Startschiff, das von zahlreichen Ruderbooten, Gondeln und Segeljachten umlagert ist. Die Bahn wird von einem Polizeiboot freigehalten.

Der Startschuß ertönt, der Zeitball fällt. Nun haben wir rückwärtigen Zuschauer vor uns das Bild eines antiken Wagenlaufs, der mit Wellenrossen davonjagt. Sowie die Schraube zu wirbeln beginnt, steigt das Boot vorn hoch, und der Steuerer steht wie im Wagenbug, gerade aus den beiden Schaumbogen aufragend, die das rennende Boot zur Seite wirft, sich windschnell verkleinernd. So lagen die vier Boote in ihrer rasenden Bewegung noch scheinbar nebeneinander, und erst am Stadion der Bahn, am Markschiff, konnte man mit dem Feldstecher die Reihenfolge erkennen, in der sie jetzt an der fernen Gesichtskreislinie wagerecht hinübergingen, wie sich rasch folgende einzelne Schaumwellen.

Das wichtigste der Rennen, das mehr als vier Stunden in Anspruch nahm und über zweihundert Kilometer, zwanzig Runden der Bahn ging, war das Rennen um den Lanzpreis und wurde von zwei Siegern früherer Bodensee-Weeks, Daimler und Saurer, mit je zwei Booten bestritten, nachdem sich dieselben Boote schon in zwei Vorrennen gemessen hatten. Ich verfolgte es von meinem Tisch Runde für Runde. Ich hatte mein Fernrohr auf das nächste der Markboote eingestellt, um das ich die Kenner immer wieder in schöner Kurve herumgehen sah: wie sie sich seitwärts legten und die Besatzung sich weit über den Innenbord hinausbeugte, während auf der Außenseite des Rangs der Schaum doppelt hoch spritzte.

Jetzt sind die Rennen mit Fest und Preisverteilung vorüber. Einzelne Nachzügler lassen noch einmal ihre Boote laufen. Aber schon taucht der See zurück in seine sommerliche Stille, die ab und zu ein sich über dem Südufer türmendes Gewitter unterbricht, das aus fahlem Nachmittage aufsteigt und noch in die erste Hälfte der Nacht seine Blitze wirft, seine Donner rollt.

An einem ganz stillen, leuchtend sternklaren Abend fahre ich mit einem Freunde, der wie ein Schatten am Heck der Gondel lehnt, hinaus unter die unzähligen Lichter. Ein Bogen von Glanz steht die Milchstraße, sich im See spiegelnd, gerade über uns, die beiden Ufer überbrückend. Das Boot treibt aus der dunklen Parkbucht, in der Land und Wasser ohne Grenze zusammenfließen, hinaus in den langen, zitternden Widerschein der Lichterkette von Konstanz. Einmal kommen kleine redende Stimmen aus einem fernen unsichtbaren Nachen herüber, ein Blätterrascheln geht durch die Pappeln am Steg; sonst ist nur der spülende Laut der langsamen Ruderbewegung um uns. Das Gespräch gleitet mit der Gondel leise durch das Schweigen unter den Sternen hin.

Auf einer der waldigen Uferhöhen, weit nach Ost, Süd, West blickend, liegt das Haus des Freundes, der jetzt zu mir redet und der seit Jahrzehnten hier ein arbeitsames, einsiedlerisches Leben mit der Natur führt.

„Ich habe“, beginnt er, „die Rennen auch angesehen, weil mich alles beschäftigt, was diese Landschaft berührt, in der ich lebe. Und ich sage dir wieder: das ist alles Außenseite des wahren Lebens! Welche Intelligenz, welche Tüchtigkeit und Kraft ist hier bei dem Bau der Motoren aufgewendet! Und was wird erreicht? Nichts als: schneller zu fahren. Ist das ein Ziel? Wo immer in diesem technischen Zeitalter energisch gearbeitet wird, gilt es: Raum und Zeit aufzuheben, an allem vorüberzulaufen, nirgends zu sein; nirgends das Sein, das Beruhen und Beharren in sich, auf kleinem Raum, nach allen Seiten in die Unendlichkeit auszu dehnen, und damit erst vollzumachen. Einen Augenblick erschien dir

vielleicht die wieder stillgewordene Bucht leer. Fühlst du nicht, wie sie sich neu mit einem, diese Tage über stumm gewesenen, viel reicheren, größeren Leben füllt, das Zeit und Raum viel tiefer überwindet? Wenn ich dort oben auf meiner Höhe mit der Sonne, dem Wetter und den Jahreszeiten lebe wie meine urältesten Vorfahren, wenn ich mein Brennholz schlage und die Scheiter an meiner Hauswand schlichte, wenn ich an stillem Sommermittage auf dem Boot liege und fische oder im Uferschilf Enten jage, wenn ich wandernd durch die Wälder streife und, aus einem uralten Menschheitsgefühl heraus, immer von Zeit zu Zeit drüben in die Berge steige; und wieder, wenn ich Freunde und Gäste empfangе, die mein einfaches Mahl, Brot, Fleisch, Wein teilen; wenn ich in meinem Arbeitszimmer, von alten und neuen Büchern umgeben, mit irgendeinem längst toten Manne Zwiesprach halte, der ein Mensch war wie ich — was ist dann an Zeit vergangen seit den frühesten Schöpfungstagen? Ein Tag, ein Jahr und vielleicht ein Menschenleben, die drei Zeitkreise, die einmal den Umlauf aller Dinge umschließen. Mehr nicht! Und wenn nun ich mit meiner Arbeit wieder aus diesem unvergänglichen Leben und seinen Zeitringen schöpfe — da mag ich ein paar Zufälligkeiten unserer Epoche fremd bleiben, dem Leben auch der fernsten Zukunft, die immer wieder die Urform aus sich gebären wird, gehöre ich an. — Aber freilich: weit muß das Land sein, in dem man wohnt, wie hier! Weit in den Raum und in die Zeit muß es sich dehnen! Geschichte muß es haben und vorübergegangene Kulturen, die wieder versunken sind in das Ewigbleibende: Sommer und Winter, Saat und Ernte, Geburt und Tod. Siehst du, das, was ich in der Hast und dem Lärm der Städte nie gefunden habe: daß ich mich und mein vergehendes Leben ans Ganze knüpfen konnte — seit ich hier hause und diese reiche Landschaft mit ihrem jahrhundertealten Ergehen, von den Pfahlbauern an über die Römer und die Zeiten der Bischöfe und Klöster bis zum Zeitalter der Maschinen innig kenne und liebe, ist's mir gelungen."

Längst hatten sich die losgelassenen Ruder an die Bordwände gelegt. Wir trieben langsam um einen matt erleuchteten Dampfersteg, von dem auch unser Boot einen Schimmer empfing. Still lagen die schwarzen Baummassen des Ufers und der weit in die Nacht hinausdunkelnde See wie ein mythischer Hintergrund zu den eben gesprochenen Worten.



Winterbilder

Der Winter ist für die Bodenseegegend, mehr noch als der Herbst, die Zeit der Nebel, die oft tagelang nicht weichen, oft nur mittags ein wenig matte Sonne und blasses Blau durchschimmern lassen, um nachmittags gleich wieder die undurchdringliche Hülle zu schließen. Sie stehen meistens nicht sehr hoch über See und Land; man sieht den Nebel gelegentlich über einem Teil des Sees wie eine senkrecht abgeschnittene, ein paar Häuser hohe Stufe und ist manchmal auf Uferhöhen wie auf Inseln über der glänzenden weißen Schicht. Sie sind nicht so trostlos dunkel wie die nordischen Nebel der Meeresküsten, sondern lichtgrau und eigentlich nur eine wunderbare weiße Einsamkeit, in der die Dinge entkörperert auftauchen und schwinden.

Da fängt in der milchigen Helle, der man auf der Feldstraße zuschreitet, das Flächenbild eines Baumes, eines Hauses, einer Telegraphenstange matt zu dämmern an, oder der bewegliche durchsichtige Schatten eines Entgegenkommenden, immer schrittstoßend, wird größer, dunkler, näher; der Umriss eines Wagens wächst aus der weißen Tiefe des Weges; Rufe hallen, Stimmen klingen wie im Raumlosen; aber keine vertraute Umgebung des Weges, kein Hereinsehen der Weite mit ihren bekannten Waldecken und Höhen, leise sich wandelnd, schiebend, rückend, begleitet den Schritt. Das Gewohnte wird neu, unbekannt, weit. —

Auf der Konstanzer Rheinbrücke, am späten Nachmittag, wenn die eben unsichtbar untergegangene Sonne ein ganz klein wenig rötliches Dämmern in den trockenen, frierenden Nebel gießt, steht man dann wie mitten in einer milchigen, rings umschlossenen Raumkugel, durch deren Kern sich der hüben und drüben verschwimmende Brückenbogen schwingt; deren graue Außenfläche in ihrem großen Umschwung oben bis an den rötlichen Schimmer reicht, unten bis an das Geplätscher der kaum noch sichtbaren Flußwellen, in das die verfließenden dicken Pfeiler wie ins Nichts hinabtauchen.

In diesem Kugelraum ist viel Leben, das so im Dunst verbunden ist, als wäre der Nebel selbst mit Gestalten lebendig geworden. Um die bereiften Eisengeländer und die mit Schneekapuzen bedeckten Häupter der Brückenstandbilder fliegen freischwimmende Möwen, indessen Fußgänger, Lastwagen, Bauernkarren, Kraftfahrer und Handwägelchen um diese verkehrsreiche Stunde näher und ferner, deutlich und schon verschwommen aneinander vorüberziehen, als gäben und nähmen sie einander tauschend ihre Sichtbarkeit — dort und dort, wo der Brückenbogen aus noch unterscheidbarem Dunst ins Nichts hinaustritt. Dann taucht über dem Stromgewell, das nur durch sein dunkleres, unruhigeres Schattensfließen unten in den Nebel hineinspielt, das hohe und breite Deck eines Lastkahnes und füllt fast den unteren Raumteil der Kugel, bis es unter dem Brückenbogen entschwindet. Und immer ist dies Rund um den, der mitten auf der Brücke steht, wie ein Glasball, in den man Figuren eingegossen hat.

Die tiefste Einsamkeit aber gibt der Nebel dem, der an solchem winterlichen Tage aufs Boot geht und nun nur Wasser und den Hauch des Erd- und Seeatems um sich hat, welcher fast schon die Spitze des Bootes einschlingt. Der Raum ist ganz gleichförmig, das Boot scheint zu ruhen, der Nebel und das Wasser langsam zu fließen. Das Spülen um den Kiel, das leise Schlagen der Ruder, einmal der gespenstisch-schattenlose Vorüberflug oder der Schrei einer Möwe, die sich auf einen — wie vom Wasser herangetriebenen — hohen bemoosten Bootspfahl schwingt, der gleich wieder mit der Strömung schwindet; ab und zu das winters hier jedem gewohnte, bohrende, klagend-durchdringende Tuten einer Dampfersirene, das unbestimmbar im Raumlosen aufheult. Das ist alles. Dann wird ein Stück kieseligen, schlammigen Ufergrundes, den das winterliche Zurückgehen des Sees freigab, sichtbar. Mühsam findet der Ruderer eine Stelle, wo er mit dem Boot herankommt und, ohne in dem weichen Lehm und Kieselgemenge zu versinken, aussteigen

und sein Fahrzeug auf's Land ziehen kann. Allmählich erst tauchen ihm, während er mit geschulterten Rudern fortstapft, Baumumrisse mit noch undeutlichen Wipfeln, eine hohe Parkmauer — die im Sommer zu drei Vierteln im Wasser steht — eine Hausfläche aus dem Grau.

Wie wunderbarlich sind des Abends dann die Lichtstreifen und breiten Schattenbänder in diesen vom See über das Land ziehenden Nebeln, wenn etwa ein Wagen oder Schlitten mit seinen Laternen hindurchfährt, die Pferdeköpfe riesig vergrößerte, nickende Mitläufer; und wenn sich um jeden der kahlen Chausseebäume mit dem Vorüberfahren des Wagens ein Stern von hellen und dunklen Strahlen, von Licht- und Schattenkegeln drehend herumschwingt. War solche Nacht recht eiskig und kalt, dann sind am nächsten Morgen alle Bäume und Büsche, jeder Strauch, jede Staude, Kraut, Gras, ja selbst die Schneefläche mit langen Reifnadeln besteckt, und die Landschaft liegt da wie das Schaufensterstück eines Zuckerbäckers, wie das Wunderwerk eines Edelsteinschleifers oder eines kunstreichen Glasbläfers und -spinners. So funkelt, glitzert, glänzt es weiß und regenbogenfarbig, wenn nun die Sonne und der blaue Himmel hineinleuchten. Und es kommt meist, wenn Winternächte recht kalt waren, daß dann der Nebel am nächsten Morgen vom Licht überwunden wird.

Wie in einem weißen Stachelpelz steht alles; jeder Ast, jedes Zweiglein ist umstarrt von den kristallinen Strahlchen. Verwirrend scheint der Anblick und nicht zu überschauen. Doch erkennt man bald, wie all diese vielfältigen Formen von ganz wenigen gleichen und weithin wirkenden Kräften geschaffen sein müssen, vielleicht magnetischen oder elektrischen Ausstrahlungen der Wintererde durch ihre Nerven, die Bäume, hinaus, die nun die kleinsten Eisteilchen der gefrierenden Nebelluft anziehen: und damit klar, schön, eine leuchtende Einheit, in welche die grotesken Formen der kahlen Bäume, der zackigen Äste, gebogener Zweige, hängengebliebener, verdorrter Blätter, wie das Spiel einer Phantasie und Laune hineingedichtet sind.

Anders, doch nicht minder grotesk, ist das Formenspiel am Seeufer, wenn Wind und Gewell mit der Kälte zusammenkamen und der flache Strandauslauf eine erstarrte Brandung ist, die weithin wie ein Eiswall das Wasser begrenzt. Da der See immer im Winter, wenn seine Zuflüsse gering werden, kaum ein Gerinnsel mehr von dem Gebirge fließt, weit zurücktritt und an flachen Uferstellen bis zu fünfzig Meter und mehr von dem kieseligen, steinigen, schlammigen Grund freigibt, liegt dieser Eiswall weit draußen allein im Ebenen und hoch etwa wie eine sich überschlagende Dampfwelle. Kommt man ihm näher, nimmt er die Gestalt eines kleinen Gebirges an, in dem mehrere Bergwellen, mit schön geschwungenen Linien, im ganzen parallel hinziehen — hier, an flachen Stellen, wo die Welle weit kriechen konnte, auseinandergezogen, dort, wo noch jetzt der See an einer steilen kleinen Eiswand hinausspritzt, hart und nah aneinander geschoben oder zu einer einzigen Welle zusammengefloßen. Im einzelnen hat auch hier die gleichmäßig wirkende Kraft des ununterbrochen anspritzenden Gewells an den unregelmäßigen Formen, die es vorfand, an großen Steinblöcken, Pfählen, angetriebenem Holz und älterem Eis wunderliche phantastische Gebilde geschaffen. Viele Eishüte, die oben auf Steinen sitzen, von der Welle, als der See noch höher stand, durch immer erneutes Spülen, das über dem Stein gefror, hergestellt und jetzt, da der See weiter sank, unten scharf abgeschnitten. An mehreren Stellen hat sich in Buchten, zwischen großen Steinen, ein Stück glatte Eisschicht bilden können. Mit dem Sinken des Sees ist das Wasser unter ihr geschwunden, schlägt jetzt nur noch mit dem Gewell hinein und vermehrt bei jedem Hineinspülen die Eiszapfen unter der niedrigen Decke, die Eissäulchen und Pfeilerchen, die den schmalen Spalt zu einer Stalaktitengrotte umgewandelt haben, in die es freilich etwas unbequem ist hineinzuschauen. Hier sind Schollen aufgebrochenen Eises wie ein Miniatur-Eismeer, mit aus der Fläche ragenden Riffen und Kanten, aufs neue erstarrt. Ein frostiger, einsamer Bade=

steg ist an seinen langen Stützen und schrägen Verbindungsbalken umfrozen, als stecke er in Eishosen. Wir wurden als Jungen nicht müde, stundenweit diesem Gebirgszug der erstarrten Brandung nachzugehen, und hatten unsere Freude daran, immer neue seltsame Gebilde zu entdecken.

Das Schönste aber, was ein kräftiger Winter am Bodensee zu schaffen vermag, das ist die Eisdecke über dem Gnadensee zwischen Reichenau und Allensbach. Wenn es zwei, drei Wochen streng gefroren hat und nicht allzuviel Schnee gefallen ist, dann prüfen die Fischmeister das Eis; und wenn es trägt, wird aus Tannenbäumchen, die man in die glasig-dunkle Decke einhakt, ein Weg abgesteckt von Allensbach nach Mittelzell. Zehn Meter rechts und links kann man dann dem Eis unbedingt trauen; aber auch weiter, namentlich nach der Rundung der Bucht zu, ist es noch sicher. In ganz harten Wintern kommt es sogar vor, daß auch die anschließende, meist eisfreie oder nur mit dünner Decke überspannte Bucht von Radolfzell ganz gefriert.

Wenn der Eisweg Allensbach — Mittelzell eröffnet ist, dann beginnt hier draußen ein lustiges Leben. Schlittschuhläufer aus Konstanz und von weiter her, zahlreiche Kinder aus den nahen Dörfern, Fußgänger und Handschlitten beleben die breite dunkle Eisfläche und verlieren sich, selbst wenn sie in ganzen Gruppen beisammen sind, dennoch in der grauen gleichmäßigen Weite. Auch der wirtschaftliche Verkehr zwischen Festland und Insel geht dann übers Eis: große holzbeladene Schlitten und Boote werden herüber- und hinübergeschoben, als hätten die Leute für ihre Frachten den Bau dieser glitzernden Brücke abgewartet. Alles freut sich des neuen Weges. Die meisten Läufer halten sich in der Nähe der abgesteckten Bahn oder fahren weit an den buchtigen beschneiten Ufern der Insel oder des Festlandes hin. Aber auch weit draußen in der Richtung auf die in der wintergrauen Dämmerluft verschwimmenden Hegaukuppen und den Schienerberg zu, sieht man Gestalten. Oft, besonders an nebligen Abenden, wenn auf dem Eise nach allen Seiten

gleichmäßig lastendes Grau liegt und man schon wenige Meter vom Lande jede Orientierung verliert, haben sich Leute, die nach Radolfzell hinüber wollten, verirrt, sind auf den freien See hinausgekommen, wo die Strömung des Rheins kein tragendes Eis gefrieren läßt, und sind dort ertrunken.

Es ist ein wunderliches Gefühl, auf dem glasklaren dunklen Eise vom Ufer auf die Seetiefe hinauszulaufen. Noch sieht man deutlich den gelben Grund, Steine und Scherben, die auf ihm liegen, einen kurzen Bootspfahl, der heraufragt und mit seinem Kopf eingefroren ist. Langsam senkt sich der Grund. Schwindel faßt ganz leise den Läufer, wenn er sich so über der Flut schweben sieht, in die sein Blick metertief hinabdringt und in der gar ein Fisch gerade unter seinen Füßen vorüberschnellt; erst, wenn er ganz über dem Grundlosen läuft, schweigt das schwindelnde Gefühl.

Wie das dröhnt, wenn fern ein Läufer herankommt! Die ganze Decke scheint zu zittern und der Ton des Stahles auf ihr nach allen Seiten ins Weite zu eilen. Die Läufer begegnen sich. Wieder verdröhnt der Stahlton auf der leichten Rauheit des Eises. Alle dreißig, vierzig Meter ziehen lange, schmale Risse durch das Eis; die beiden aneinanderstoßenden Flächen schwanken ein wenig, während der stählerne Schuh hinübereilt. Dort, nah dem Ufer der Insel, wird Nußeis geschlagen; schon ist ein breites viereckiges Loch frei; ein Mann rudert eben mit langem Stecken eine große Scholle heran. —

An vielen Wintertagen liegt die Weite ohne Nebel in gleichmäßig trübem Grau, in dem die beschneiten Ufer flach, ohne die Berghintergründe, sich müde hinziehen, als warteten sie nur auf die frühe Dämmerung, um wieder in Schlaf zu versinken. Kein Schiff ist zu sehen. Nur der schwarze Rauchball eines fernen Dampfers steht wie unbewegt über dem Horizont. So gehen Wochen hin, bis regenschwerer Föhn mit wolkendunklem Tauwetter von Süden kommt, durch die kahlen Wälder und Parke, über Wiesen und leere Äcker segt und alles plötzlich in ein nasses Schwarz taucht.

In den alten Städten am See sieht es winters trüb und einförmig aus. Das Hafentreiben, das im Sommer jedem Nestchen sein buntes Leben und für Stunden Pulsschlag und Verkehr gibt, ist erstorben. An den kleinen Haltestellen legt nur noch ein oder das andere Frachtboot an; an manchen, die im Sommer Fremden- und Vergnügungsorte mit großem Verkehr sind, liegt die Landungsbrücke mit verschlossenem Wartehäuschen monatelang unbenutzt — nur das Uhrwerk der Signalglocke arbeitet an den Nebeltagen. In den größeren Häfen landen die Kursschiffe mit wenigen Passagieren. Ihr Zweck scheint nur noch der Frachtverkehr. Sie liegen lange angeseilt. Fässer werden gerollt, Kisten auf eisernen Hebelkarren über die dröhnenden Bootsbrücken gefahren, Säcke geschleppt und Körbe getragen. Hat sich das Schiff langsam und schwerfällig dann aus dem Hafen herausgeschoben, scheint alles wieder ganz erstorben.

Jetzt regt sich das geistige Leben am See. Die verzitternden Wellen aus den Hauptstädten kommen langsam herangerollt: Theater, Konzerte, Vorträge. In das alte winklige Stadttheater ist eine Mimenschar eingezogen, deren Mitglieder die einzigen auffallenden Erscheinungen auf den zwei Straßen sind, in denen mittags einiger Verkehr herrscht. Ein volkstümlicher Kunst- oder Geschichtsprofessor kommt zum Vortrag in einer durch wohlthätige Stiftung errichteten Bildungsgesellschaft und speist nachher mit den Vätern und Leuchten der Stadt. Oder ein musikbegleiteter großer Sprechkünstler rezitiert den „Enoch Arden“, und der gespendete Riesenkranz, dessen Schleife er dankbar mitnimmt, wird von der Hand eines trauernden Saaldieners nachher am Grab des Veteranenbundkameraden niedergelegt. Es ist gleichgültig, daß diese Bildungs- und Kultureinfuhr ein wenig zufällig und willkürlich gerät; sie erfüllt ihren Zweck doch, der letzten Endes — wie der der Liedertafel, des Rauchklubs, der Schachgesellschaft und des Bürgervereins auch — ein geselliger ist. So verfließt das Winterleben der kleinen Seestädte in stiller Abseitigkeit, in dankbarem und bescheidenem

Anteilnehmend dürfen. Aber sie haben auch ihr eigenes Dasein, das gerade im Winter, wenn es in sich abgeschlossen, ohne die starke Sommerberührung mit dem fremden, großen Verkehr, sacht hingleitet, den, der die enge Altertümlichkeit und die große Landschaft dieser Städte liebt, der sie kennt und hier irgendwie verwurzelt ist, viel lehrt. Das Leben hat in solchen winterlichen kleinen Verhältnissen Beziehung nur auf sich und seine nahe Gegenwart. Und das scheint der Grundwille alles Lebens, der sich uns, die wir mit der Öffentlichkeit eines Zeitalters verbunden sind und stark in dieser großen, nicht mehr persönlichen Allgemeinheit unser Glück und Unglück finden, immer wieder verhüllt, uns Gegenwart und Genuß verkümmert und, statt auf glücklichen Inseln leben, im küstenlosen Meer treiben läßt. In dem Winterleben stiller Abgeschlossenheit werden den Menschen die wenigen tiefen Wirklichkeiten des Daseins bewußt: das Hingehen durch Gegenwart, durch schöne und graue Tage, das Wirken ins Nahe und Nächste, das Gefühl für das Zusammensein, Aufsteigen und Schwinden mit einer Menschengeneration, die — wie eine lose Schar von Spaziergängern, die sich in Gruppen besprechen — zwischen den anderen Generationen hinschreitet, den älteren, die sie versagen und vergehen, den jüngeren, die sie werden, irren und tappen sieht; sie selbst, sie allein, für ihr Gefühl das Leben. Man lernt da kennen das Geachtetsein im nahen Kreis und ebenso das Vergessenwerden, das völlige, an das dem in der Öffentlichkeit eines Zeitalters mit lexikalischem Gedächtnis arbeitenden Menschen der Gedanke so schwer zu fassen und zu tragen wird, und das doch höchste Weisheit und Liebe des Lebens — und auch für die langdauernden Namen irgendwann die letzte, unvermeidliche Wirklichkeit ist. Man lernt das Sehen aller Dinge in nahen, unmittelbaren Massen, nicht in den übertragenen einer wesentlich abstrakt gewordenen geistigen Welt des Gedankens, des Erfolges, des Ruhms. Ein alter Mann stirbt, den man immer mit seinem Hund auf der Straße traf; zwei Menschen, die man als

Kinder täglich zur Schule gehen sah, heiraten; irgend jemand spricht von einem längst vergessenen Nachbarn, den er in seiner Jugend kannte und der noch in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreichte. Man fühlt fast körperlich die Zeit. Wie weit ist hier der Abstand bis in jene Tage, da noch kein Dampfer über den See fuhr — viel weiter als in der abstrakten allgemeinen Entwicklung der Zeitraum dieser hundert Jahre bis zu den Klassikern etwa und Napoleon. Und wie nah bleiben doch wieder fernste Zeiten, deren Kultur in den wechselnden Moden des Zeitgeistes verloren ging, hier dem Menschen, wo eine nicht tiefgehende, spärliche und flüchtige Saison das stille Wirken des Menschheitsjahrtausends keinen Tag zu übertäuben vermag.

Weithin liegt heute klar und sonnig der See mit weißen, umeisten und beschneiten Ufern, und selbst die im Blau des Himmels grünsilbern schimmernde Zackenreihe der Alpen ist da. Eine fröhliche Schar junger Menschen kommt auf Schneeschuhen die glitzernden Uferhänge herabgefahren. Sie trinken mit dem zukunstoffenen Blick das Land und die Weite ein. Und wissen noch nicht, was es ihnen einst sein wird: eine sichere Nähe zur uralten, an Scholle und Heimat gebundenen Gesamtheit des Menschenlebens, die im raschen Getriebe der Großstadt und der jagenden Zeit dem Blick verhüllt und doch allein und für immer das Gültige ist. —



Meersburg

Wo der nördliche, in nordwestlicher Richtung sich zwischen die Waldfelsen von Bodman und Sipplingen streckende Arm des Bodensees, der Überlinger See, vom großen Becken des Obersees abzweigt, liegt am badisch-schwäbischen Ufer das alte Städtchen Meersburg, hart am Wasser. Der Wald und die Weinberge des langgestreckten Uferhügelzuges, über den die Höhen des Linzgaues herüberschauen, werden hier von steilen Felsen unterbrochen, auf denen die Oberstadt von Meersburg erbaut ist und die — nachdem sie, in einer niedrigen, der Seefläche nahen Stufe vorspringend, der Unterstadt Raum gewährt haben — ebenso steil wie über uns in die schillernde, unter ein paar überspülten Felszacken bald undurchsichtig werdende, blaue Tiefe abfallen. Hier nagt die Flut unablässig, und von einem Ufergarten, dem des alten Wirtshauses zum „Wilden Mann“, hat sie in den letzten Jahren manches Stück, Mauern, Lauben und Bäume, herabgerissen.

Ein ehemals bischöflicher Rokokopalast mit seinen Nebengebäuden ist das überragende Osteck der Oberstadt; mit steilem Süd- und Westabfall, so daß sich die Häuser, die an den Palastkomplex anschließen, im Halbkreis nach Norden ziehen müssen. Dem Halbkreis vorgelagert und von ihm durch eine Schlucht getrennt, erhebt sich der einzelne, einst durch unermüdliche Menschenhand freigelegte Fels, der die mitten über der Unterstadt aufragende Meersburg trägt. Dieses mächtigen getürmten Bodenseeschlosses älteste Mauern stammen noch aus jener Zeit, da hier Konradin bei seinem Zuge nach Italien Deutschland auf immer Lebewohl sagte. — Ein aus der Schlucht aufgerechter haushoher Pfeiler stützt die Brücke, die von der Oberstadt ins Schloß führt. Durch die weinumrankten Zinnen des Burggärtchens gesehen, liegen die roten Dächer der Unterstadt wie eine Gruppe Strandhütten da. Der Blick geht über sie hinaus in die Weite des Sees und der Alpen. Einst war er durch

einen hohen rußigen Fabrikschornstein gestört, der das Bild zerschnitt. Die wohlthätige Himmelsmacht, das Feuer, hat vor ein paar Jahren die Fabrik, zu der er gehörte, in Asche gelegt. Ästhetisch weise hat man sie dann nicht wieder an der alten Stelle, sondern draußen vor der Stadt aufgebaut.

Das alte Meersburg ist nicht nur der malerischste Fleck am Bodensee, es ist eine der malerischsten Städte ganz Deutschlands. Mit seiner steilen Hauptstraße, seinen Treppen, Brücken, Thürmen, Bogentoren gemahnt es an ein italienisches Bergstädtchen, mit seinen übereinander emporgewachsenen Giebeln, seinen enggedrängten Häusern, die fast alle noch die Linie der alten Stadtmauer respektieren, ist es deutsches Mittelalter. Gewiß hat es keine Einzelbauten aufzuweisen, die an Kunstwert etwa die Nürnberger Kirchen, Burgbauten oder Bürgerhäuser erreichten. Aber es ist im Gesamteindruck noch mehr Vergangenheit, weil es viel unberührter geblieben ist, weil es durchaus wie eine tote Stadt auf den Beschauer wirkt. Wenn man in der Dämmerung eines schönen Herbsttages durch die Gassen Meersburgs geht, so hat man die deutliche Empfindung, daß das Leben in diesen Gebäuden einst größer und herrlicher war, daß es jetzt nur noch um den Fuß der Architektur spült, die es nicht mehr zu erfüllen vermag, daß die Schlösser und die hohen alten Häuser nur scheinbar noch bewohnt sind, in Wahrheit aber wie Gespenster in unsere Tage ragen. Brunnen rauschen, in der Schlucht am Schloß, das nur erst im Pförtnerfenster über dem Abgrund ein Lichtchen aufleuchten läßt, dreht sich ein riesiges Mühlrad, schwer und langsam; ein Ochsengepann mit einem Weinbottich schleppt die steile Straße herauf und hält vor einem der großen Tore, die in die Nacht der in den Fels gehauenen Keller hinabführen. Der Postwagen fährt durch das alte Tor, und mit dem Schatten der Dämmerung, der sich über den strichweis gewellten See lagert, heben die Glocken an. Deutsche Romantik mit all ihren heißen, sehnächtigen Empfindungen, mit ihrem weiten Heimatsgefühl, ihrer nie zu stillenden Wander-

lust überkommt uns. Wir gehen in dem versinkenden Tag weiter, durch Torbogen, durch die Höfe der einst bischöflichen Gebäude, die in ihrer fürstlich weiten Anlage — sie gehören dem deutschen Rokoko an — auch unsere Gefühle weiten, das romanische Element der Romantik, Form, Schönheit, Ruhe der Linie, Süden in unserem Eindruck vortönen lassen, bis zum letzten dieser Hofhaltpaläste, der ehemaligen Priester-schule, in der jetzt ein Lehrerseminar untergebracht ist. Der Hof dieses Gebäudes ist ganz einsam. Im Geviert schließen die hohen Mauern, an denen man noch Überbleibsel gemalter Architektur und eine Sonnenuhr erkennen kann, einen Gartenhof ein, in dem der Spiegel eines Brunnenbeckens vom schläfrig fallenden Wasserstrahl leicht erschüttert wird, in dem hohe, nie vom Wind bewegte Tannen, fast wie Zypressen schlank, Sinnbilder des Abendschweigens sind.

Wir erleben die reichen, starken Gefühle, die der architektonisch bewegte Stein, wenn er in der Weichheit der Dämmerungsstunde am tiefsten, verwirrendsten klingt, in uns erweckt. Wir stehen vor den Spuren der Geschichte. Das ist das Beste, was von ihr übriggeblieben ist, von ihr noch spricht: die große Architektur. Von geschichtlichen Ereignissen, die Meersburg berührt hätten, ist nicht zu reden. Aber in dem alten und dem neuen Schloß ist ein Stück Kulturgeschichte versteint: zwei Phasen in der Entwicklung der geistlichen Herrschaft in Deutschland. Carl Martell soll den ältesten jetzt umbauten Mittelturm des alten Schlosses errichtet haben; so deutet man, jedenfalls irrtümlich, das E. M., das man eingemeißelt fand und das wohl ein Bruchstück des Heiligen-Drei-Königszeichens „E. M. B.“ gewesen ist. Der Erbauer des Schlosses, wie es heute ist, ist der Bischof Hugo von Breitenlandenbergr, der seinen Sitz von Konstanz hierher verlegte. Dennoch ist es ein sehr weltlicher Bau von kriegerischem Aussehen, steilabfallend rings, nur über die Brücke zugänglich, umragt von vier unerschütterlich festen Türmen, deren einer freilich eine Kapelle birgt. Was

diese Architektur ausdrückt, ist Stolz, Herrschaft, Macht, großes Kriegertum.

Weltlich ist auch die Stimmung des neuen Schlosses, das dem alten über der Schlucht gegenüber liegt. Aber es ist nicht mehr kriegerisch, nicht wuchtig, nicht herrischen Stolzes. Es drückt heitere Lebensfreude aus. Der italienische Baumeister, Bagnato, der es aufführte, hat keine Burg zur Verteidigung, sondern ein lachendes Lustschloß im Sinne gehabt, als er die steilen Felsen oben zu einer großen breiten Terrasse ebnete und einen lichten Palast mit schön gegliedertem, reichbemaltem Treppenhause in die deutsche Landschaft stellte. Noch heute, wo in diesem Schlosse eine Taubstummenanstalt untergebracht ist, geht der Eindruck fürstlicher Pracht, fürstlichen Reichtums von ihm aus. Die Geistlichkeit, die hier wohnte, ist nicht mehr selbst Macht des Schwertes, sie schmiegte sich mehr und mehr der politischen Macht an, die auch ihrerseits allmählich aus der kriegerisch befehlenden eine rein administrative wird, mit einem künstlichen, wohldurchdachten Apparat herrscht und der festen Burgen weniger bedarf. Diese Entwicklung zeigt sich gesteigert in der geistlichen Macht, die sie nicht nur als weltliche Herrschaft durchmachte, sondern auch auf dem Wege war, ganz aus der Regierung herausgedrängt zu werden. Der Fürstprimas Dalberg war der Letzte, der in dem Rokokoßloß als Bischof wohnte.

Ebenso reich wie die weltgeschichtlichen Bilder, die in diesen Steinen leben, sind die geistesgeschichtlichen Erinnerungen, die an Meersburg geknüpft sind. Das alte Schloß gehörte in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dem bedeutenden Germanisten Freiherrn Joseph von Laßberg, der hier seine handschriftlichen Schätze sammelte und den Besuch berühmter Gäste empfing: die Brüder Grimm, Uhland, Schwab, Kerner und viele andere Männer der Zeit. Oft weilte bei ihm auch ein damals noch unberühmter Gast, ein altes, fränkisches Fräulein, seine Schwägerin, die in selbstloser Sorge und Teilnahme für ihre Verwandten

aufging und deren Besuch immer erwünscht war. Sie schrieb freilich in ihren Mußestunden Verse; aber das nahm man in der Familie nicht allzu ernst. Und erst der Widerhall, der von draußen, aus der Weite des deutschen Landes, herein-schallte, mag auch in der Familie Aufmerksamkeit auf die geistige Bedeutung von Tante Nettchen erregt haben. Heute betrachten wir dieses alte Schloß mit den freudig=ehrfürch=tigen Gefühlen, die uns der Gedanke eingibt, daß Deutsch=lands größte Dichterin Jahre hier gelebt hat und hier ge=storben ist. In zwei Töchtern Laßbergs lebt noch die Erin=nerung an Annette von Droste-Hülshoff und nennt die Zimmer, in denen die Dichterin nacheinander wohnte: das Gemach über der Kapelle; das im nordwestlichen Turm, das so einsam liegt, daß die Mägde sich fürchteten, am Abend hinüberzugehen; das Zimmer links vom Eingang im unteren Teil des über das Tor greifenden Schloßflügels, in dem sie am 24. Mai 1848 starb. — Der Weg zum hoch=gelegenen Friedhof, durchs Obertor hinaus, läßt rechts über Gärtdchen hinweg einen Weinberg und auf seiner Höhe ein kleines weitausschauendes Rebhaus sehen. Annette von Droste hatte Berg und Haus von dem Erlös der bei Cotta erschienenen Gedichtsammlung gekauft. Weiter führt der Weg zum Laßbergschen Erbbegräbniß, wenn er die Kirch=hofspforte durchschritten hat, an einem altarartig hohen, auf Stufen stehenden phantastischen Dreikant vorüber, unter dem der alte Naturgeist Mesmer ausruht. Dann ist an einem Mauereck eine kleine kapellenartige Überdachung, die Gruft der Laßbergs. Der Leib der Annette von Droste ruht links davor an der Wand. Ihr Grabstein ist in gotischer Form gemeißelt und trägt das Drostesche Wappen. Efeu hängt überwuchernd darauf nieder. Die schöne gotische Linie des Steins wiederholt sich wie spielend in dem Maßwerke eines halbblindenschlanken Fensters, das von dem jenseits der Land=straße gelegenen Kirchlein über die hohe Mauer sieht. Sonst schauen nur die ringsum stehenden Obstbäume, die Wolken, die Ferne des Sees und der Alpen in den einsamen Frieden.

Die wundervollen Bodensee-Gedichte der Drofte — „Mondaufgang“, „Die Schenke am See“, „Das alte Schloß“, „Lebt wohl!“ u. a. — sind hier in Meersburg oder auf nahen Strand- und Waldwanderungen der Dichterin entstanden. Manches Bild des alten Städtchens und der umgebenden Natur ist in ihnen festgehalten. Am unvergeßlichsten ist mir diese tiefe Herbststimmung eines Gedichtes, durch das die Novembernebel des Sees dahinziehen:

„Über Gelände, matt gedehnt,
hat Nebelhauch sich wimmelnd gelegt,
müde, müde die Luft am Strande stöhnt
wie ein Roß, das den schlafenden Reiter trägt.
Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,
im öden Turme kein Heimchen schrillt.
Nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt
in dem zitternden Element.“

Von dem kleinen Friedhof, auf dem Annette von Drofte und Mesmer ausruhen, zurückkehrend, werfen wir noch einen Blick auf das schlicht vornehme Bürgerhaus, in dem Mesmer 1815 hochbetagt starb. Dann steigen wir, ehe wir mit dem letzten Abendschiff heimwärts fahren, auf den Edelstein, einen Rebhügel über der Stadt, der eine der schönsten Bodenseeaussichten gewährt. Hinter uns Wald- und Weinberge, auf deren letzter, zum See abfallender Welle wir stehen: sie zieht sich rechts nach Westen, waldig, buchtig, mit der geschlängelten Uferstraße und ihrer Baumlinie, mit Rebhäuschen, die hervorlugen, geschmückt, bis ans ferne Ende des Sees. Vor und tief unter uns der im späten Nachleuchten des Sonnenuntergangs dunkel glühende See, auf dem unser Dampfer eben weit drüben zur Insel Mainau fährt, gegenüber die Ufer der Konstanzer Halbinsel, wie in die Dämmerungswellen der Flut eintauchend, südlich und östlich über die jetzt ganz eng zusammengedrängte Stadt, groß, weit und silbern die Alpen; am mächtigsten das breite Massiv des Säntis und Altmann.

Während es dunkelt, gehen wir zum Hafen, wo nun im Wasserspiegel das bunteste Lichterspiel beginnt, von den vier, zum Theil gleichzeitig anlangenden Dampfern, die nach Konstanz, dem Überlinger= und dem Obersee abfahren.

Wir steigen ein. Noch ragt Meersburg mächtig auf. Aber schon nach wenigen Schlägen der Räder streckt sich der Uferhügelzug, wird die Landschaft breit, und von Meersburg sieht man nur noch die Hafenlaternen, kleine, winzige Lichtpunkte über der mit der Nacht schwarz zusammenwogenden Flut.



Mesmer

In seiner Novelle „Der Magnetiseur“ läßt E. Th. A. Hoffmann den Titelhelden von der durch Mesmer entdeckten Naturkraft sagen: „Ist es denn nicht lächerlich, zu glauben, die Natur habe uns den wunderbaren Talisman, der uns zum König der Geister macht, anvertraut, um Zahnweh oder Kopfschmerz oder was weiß ich sonst zu heilen? Nein, es ist die unbedingte Herrschaft über das geistige Prinzip des Lebens, die wir, immer vertrauter werdend mit der gewaltigen Kraft jenes Talismans, erzwingen.“ Diese Worte spiegeln mehr das große antiphilistrose Grundgefühl Hoffmanns als seine wahre Meinung über den Mesmerismus wieder, wie andere Stellen in seinen Erzählungen zur Genüge beweisen. Jedenfalls aber vermitteln sie eine Auffassung der mesmerischen Lehre, die von ihrer rein medizinischen Bedeutung absieht. Es kommt uns nicht mehr auf das Phantom einer „unbedingten Herrschaft über das geistige Prinzip des Lebens“ an, wohl aber auf das Anschauen dieses geistigen Prinzips in seiner Tiefe. Dazu ist Mesmers Lebenswerk zweifellos ein Beitrag. Nur dieser rein geistige Gehalt seiner Lehre soll uns hier beschäftigen, ohne daß wir darum jeden Seitenblick auf sein naturwissenschaftliches Erkennen vermeiden wollen.

Mesmer stammt aus dem Seekreis. In Iznang, einem Ortchen in der Nähe von Konstanz, das am Fuß des Schienerberges über einer Bucht des Untersees der alten Stadt Radolfzell gegenüberliegt, wurde er 1734 geboren. Justinus Kerner erzählt: „Es zeigte sich bei ihm hauptsächlich eine besondere Neigung zu den Wassern, zu den lebendigen Quellen und Bächen, denen er immer nachging und ihren Ursprung und Lauf untersuchte.“ Nachdem sein reiches Leben ihn durch Oesterreich und Frankreich geführt, kehrt er als Greis 1812 nach Konstanz in seine Heimat zurück. In Meersburg, wo er 1815 starb, steht auf dem Friedhof ein dreifantiger, mit symbolischen Zeichen geschmückter Opfer-

altar: das ist sein Grabstein. Und bei Stein am Rhein soll nach freilich ungeprüfter, in einer dort angesessenen Familie erhaltener Ueberlieferung eine Begegnung Mesmers mit Goethe stattgefunden haben. Etwa 1855 trug Kerner sein kleines Buch über Mesmer zusammen. Es ist merkwürdig und kennzeichnend, daß damals nur noch wenig über die Lebensumstände Mesmers zutage gefördert werden konnte. Eine Stimmung von Einsamkeit und Verschlossenheit fällt damit über sein Leben: als habe er mit anderen Menschen immer nur wissenschaftlich oder ärztlich verkehrt und sei ihnen im Grunde fremd geblieben.

Seine seit frühester Zeit von vielen eifrig verfochtene, von anderen bekämpfte, immer umstrittene Lehre von der Wechselwirkung, der man vielleicht vorwerfen darf, daß sie eine individuelle, ihm und einzelnen anderen verliehene Kraft verallgemeinerte, hat ihn bald zu einer europäischen Persönlichkeit gemacht. Er muß in der That, selbst wenn seine ganze praktische Lehre nur ein großer Irrtum sein sollte, durchaus als ein bedeutender, seine Umgebung und seine Zeit beeinflussender Mann genommen werden. Zeugnis dafür ist sein rascher und großer Erfolg in Frankreich, wohin er 1778 von Wien aus ging und wo er trotz aller Bekämpfung durch die Schulmedizin zwanzig philanthropische Institute mit magnetischer Behandlung einrichten konnte.

Den Einfluß, der von ihm ausging, bewahren uns auch Einzelberichte von Zeitgenossen. Bei Ueberlässen soll sich das Blut merklich geändert haben, wenn Mesmer nähertrat und sich wieder entfernte. Die Wirkung mesmerischer Striche durch die Wand oder in die Ferne, zum Beispiel mit dem Schall, wenn er die Hand auf den Rand eines Horns legte, oder durch einen Spiegel, wird mehrfach bestätigt. Ein Augenzeuge, der den greisen Mesmer in Konstanz aufsuchte und seinen unentgeltlichen magnetischen Kuren zusah, spricht von der „wunderbaren Kraft der Einwirkung auf Kranke bei dem durchdringenden Blick oder der bloß still erhobenen Hand“ Mesmers.

Diese Wirkung ging vielleicht zunächst rein von der physischen Kraft des Magnetiseurs aus; sie wurde jedenfalls erhöht durch die Macht der hinter der physischen stehenden geistigen Persönlichkeit, die in ringenden Gedanken wie in inneren Schicksalen gereift und erstarkt war. Dieser klare, fluge Repräsentant der Aufklärungszeit, wie er sich namentlich in dem Entwurf eines idealen Bürgerstaates (im zweiten Teil des „Systems der Wechselwirkungen“) zeigt, war zugleich Mystiker und ein das Weben der Natur durchforschender Geist, die er ganz innerlich anschaute. Mesmer gilt in naturwissenschaftlicher Hinsicht gemeinhin als Phantast. Allerdings besaß er die nachschaffende Phantasie, ohne die ein lebendiges Erkennen undenkbar ist. Sie mag ihn manchmal zu Irrtümern geführt haben. Daß sie ihm auch große Wahrheiten vermittelt hat, ist ohne Frage. Es wird seinem Ruf als Naturforscher nicht schaden, daß er den Zusammenhang aller organischen Entwicklung deutlich sah, daß man ihn als unbewußten Darwinisten bezeichnen kann. Er spricht einmal davon, daß das Tier seine Wurzeln aus dem Erdreich genommen und als Magen in seinen Körper versenkt habe. So kann man auch die grundlegende Lehre des Darwinismus aussprechen. An einer anderen Stelle betont er die Möglichkeit, daß der Schlaf — als solchen bezeichnet er ausdrücklich das Leben der Pflanze — der dem Menschen natürliche, ursprüngliche Zustand sei: dem Zweck des Vegetierens am unmittelbarsten entsprechend. „Könnte man nicht behaupten, daß wir nur wachen, um zu schlafen?“ Man halte daneben die der Entwicklungslehre eigentümliche Anschauung, daß der menschliche Geist sich nur als Waffe im Daseinskampfe entwickelt habe, unser ursprünglicher Zustand aber dumpf und unbewußt sei.

Mesmer gliedert seine durch Erleben gewonnenen Anschauungen in ein skizziertes metaphysisches System ein. Das hat den Vorteil, daß er selbst einige der tieferen Konsequenzen seiner Ideen ziehen und uns vorweggeben muß; ungünstig aber bleibt, daß er nun nicht in dem Maße ge-

zwungen ist, jede Einzelercheinung — die er durch Eingliederung in das System genügend motiviert zu haben glaubt — so anschaulich lebhaft zu schildern, daß sie aus sich selbst allein den Leser von ihrer Wahrheit überzeugt. Das System verhüllt uns zunächst auch den Ausgangspunkt, von dem Mesmer in sein Gebiet eindrang.

Eine besondere Art der Weltanschauung muß in der Persönlichkeit, die zu ihr finden soll, vorbereitet sein. Sie mag — zumal wenn in ihr so sichtlich praktische Konsequenzen liegen — am Anfang, ehe sie sich runden konnte, nur als der Spiegel besonderer zufälliger Erfahrungen erscheinen. Am Ende, wenn das ganze Leben eine ursprüngliche Veranlagung umströmt und Zeit gewonnen hat, sich um das bewußte oder unbewußte Grundprinzip zu kristallisieren, wird sich dies Gebilde ganz zum Ausdruck der Persönlichkeit wandeln.

Mesmer sagt: „Nach und nach sammelten sich die Bemerkungen in meiner Seele, so wie sich die Stunden meines Lebens häuften.“ Mesmer hatte Anteil an der einen Seite des Künstlers, der inneren unbeirrten Entwicklung, dem aufnehmenden Reifen; nicht an der anderen: dem Festhalten, dem Gestalten und Verbinden seiner äußeren Erlebnisse mit dem inneren Reifen, dem Widerspiegeln des Weges, den man ging.

Der ersten äußeren Anregung, die Mesmer zu sich erweckte, kann nur ein Zufallswert beigemessen werden. Es ist ziemlich gewiß, daß er als junger Arzt durch Beobachtungen an Kranken auf den Einfluß achten lernte, den die großen Himmelskörper, insbesondere Sonne und Mond, auf den tierischen Organismus zu üben scheinen. Seine Doktordissertation handelte von dem Einfluß der Himmelskörper auf die Erde. Er forschte vorurteilslos und fand scheinbar fernliegende und doch deutliche Bestätigungen. Mit richtigem Blick sah er in alten Volksgemeinungen, Aberglauben und ähnlichem keinen Unsinn, sondern, wenn auch erstarrte und verderbte, dennoch schätzbare Überreste einer

ursprünglichen Erfahrungswahrheit. So ging er forschend bis auf vergessene astrologische Ansichten zurück. — In seiner Praxis empfand schon der junge Mesmer schmerzlich, daß es kein direktes, auf die Nerven wirkendes Heilmittel gab. Er geriet, nicht unbeeinflusst von seinen astrologischen Studien, auf die Vermutung, daß dieses „ein Jrgens nicht wägbarer Materie sein müsse, ein Prinzip der Belebung“. In dieser Vermutung lag gleichzeitig eine Erklärung des von ihm ausdrücklich als wechselseitig angenommenen Einflusses der Himmelskörper, die sich fast ganz mit der bekannten Aethertheorie deckt; nur nimmt Mesmer einen noch feineren Weltstoff an. Dieser Einfluß „bewirke sich durch einen Mittelstoff oder durch eine Flut, worin alle Wesen in einer Art von Berührung so untereinander gemengt sind, daß dadurch eine einzige Masse von der ganzen Welt gebildet wird“. Wir sind „eingetaucht in den Ozean der Allflut“. In diesem Ausdruck bekundet sich eine kosmisch, pantheistisch empfindende Persönlichkeit. Noch deutlicher tritt sie in seiner Anschauung vom Entstehen der Körper, Formen und Gestalten hervor. Alle Gestalten werden erzeugt von den beiden großen Kräften des Alls: Ruhe und Bewegung. Er gibt für seine Anschauung ein etwas triviales, aber eindeutiges und klares Bild: ein großes Glasgefäß sei mit Butter gefüllt, in dem sich unsichtbar — in Farbe und Aussehen der Butter ganz gleich — eine Wachsfigur befindet. Eine Form ist nicht vorhanden: wir haben den Zustand der absoluten Ruhe. Erhitzen wir das Gefäß so lange, bis die Butter schmilzt, das Wachs dagegen noch nicht aufgelöst wird, so haben wir den Zustand der Welt: Ruhe und Bewegung; die Bewegung durch die ihr im Wesen verwandte Wärme hervorgerufen. Wir haben Form und Gestalt. Erhitzen wir das Gefäß weiter, bis auch die Wachsfigur schmilzt, so haben wir den Zustand der absoluten Bewegung und wieder keine Form, keine Gestalt. Wenn wir des Gefühles, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist, ganz theilhaftig sind, so muß dies triviale Bild Bedeutung für uns gewinnen.

Als ein Spiel der beiden Kräfte Ruhe und Bewegung stellt Mesmer das körperliche Leben des Menschen dar. Mit der Geburt — richtiger wohl: in der Empfängnis oder der Entstehung des Spermazoons — tritt Leben aus dem Reich absoluter gestaltloser Bewegung in den Doppelzustand der Bewegung und Ruhe ein. Nun beginnt eine langsame (oder bei tödlichen Krankheiten plötzliche) Verfestung, die zum Zustand der absoluten Ruhe, zum Tode führt. Es leuchtet sofort ein, daß die Widersprüche, die in diesem Schema — wie in allem Schematischen — liegen, daher rühren, daß wir vom Zustand der absoluten Bewegung vielleicht sinnvoll zu sprechen vermögen, jedenfalls aber den Zustand der Ruhe nur in seiner Verbindung mit der Bewegung kennen und ihn absolut auch nicht denken können. Wenn Mesmer dagegen mit seinem Schema nichts anderes sagen wollte als: daß das Leben einer Einzelform eine langsame Verfestung sei, die im Tode einen Augenblick lang — wenn das der Form eigentümliche Leben entflohen ist, das neue der Verwesung noch nicht eingelehrt scheint — uns als ein Gleichnis der absoluten Ruhe bedünken mag, so lösen sich die Widersprüche. Allerdings hat dieses Schema mit Mesmers Grundanschauung über die Entstehung der Gestalten dann nicht mehr logischen, sondern nur noch symbolischen Zusammenhang. Unerörtet bleibt — und hier beschattet vielleicht der Rationalismus Mesmers Gesichtsfeld — die Frage nach der psychischen Entwicklung im Leben. Sie geht im Peripherischen der körperlichen Verfestung parallel, im Zentralen scheint sie ihr direkt entgegenzugehen, wahrhaft „ein Entwerden“ zu sein. Ich erinnere an Jean Pauls Unterscheidung: „Das Äußere, das Innere eines Menschen kann sterben, aber nicht das Innerste.“

Aus der Anschauung von der Allflut leitet Mesmer seine medizinische Lehre her. Er nimmt an, daß die ganze Welt fortwährend durchströmt sei von Blutreihen dieses feinsten Stoffes, die nach allen Richtungen gehen. Eine ähnliche Annahme ist hypothetisch auch von einigen Astronomen zur Er-

klärung der Gravitation herbeigezogen worden. Wo diese Blutreihen nun gezwungen sind, die Zwischenräume fester Körper zu passieren, beschleunigen sie sich, und es entstehen Stromschnellen. Das sind die uns bemerkbaren sogenannten magnetischen Ströme. Diese Ströme sind sein Hauptheilmittel. Aber in der Allflut sah Mesmer noch anderes. Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß auf demselben Boden, auf dem im vierzehnten Jahrhundert einer der Männer, die aus sich wie aus dem Quell des Seins geschöpft haben, lebte: der Mönch Heinrich Suso, — daß hier der aufgeklärte Arzt Mesmer geboren ist, der auf seinem Wege zu ähnlichen Anschauungen gelangt wie der Mystiker. „Ich bereute die Zeit, die ich anwandte, Ausdrücke für meine Gedanken zu suchen. Ich fand, daß wir jeden Gedanken unmittelbar ohne langes Nachsinnen in die Sprache einzukleiden pflegen, die uns die bekannteste ist. Und da faßte ich den seltsamen Entschluß, mich von dieser Sklaverei loszumachen. So gewaltig war meine Einbildungskraft gespannt, als ich dieser abstrakten Idee Wirklichkeit, Einkleidung gab. Drei Monate dachte ich ohne Worte. Als ich dies tiefe Nachdenken endete, sah ich mich voll Erstaunen um. Meine Sinne betrogen mich nicht wie vorhin . . .“

Wie wir die Sterne nicht sehen können, wenn die Sonne scheint, sagt Mesmer an einer anderen Stelle, so hindern unsere äußeren Sinne oft das Leben und Wirken unseres inneren Sinnes. Auf diesen wirkt nach seiner Anschauung die Allflut direkt ein, so daß der Mensch, wie man im somnambulen Schlaf, wo die äußeren Sinneswerkzeuge außer Tätigkeit gesetzt sind, beobachten kann, in einem ununterbrochenen Zusammenhang mit der Natur steht. Er glaubt, diesen inneren Sinn im Nervensystem erkannt zu haben. Mit ihm verbindet er nun eine sehr wichtige, für das Verständnis der menschlichen Entwicklungsgeschichte fast unentbehrliche Hypothese. Die Ansteckung der Meinungen, der Sitten, die oft plötzliche Umstimmung ganzer Epochen, die Wirkung des Willens starker Charaktere, der Segnungen

und Verfluchungen und alles dessen, was heute unter den Begriff der Suggestion fällt, sind ihm durch die Allflut vermittelte Wirkungen auf den inneren Sinn. Was die Luft für den Schall, der Äther für das Licht, ist der feine Blutstoff für den Gedanken. —

Vielleicht ist unser naturwissenschaftlich eingeengtes Denken durch die, selbst für den Pfahlbürger wunderbaren, Entdeckungen der drahtlosen Telegraphie und der Röntgenstrahlen wieder einmal für eine Zeitlang von seiner Banalität und Überhebung so weit befreit, daß wir auch diese Gedanken, ohne spöttisch zu lächeln, zu erwägen imstande sind. Mesmer hat hier unzweideutig die völlige Durchdringung des Alls mit Geist ausgesprochen. Das ist eine, infolge ihres näheren Haftens an dem Gleichnis des Vergänglichen, gröbere Form des Pantheismus, als er sich sonst bei Mesmer ausspricht. Worte wie: „Das Wollen des belebten Körpers ist nichts im Wesen Unterschiedenes von dem Fallen des unbelebten“; oder: „Die Moral ist eine unsichtbare Physik“ drücken seinen reinen Pantheismus aus. Mit den Anschauungen des Okkultismus deckt sich Mesmers Gedanke, daß alle Wesen Materialisationen nach innerem Bilde seien, und die von Mesmer angenommene Möglichkeit einer Fernerscheinung, „nachgeformt sogar auch durch die bloße Existenz der ursprünglichen Form“. Er sieht also in der Tatsache der Existenz, des Daseins wesentlich anderes als die gewöhnliche Auffassung; nicht einen Zustand, sondern eine fortgesetzte und beliebig weit reichende Zeugung.

In diesen mesmerischen Gedanken liegen Werte für uns, die von der Wahrheit oder Nichtwahrheit seiner magnetisch-medizinischen Lehre unabhängig sind.



Nächtliche Flußfahrt

Immerfort fließt der Rhein an der aufgemauerten und von Efeu gerankt überwucherten Schloßterrasse hin; da und dort spielen vor aufragenden silbergrauen Pfählen kleine, sich rastlos erneuernde Spülwellchen und dahinter kurze spitze Wasserfurchen; an dem steinernen Rand gleitet er ein wenig säumiger, als die schneller, geschlossener ziehende Flußmitte, und ab und zu kreiselt er in kleinen Wirbeln, auf denen alle Blätter, Holzstücke oder Schaumflocken sich einmal wie im Tanze drehen müssen, ehe sie ihren Weg flußabwärts fortsetzen können. Drüben am andern weithin flachen Ufer streift das Wasser durch helles, wehendes Schilf, durch dunkle, gebogene Binsenspeere und steht im braunen verbrannten Riedgras am Wiesenpfad, der weit von Rebhügeln, Dörfern und einer manchmal aufstäubenden Landstraße an das Schilfufer herüberkommt. Zwei hohe Bappeln stehen fern an seinem Ende wie zwei Grenzwächter, die wohl wissen, daß durch diese sumpfigen Riedwiesen kein Mensch anders hindurchkommt, als auf dem schmalen aufgedämmten Pfad.

Den ganzen Tag über war hier Leben. Als kaum die frühe Sommer Sonne mit flachen Strahlen in dem kühlen Tau der weiten Riedflächen aufglimmte, fuhr schon ein Entenjäger durchs Schilf und lag dann lange mit seinem hellen Boot in dem zwischen die hohen Halme spülenden Wellengeblinker auf der Lauer; und ein einzelner Fischer, das Handnetz neben sich auf der Ruderbank, ließ die Angelschnur lang abrollen und den Fluß hinabtreiben, indessen er sich an einem Pfahl festlegte. Das waren die Frühesten. Dann kam der erste der kleinen Flußdampfer; sein Buggewell klatzte gegen die Terrasse, auf deren Rosenbeeten stille Morgensonne lag, und ließ drüben Schilf und Binsen in rhythmischem Heben und Neigen wogen. Im Schloß öffneten sich die Fenster; die Sonne schien in hohe getäfelte Gemächer, in denen ein Diener ab- und zuging. Ein Gärtner kam mit der Schlauch-

rolle und sprengte die Terrassenbeete, daß der lange weiche Strahl in der Sonne glitzerte und an seinem versprühenden Bogen in den Farben des Regenbogens leuchtete. Ein paar Stunden später tauchten aus nahen, in Weidengebüsch versteckten Badehütten einige Schwimmer auf und glitten bis in die Mitte des Flusses: warm, braungolden standen die überschimmerten Leiber gegen die blaue dunstige Mittagsflut und das viele Grün der Ufer. Kinder spielten manchmal fröhlich über die Terrasse. Und allerhand Fahrzeuge, Segler, Ruderer, Kraftboote, ein Gesellschaftskahn mit Gesang und Lautenspiel folgten sich den Tag über. Dann kam ein klarer leuchtender Abend, der in langen braunen, violetten und goldenen Wellenbändern dem Kiel des letzten stromauf fahrenden Dampfers nachzog. Solch ein breit hinwallender Fluß mit seinem bunt wechselnden gleitenden Leben, der leichten Luftbewegung über seinem Fließen, seiner Rastlosigkeit und Wegesweite, erweckt den Menschen in den Morgenstunden eine tätige, in den Abendstunden eine stille beschauliche Sehnsucht. Früh ruft er zum Wandern. Des Abends lockt er zur kühlen, ruhigen Fahrt im Nachen und zum Sinnen über das Fließen des Lebens und seiner Bilder.

Ein Herr und eine Dame hatten von der spätsonnigen Terrasse lange dem Vorüberfahren der Schiffe zugesehen und auch oft den Blick auf die nahe Wassertiefe gesenkt, in der die grünen Flutgewächse sich im Fließen strahlten. Sie waren plaudernd dann in den Park gegangen und kamen, nun es leise zu dämmern begann und die Wipfelmassen neben dem Schloß dunkler und dichter wurden, an die Bootslände zurück. Sie bestiegen eine Gondel, die der Herr mit ein paar Ruderschlägen auf die Mitte des Flusses brachte. Dann ließ er das Boot an den vom Nachleuchten des Abendscheins übergossenen stattlichen Häusern einer kleinen Ortschaft vorübertreiben, die sich dicht an den hoch- und rundwipfeligen Schloßpark angeschlossen. Erst als die Ufer rechts und links nichts waren als Ried und dahinter Wiesen mit Obstbäumen, mitten zwischen denen der Nachen jetzt ruderlos in dem sich

verbreiternden Strombett hinglitt, begann ein Gespräch. Die Dame, die im Steuersitz lässig zurücklehnte und eine ihrer schlanken, jetzt wie ihr Gesicht abendrötlich schimmern=den Hände ins Wasser hielt, sagte: „Wir sind zu lange im Parke gewesen. Es war schwül. Man sollte des Abends immer früh hinaus unter den freien Himmel, aus den dämmernden Zimmern und dunklen Laubdächern unter das ruhige weite Licht.“ — „Ja“, entgegnete er, „das Dunkelwerden des Himmels ist friedlich, sanft, groß. Es hat nichts von der Enge und Dürsterkeit der Schatten.“

Wieder glitten sie schweigend dahin, leise umspült, indessen Abendläuten, fern schon zusammenklingend, voll über das Wasser herüberkam. Dann sagte sie: „Ich weiß nicht, ob ich dich recht verstanden habe, als du vorhin am Kai vom Fließen des Lebens und der Dinge sprachst. Meinst du es so, als stünden wir am Ufer des Flusses, der an uns vorüberzieht, oder — als führen wir auf ihm hinab?“ — „Da siehst du,“ erwiderte er lächelnd, „wie ungenau alle sprachlichen Bilder sind. Wenn man sich klarmachen will, was sie meinen, entgleiten sie, sind sie vieldeutig und verschwommen. Aber irgendwo ist doch fast immer in ihnen ein Schatten der Dinge, ein ertastetes Wirkliches, das dem Gefühl nahekommt, sich ihm deutlich verständlich macht, so sehr es sich dem logischen Begriff entzieht und dem Wort ungreifbar ist. Selbst im verschwommensten Bilde ist eine beobachtete Ähnlichkeit festgehalten. Wer vom Fluß des Lebens und der Dinge zuerst sprach, der stand vielleicht gereift und aus den Wandlungen seiner Jugend fest geworden wie am Ufer der ihren Weg durchlaufenden jüngeren Geschlechter. Vielleicht sah er, die Besitze seiner Jugend, ihr harmloses Glück und ihr unendliches Zukunftsgefühl hinter sich zurücklassend, im Geiste auch sich selbst einen unerbittlichen Fluß hinabtreiben. Vielleicht aber fühlte er auch, ganz ohne ein klares Gesichtsbild, dunkel und nur wie mit dem Hautsinn Fluß und Fließen in sich, seinen Vorstellungen und Gedanken, wie um sich, wie in allem, was ihn umgab.“

„Ja, Jugend ist ein unendliches Zukunftsgefühl,“ sagte die Dame; und nach einer Weile, während deren sie ihren Kopf ein wenig zur Seite neigte und auf ihre Hand herniedersah: „Es macht dem jungen Menschen jede Gegenwart grenzenlos und verlangsamt ihm die Zeit. Und dann zergeht es wie lichter, weithinschimmernder Morgennebel und gibt eine nahe, gedrängte und gegenständliche Wirklichkeit frei.“ —

Die hügeligen Walduferzüge wurden immer mehr zu geschlossenen runden Schattenmassen: nur manchmal tauchten groß am Gestade gerade Dachfirste auf, die sich mit ihren harten Ecken und Kanten vor die ferne weiche Kontur des Dunkels schoben. Alles Land war wie ein schwarzer Ring zwischen der matten Helligkeit des Himmels und des Wasserspiegels.

Jetzt sagte die schöne Frau am Steuer: „Mich befällt oft das Hinfließen der Zeit und des Lebens wie Angst und Schreck. Ich erwachte neulich in der ersten schwülen Sommernacht, in laut- und regungsloser Halblichtstille, in der man wie mitten in ruhendem Raum ist, und hatte plötzlich wieder das Gefühl des unablässigen heimlichen Hinabrinneus unwiederbringlicher Zeit — als müsse ich aufstehen und sie halten oder mit Leben, Vorstellungen, Genuß erfüllen.“

„Und in der Tätigkeit wie im Genuß vergißt du dich nicht minder und löschst aus, dich nach der Stille sehnend, die dich ins Versinken der Zeit bewußt versinken läßt!“

„Ja. Und meist ist das ersehnte Sichbesinnen auch wohlthuend. Aber manchmal wird es grauend und schreckhaft wie in dieser lauernden Stille, in die ich da zu den reglosen nachstillen Bäumen niedersah.“

Ruderschläge wurden hörbar. In dem rechts und links weit in den Fluß hineinreichenden Uferdunkel kam rasch ein unsichtbares Boot näher. Stimmen erschallten. Jetzt fuhr es dunkel durch den kurzen Widerschein des besterntesten Westhimmels — gewiß ohne daß seine Insassen des andern Nachens, der für sie im Nachtspiegel der Uferhöhen trieb, ge-

wahr wurden — dem Städtchen drüben zu, wo sie mit Rufen begrüßt wurden, die nun schon weit hinter dem flußabwärts eilenden Boot der beiden verhallten.

„Wie diese Stimmen jetzt hinter uns zurückgleiten,“ sagte der Mann, „unmerklich ferner werdend, so sind mir schon manche Dinge des Lebens entglitten, ohne daß ich des achtete, und plötzlich sah ich an jüngeren Menschen, daß ich nicht an allem mehr teilhatte, was sie freute.“

„Sage mir,“ warf da die Frau, scheinbar vom Thema abweichend, ein, „wie kommt es, daß uns nie eine Gegenwart voll befriedigt und erfüllt, daß wir immer sie noch begleiten mit Zukunftsbildern oder mit Erinnerungen oder phantastischen Träumen, in denen irgendwo fern mehr Erfüllung zu liegen scheint als in jeder gegenwärtigen Wirklichkeit? In denen uns eine so tiefe Erfüllung vorgespiegelt, zu ahnen, ja zu schauen gegeben wird, wie wir sie niemals erleben?“

„Unser wie aller Menschen Schicksal ist dies: daß wir hindurchmüssen durch unser Leben unaufhaltsam. In solchen Augenblicken, von denen du vorhin sprachst, da fühlen wir einmal deutlich diesen ungeheuren, unerbittlichen Zwang der Zeit, der sich oft so anmutig verhüllt. Das Bewußtsein von ihm, wenn auch verdunkelt, ist in der mit den Jahren zunehmenden Rastlosigkeit des Lebensgefühls dauernd geworden. Erfüllung, Ruhe, wenigstens für Augenblicke vorhaltende Endgültigkeit ist nur im Gedanken an Unwirkliches, Fernes, das nicht außer uns ist, sondern in uns, das vergänglich ist nur durch uns, nicht durch sich und die Zeit.“

So sprachen die beiden, als ob sie zu der einsamen Flußfahrt, auf der sie sich befanden, gerade das Passendste hätten sagen wollen. Und es war auch so: ihre Worte glitten mit dem Boot den Strom hinab, wie sie, leise und verhallend gesprochen, eigentlich ein Leben hinabglitten. Nun schwiegen beide und sahen, aus einer leichten Verlegenheit, die dieses Schweigen im Dunkel ihnen bereitete, wie auf eine ungesprochene Verabredung hin, zurückgelehnt zum Nachthimmel

auf, der jetzt mit zahllosen Sternen strahlte. Er ruhte über dieser gleitenden Fahrt, und sie verloren fast das Gefühl der Bewegung, wie sie so aussahen. Je höher ihr Schauen in die Welt winziger Lichtpunkte hinauffaß, an deren unterem undeutlichem Rand wie am schleppenden Saume eines bestickten Mantels, noch immer die Uferwipfel zurückstreiften, um so tiefer kam die Ruhe in ihren Geist, nach der sie in ihrem, noch vom Tage hastigen Gespräch vergeblich gesucht hatten. Und diese Ruhe, die in einer leise beginnenden Müdigkeit sich wiegte, gab dem Augenblicke etwas wie eine wirkliche Erfüllung. Der Mann, der die Ruder jetzt ganz losließ, daß sie sich langsam mit dem Handgriff stromabwärts drehten und mit den Schaufeln an die Bootswand legten, setzte sich neben die Frau, mit der ihn Jahre verbanden, in der er Frieden fand und die Kraft, wieder in die Unruhe hinauszuziehen. Sie lehnten zusammen im Steuersitz. „Wer uns so sähe“, sagte er, „müßte der uns nicht um die Erfüllung und das Glück beneiden, dessen Bild wir sind? Laß uns einmal“ — setzte er lachend hinzu — „uns selber ansehen! Dann wird uns bewußt werden: was es an irdischen Erfüllungen gibt, ist auch uns beschieden. Uns ganz jungen Menschen war der verlockendste Zauber des Lebens, daß so tausend geheimnisvolle Dinge hinter seinen greifbaren Erscheinungen verborgen schienen. Darum achteten wir seine Außenseiten nicht. Nun haben wir das alte Gefühl, immer dahinter, im Traum und Hoffen das Glück zu suchen, noch nicht überwunden — wir aber wissen längst, daß dahinter nichts ist, daß der Vorhang vor dem Gemälde Leben, den wir wegzuziehen hofften, eben das Gemälde selbst ist; daß wir uns an ihm freuen sollen!“

„Mir ist“, sagte darauf die Frau, von der eine kühle Wärme über den Mann glitt, „als würde das für uns eine neue Jugend sein, wenn uns Gegenwart aufginge als höher über Vergangenheit und Zukunft.“

„Und wenn uns Gegenwart aus dem Augenblick und der Stunde zum Tage und Jahre würde — und zum Leben, zum dauernden, das wir suchen.“

Bei diesen Worten, in die sich die Liebe der beiden eingeschlichen hatte, küßten sie sich. Diese Liebe war im allgemeinen für sie nur ein außerordentlich lebhaftes Gefühl des gegenseitigen Daseins. Sie war jedem der beiden etwa so bewußt wie ein gutes Konto auf der Bank (des Lebens!), an das man nicht ausdrücklich denkt, dessen Existenz aber doch bedeutsam hinter allem steht, was man unternimmt. Diese Liebe war die klare ruhige Selbstverständlichkeit der beiden füreinander. Aber sie trug eine heißblütige Vergangenheit so leise in sich, daß sie inuner wieder lebendig als Gegenwart hervorbrechen konnte. Dann wurde die schöne kühle Frau schüchtern und innig wie ein Mädchen. So deutete sie jetzt, bei diesem Kuß, schamhaft auf die dunkle Brücke, deren schwarzer Bogen sich rasch wachsend näherte. Der Mann hatte einen anderen Gedanken: er sprang an die Ruder und hielt das Boot in die Mitte der schnellen, undeutlich dunklen Strömung zwischen den dicken, umrauschten Pfeilern. Dann kehrte er neben sie zurück. — Es ist klar, daß das Gespräch jetzt stockender, stiller wurde und auch noch das geringe Interesse, das es bisher hatte, einbüßte. Bemerkenswert und für die abstrakte Art des Mannes, sehr einfache Erlebnisse in Begriffe oder, wenn man will, in pantheistisch=weite Gefühle umzudeuten, war nur noch das Wort, das er gleich hinter der dunklen Brücke — von der aus gesehen der Nachen gerade in dem hellen Schein einer Uferlaterne auftauchte und verschwand — zu seiner Geliebten sprach: „In dir halte und umfasse ich das ungreifbare Leben.“



Am Untersee

Der Bodensee erweitert sich, nach der Verengung zwischen Konstanz und Gottlieben, noch einmal zu einem breiten Becken, dem Untersee, der in seiner mehr strom- und binnenseeartigen Gestaltung deutlich von dem meer-ähnlichen weiten Obersee unterschieden ist. Der Ring seiner Ufer, die Insel Reichenau, ja noch die über dem flachen Gelände bei Radolfzell aufsteigenden Ruppen des Hegau wirken überall zu einem geschlossenen Bilde zusammen, das sich nirgends ins Weite verliert, überall von charakteristischen Landschaftslinien begrenzt ist und sich vor jeder der umgebenden Aussichtshöhen wie eine klare Karte ausbreitet.

Wenn man von Konstanz mit dem Dampfboot in den Untersee fährt, tritt man gleich, sobald das kleine schmale Radschiff mit umgelegter Esse die flachen Bogen der Rheinbrücke passiert hat, in eine ausgesprochene Flußlandschaft ein. Die beiden Rheintürme und die im Entstehen begriffene neue Kaiserstraße links, vor der große und kleine Boote angekettet liegen und von der eben die breite Fähre zum Petershauser Ufer hinübergerudert wird, sind bald verschwunden. Von den anschließenden Vorstadthäusern wendet sich das Auge hinüber zu Villengärten, die bald großen Fabrikanlagen mit ragenden Schloten Platz machen. Dann verflacht sich zu beiden Seiten das Gestade und wandelt sich in ein schilfiges Ried, das linkerhand nur einmal von dem malerischen Paradies unterbrochen wird: ein paar Fischer- und Bauernhäuser spiegeln sich mit der kleinen vorgemauerten Straße in dem ruhig gleitenden Fluß. Es wird mit Vorsicht gefahren. Der Grund ist seicht; die Bahn des Schiffes ist deutlich abgesteckt. Hier ragt eine Gruppe von Pfählen, umspült, über das Wasser: es sind Reusen, in denen sich die mit der Strömung gehenden Fische fangen. Drüben schieben sich breite Binseninseln grünwogend vor.

Rechts vor uns schimmert die weite Ebene des Rieds, braungolden sich hinüberziehend zu der Pappelreihe, neben der die Straße zur Reichenau führt. Links nähert sich eins der charakteristischen Ebenen- und Flußschlösser, die wuchtig aufs flache Land gestellt sind: Gottlieben. Es ragt doppel-turmig aus den Wipfeln eines Parks auf, der wie ein Hain über den Feldern steht. Es war einst ein Sitz der Bischöfe von Konstanz. Wir fahren an der Gartenterrasse vorüber. Ein Grüßen hinüber zum Schloß, in dessen Garten eine fröhliche Gesellschaft sich ergeht. Es wird erwidert, und schon legt das Schiff vor ein paar alten behäbig stolzen Bürgerhäusern an der kleinen Landungsbrücke an.

Von hier ab erweitert sich der See schnell. Rechts schiebt sich die breite Insel Reichenau, die durch einen Steindamm mit dem festen Land verbunden ist, wie ein neues Ufer vor das zurückweichende feste Land. Links tritt der Hochuferzug mit seinen Schlössern, dem noch bei Gottlieben ein breiter ebener Flachlandstreifen vorgelagert war, allmählich näher ans Wasser.

Von dem reichen Schweizer Uferstädtchen Ermatingen fährt das Boot hinüber zur Reichenau. Sie ist unser erstes Ziel.

Überall erheben sich Weinberge über den flachen, steinigen Strand. Wir steigen hinan. Verstreut liegen an den Straßen einzelne Gehöfte. Mächtige Bottiche stehen da und dort. Man rüstet zum Herbst. Wir durchwandern das grüne Eiland, das einst vor Jahrhunderten Mönchshand rodete, als es noch Sintlas-Alue hieß und von Schlangengezücht wimmelte. Jetzt ist die hügelige Reichenau einer der sonnigsten, lichtesten Flecke: drei wohlhabende Dörfer mit ihren freundlichen Kirchen, durch schöne Straßen verbunden, Gärten, Rebberge mit Sommerhaus, weidenbestandenes Ried, flache Schilf- und Kiesgestade, an denen Fischerkähne liegen, Ufervillen, die Ruine einer alten Wasserburg — und nichts von Wald, kein Dunkel, keine tiefen Schatten, alles durchsonnt, bewohnt, ein kleines, vom See um-

spültes Reich, in dem ein Hauch der friedlichen Abgeschlossenheit aus den Zeiten der Mönchsgemeinschaft erhalten zu sein scheint; aus der Zeit, in der Walafried Strabo sein schönes lateinisches Reichenaugedicht verfaßte: Sei gegrüßt mir, selige Insel!

Die Klosteranlage des heiligen Pirmin, Münster und Seitengebäude, liegt in der Mitte der Insel. Der Mesner zeigt in der Sakristei Wunderdinge: Holz und Nägel vom Kreuze Christi, Dornen von der Dornenkrone, einen Krug von der Hochzeit zu Kana. Auch ein Tropfen heiligen Blutes wird in kostbarer Monstranz aufbewahrt und einmal im Jahre, am großen Blutfest, mit Prozessionen, Gebet und Gesang gefeiert: Das ist der Ehrentag der Reichenau.

— In der Kirche von Mittelzell hängt ein handwerksmäßig gemalter Bilderzyklus, der die seltsame Geschichte des Blutstropfens erzählt, wie er durch die Hände von Fürsten und Kaisern schließlich in den Besitz des Klosters gekommen. Überhaupt ist das Reichenauer Kloster mit vielen Schenkungen und Vergabungen bedacht worden, hat sich deren aber auch durch Pflege der Wissenschaft und Künste würdig erwiesen. Eine wertvolle Bücherei wurde hier verwaltet, und durch manches neue Werk bereichert; so durch die hauptsächlichsten älteren Geschichtsquellen über den Bodensee, die Werke des Abtes Walafried Strabo. Scheffel hat dies alte Kloster in lebendiger Schilderung, in die er auch Züge aus St. Gallischen Chroniken verwob, wiedererstehen lassen. Der Mesner erzählt noch von Scheffels häufigen Besuchen, wenn er Freunde in die Sakristei, seine dichterische Requisitenkammer, führte.

Wir rasten am nördlichen Ufer der Insel. Das altchristliche Kirchlein von Oberzell erhebt sich dort mit seinem Pfarrhaus einsam auf einem Hügelrücken zwischen Reben über dem See. Stille ringsum. Nur weit drüben auf der Straße geht ein Bauer vorbei. Die wuchtigen Mauern, die ganze untersetzte Gestalt des kleinen Gotteshauses, die finstere Krypta unter dem Chor — das ist dunkle Jugend

des Christentums. Über dem Wasser liegt Allensbach. Diese Bucht des Untersees, Gnadensee geheißen, ist nicht allzubreit, man kann hinüberraufen in wenig mehr als einer Viertelstunde.

Wir sind, nachdem wir auch die kleine Kirche von Niederzell mit ihren alten, wieder freigelegten Fresken besucht und uns an dem, rechts als ein Ausguck in den Hegau angelegten „Bürgle“ gefreut, auf die Hochwacht gestiegen, eine von einem Rebhäuschen gekrönte Weinbergshöhe.

Es gibt alte illuminierte Stahlstiche, in denen alle Ferne in klaren Linien gezeichnet ist und sich in erst dunklem, dann immer lichterem Blau abstuft; einem Blau, das alle anderen Farben, das Gelb, Grün, Braun, Rot des Vordergrundes, trinkt und der eigentliche Grundton des Bildes wird. Mit diesem Vorwalten der blauen Ferne werden solche Bilder der Ausdruck ewiger Wandersehnsucht. So liegt es vor uns; und das Gelb des herbstlichen Weinlaubes rings hebt die Bläue des Sees und der Hegauhöhen noch mehr hervor: den Klingsteinegel Hohentwiel, in dessen gewaltigen alten Festungsstrümmern, gedeckten Gängen, Kellern und Bastionen Scheffel oft streifte und kletterte, von dessen Ausguck er sehnsüchtig über das weite Land schaute, ein schmerzliches Liebeserlebnis in ferne Vergangenheit zurückdichtend; den kleinen, spitzen Zahn des Hohenkrähen; die sanfter gerundeten: Stofflen, Höwen, Mägdeberg. In dunklerem Grünblau stehen vor diesem Hintergrund der Schienerberg, der sich breit in den Vordergrund geschoben hat, rechts an den Arm des Sees stoßend, welcher sich weiter unten zum Rhein verengt, und das hohe waldige Schweizer Ufer, von dem die napoleonischen Schlösser und das ältere Salenstein herüberschauen.

Wir erreichen noch gerade das letzte rheinabwärts fahrende Dampfboot. Vorüber an malerischen Flecken, wie dem vom See aus wundervollen, getürmten grauen Steckborn, an Schlössern auf den Höhen und unten am See, geht es in das enge, schon wie ein mächtiger, breiter Fluß

aussehende Abflußbecken hinein. Hier sieht man überall die starke Rheinströmung.

Rechterhand behalten wir den langen Schienerberg, der langsam eine burggekrönte Ecke vorschiebt, während der Dampfer den gewundenen Fluß hinabgleitet: Hohenklingen. Dort oben soll heute Nachtrast gehalten werden.

In der Dämmerung liegt ein altes Städtchen am Rhein. Erkergeschmückte Häuser, deren Fenster schon Lichter im Fluß spiegeln, treten heran; eine hohe Brücke schwingt sich über den Fluß; von einem grün umrankten, erleuchteten Balkon über dem Wasser klingt Lachen und Gläserklirren. Vom Lande schauen wir unserem Boot noch nach, wie es mit dem Rhein hinter den vorspringenden Ufern verschwindet. Dann gehen wir langsam über den uralten Markt, mit seinen hochgiebeligen, bemalten Häusern, seinem grauen, rauschenden Brunnen, drauf ein bunter Landsknecht Wache steht, seinen auf Bänken vor ihren Türen Feierabend haltenden, plaudernden Menschen. Das alles taucht in die Dämmerung.

Nun steigen wir, vom Abend geleitet, durch Weinberge und Abhangwald langsam hinauf. Schon schließt das Städtchen mit seinen Toren, das seinen alten Mauerring kaum irgendwo durchbrach, in der Tiefe zusammen. Schon glänzt weit und weiter das dunkle Silber des geschlängelten Rheins aus der versinkenden Landschaft empor. Steiler wird der Weg. Etwa haushoch über uns steigen Mauern zwischen den Bäumen auf. Wir klopfen an das alte eisenbeschlagene Burgtor.

„He! späte Gäste sind da!“

Bald wird aufgetan. Eine Magd mit einer Laterne geleitet uns hinein. Mauern aus unbehauenen Feldsteinen. Eine kleine Pächterwohnung mit Restaurations- und ein paar Gasträumen ist auf Balken und mit steilen Treppen in das Mauerwerk eingebaut: Boden, Wände, Decke ebenso wie die Treppen Holz. Das alles würde, wenn ein Brand ausbräche, wie Reißig im Herde zwischen den Steinwänden aufklackern.

Von einer Galerie sieht man hinunter zum Rhein. Dahin bestellen wir uns das Abendbrot. Hohenflingener funfelt rot in unsern Gläsern. Ob man nicht unser Windlicht von unten wie ein neues Sternlein hat aufleuchten sehen? Es ist jetzt ganz dunkel geworden. Auch das Glänzen des Stromes ist erloschen. Weichenlaternen vom Bahndamm jenseits des Rheins und die Lichter des Städtchens sind das einzige, was aus dem Tal noch heraufgrüßt. Am Himmel, über Gipfeln und Wipfeln, beginnen die Sterne ihren nächtlichen langsamen Reigen. Der Stundenschlag der Uhr klingt verhallend in die Nachthöhe herauf.

*

Mit dem ersten Hahenschrei sind wir aus den Betten. Köstliche, kühle Morgenstille. Ein Vogelruf irgendwo aus der Wipfeltiefe des Waldes, der hinter der Burg liegt und mit seinen fasernden Kronen atmend schweigt. Vergessen sind die Unbilden der Nacht: Haselmäuse, die über Betten und Wände sprangen, erstaunt über die späten herbstlichen Logiergäste, die ihnen ihre schon bezogene Winterwohnung streitig machten. Ein kurzer Frühweg durch den tauigen Wald bis an einen Abhang, von dem aus man in einen dichten Buchenhain hinabsieht, der leise beginnt sich in die Herbstfarben zu kleiden. Noch liegt es wie ein ganz durchsichtiger blasser Schatten auf dem Walde. Nur der Himmel fängt schon strahlender zu leuchten an. Als wir auf dem Rückweg aus dem Walde traten, lag auf der Turmspitze der Burg das erste, noch ganz kühle Sonnenlicht. Wie jetzt die ganze Landschaft erwacht, wie der Tag ins Tal steigt und den Rhein aufglänzen läßt! Rauch kräuselt sich über den Dächern des Städtchens, Hammerschläge kommen irgendwoher, Züge pfeifen, die Mettenglocke ertönt, und bald wird auch der Strom sich beleben. Jetzt leuchtet das ganze Tal in Sonne. Wir sitzen auf der Holzgalerie beim Frühstück und lassen's uns wohl sein.

Unsere Herberge zeigt bei Tage ein freundlicheres Gesicht, als da wir abends in das tiefe Dunkel ihrer nächtigen

Mauern eintraten. Außer Turm und Wänden und dem vor-
baugeschützten Eingang ist noch ein leerer Rittersaal erhal-
ten, mit Steinsitzen an den Fenstern; in irgendeiner Ecke der
breite, schwarz eingebrannte Trichter eines Rauchfangs, ein
Verlies, ein Ausguck — aber jetzt in der Sonne kann uns
das in kein Mittelalter mehr zurückzaubern. Da ist uns das
alte Gemäuer eine lustige Wanderrast mit viel schönem Aus-
blick, doch nicht ohne Mängel.

Aber da unten in Stein, da gibt es ein paar Häuser,
Ecken und Winkel, in denen ist selbst um Mittag Mittelalter,
dem jeder verfallen muß. Wenn man auf dem Markt steht,
den wir gestern abend in der Dämmerung berührt haben,
und die hohen, wunderbar und lustig bemalten, mit ihren
Erkern in die Straße vorlugenden Giebelhäuser betrachtet,
dann fängt es schon an. Man würde nicht erstaunen, wenn
die bunten Gestalten, ehrsame Bürger, Landsknechte, Pre-
diger, die in Fresken am Rathause geschildert sind, plötzlich
hier an den alten Brunnen träten oder drüben in die
„Sonne“ zum Schöpplein gingen. Diese mittelalterliche
Stimmung wird tief und wunderbar zwingend, sobald man
in den malerischen Gebäudekomplex des alten Klosters
St. Georgen tritt, das wohl erhalten und von künstlerischer
Hand wiederhergestellt wenig sichtbare Wandlungen erfuhr,
seit Abt David von Winkelsheim es um 1500 zu einem
Kleinod schmückender Innenkunst machte. Das Wesen deut-
scher Renaissance, als Kultur, als Lebensinhalt, hat nir-
gends so lebendig, so unmittelbar zu mir gesprochen wie in
diesen von einem großartigen Kunstfreund geschmückten
Räumen. Hier tritt dem Beschauer überzeugend sofort dies
entgegen: daß alles Klassische, sobald es nach Deutschland
kam, gänzlich gewandelt, germanisiert wurde; daß von ihm
eigentlich nichts übrig blieb als größere Gedanken, Motive,
Konflikte, die in die deutsche Seele fielen und dort, ganz aus
dem urheimatlichen Stoff, Gestalt und Körper gewannen.
Eine Erziehung, eine Höherführung des Eigensten; nirgends
ein Fremdes, eine Nachahmung. Was ist deutscher als die=

ses Landsknechtsheer, das — auf einer der großen Fresken des Festsaales — Karthago stürmt? Es ist dieselbe Welt und Zeit wie dort die köstliche humorvolle Zurzacher Messe, nur ist ein größeres, klassischeres Motiv gepackt. Was ist deutscher als diese Edeldame mit dem Falken? diese Semiramis? dieser Herkules? Aber überall ist der Ausdruck gesteigert, hat man mit dem Eigenen etwas Fernes, Hohes auszudrücken gesucht und sich dadurch über sich selbst erhoben. Das scheint mir der beste Sinn aller Renaissance. Ich glaube, selbst in den übernommenen architektonisch=dekorativen Formen der wundervollen Täfelungen, der kanellierten Decken, der geschnitzten Holzbänder, der gewölbten Erker und der behaglichen Öfen ist das Deutsche stärker als das Fremde.

Wir haben, von den liebenswürdigen Wirten geleitet, die reichen Festräume, Kapelle und Konventsaal, Abtsszimmer und Zellen angesehen und durchwandeln jetzt den alten, wohlerhaltenen gotischen Kreuzgang. Wir schreiten im Gewölbeschatten. Still und sonnig liegt im Wandelskreis der Halle der begrünte Klosterhof.

Und wieder hinaus in den klaren hellen Nachmittag! Das Städtchen Stein mit seinem schlanken Kirchturm und das Bergschloß liegen schon hinter uns. Es geht am badischen Ufer rheinaufwärts.

Ein Dorf mit breiten, schloßartigen Baulichkeiten, die aus dem Grün hervorschauen, taucht auf; es ist das Kloster Ohningen, in dessen Nähe der weltberühmte Ohninger Steinbruch liegt, dem die kostbarsten Versteinerungen entstammen: Tiere und Pflanzen. Er ist verfallen. Unter den herumliegenden Platten im Schutt finden wir ein paar gute Abdrücke von Blättern im Stein. Das ist alles. Aus einer Hütte kommt ein Mann und bietet uns noch urweltliche Tiere zum Kauf. Sie sind zu teuer und zu schwer, als daß wir sie noch mitnehmen könnten. Wir setzen den Weg fort, durch Wald, über Felder, immer an den Hängen des Schienerberges hoch über dem Fluß, klettern in Schluchten hinab, wieder hinauf; durch das Gold des Waldes leuchtet der

blaue See hindurch; unten liegt das Judendorf Wangen; jetzt führt die Straße oberhalb des Schlosses Marbach vorbei, und wir erreichen in der frühen Dämmerung Gatenhofen. Das Abendschiff, das uns von hier nach Konstanz bringen sollte, ist schon abgefahren. So müssen wir in Steckborn drüben überm See die Bahn erreichen. Ein Boot trägt uns hinüber durch die weichdämmernde rötliche Flut. Die spitzgedachten Türme des einstigen Schlosses, jetzigen Armenhauses von Steckborn, treten aus dem beginnenden Dunkeln. Umspülte graue Pfähle enttauchten dem Wasser. Die breite Steinwand der Stadt ragt aus der erloschenen fließenden Abendröte des Stroms, in dem sie sich spiegelt. —



Nächtliche Gondelfahrt

Am schönsten rudert sich's bei ruhigem See mit einem Ruder. Man muß ganz hinten am Heck des Bootes auf dem Sitz stehen dazu, daß die Leute am Ufer in jedem Augenblick denken, man würde gleich ins Wasser fallen. So geleitet gleitet die Gondel reglos, wie im Traum, über den Spiegel.

Es war schon sehr spät, als ich das Boot loskettete; ich hörte es nachher während des Fahrens von den Schweizer Ufertürmen Mitternacht schlagen.

Eine weite Nachtsille, die nur vom Rollen der Kette, dem Einsteigen und dem Abstoßen einen Augenblick unterbrochen wurde. Der See schlief im Mondschein. Die verschwimmende Helligkeit des Spiegels floß atmend über die Ufer, um Badehütte und Weiden.

Von den Wellenkreisen um mich ziehen zitternde geschlängelte Lichtstreifen über den Steg und das Schilf. Mein Ruder taucht fast lautlos ein, nur ganz hinten im schwarzen Schatten der Gondel, damit der Seespiegel unzerstört bleibt, während ich langsam über ihn hingleite. Augenblicke seh' ich das Mondlicht in die grüne Tiefe einsinken, einmal den Schatten und gleich darauf das Flossenblitzen eines Fisches. Aber rasch verhüllt der Spiegelschimmer wie ein aus Licht gewobener Schleier den Abgrund, daß um mich raumloses Leuchten ist.

Ich bin aus der Bucht hinausgefahren. Die weiten Gestade liegen ganz im Licht, als ob die Ferne, in die der See nach Osten uferlos hinausschimmert, rings allen Strand, ihn entrückend, überflutet habe.

Ich wende. Wie vom Atem des Wassers leise bewegt, steigt und sinkt das runde Bild der Mondscheibe. Es bleibt mir schwebend zur Seite. Ich fühle das Gleiten des Nachens nur noch so, als ob eine unsichtbare Strömung des Sees ihn trüge. Er nähert sich einer Stelle des Ufers, an der Pappeln in den fahlblauen Himmel steigen.

Ich folge der sanften gebuchteten Uferlinie. Jetzt seh' ich durch das klare Glas des Bootschattens auf der Landseite auch den hellgrünen, von den Ruderkreisen überwellten Lehmgrund. Ein weit vorgebauter Landungssteg taucht dunkel im Dämmern auf. Die Pfähle stehen da, ohne Grenze gegen ihren langen Spiegel im See, wie ein schattenhaftes Gebilde, das ringsum in den Mondduft zergeht, das nirgends ruht, das nur im Licht schwebt.

Leise, kaum hörbar, spielen hier, wie Pulschläge des Sees, kleine Wellchen am gerölligen Ufer. Über ihnen schimmert das zitternde Licht, als hätte sich das Spiegelbild von der glänzenden Fläche aufschwebend gelöst.

Dann fährt der Nachen an einer grauen efeuüberwucherten Terrassenmauer hin. Der Blick geht weit in den monddurchdämmerten, lichten Park. Eine schwarze schweigende Waldbucht nimmt mich in ihre Schatten auf. Die dunklen Ufer wachsen. Gewölk umzieht langsam, in der Tiefe seine lichten Ränder spiegelnd, den Mond.

Mit beiden Rudern ausgreifend, fahr' ich über die nächtig verdunkelte Fläche heim.



Spätherbsttage am Überlinger See

Es ist Ende Oktober. Ein erster Nachtfrost hat das Farbenwerk des Herbstes vollendet und mit seinem Raufreif dem sterbenden Laub die leuchtendsten Farben eingebrannt. Aber noch sind sie im dämmerigen Hauch des späten grauen Morgens verhüllt. Reglos liegt der mit dem Himmel verschwimmende See, als laste die unbewegte fröstelnde Nebelweite schwer auf ihm. Alle Ufer sind matt und verblaßt. Die fernern Dampfer scheinen fast über dem Horizont zu schweben. Ihr ungeteilter Rauch bleibt wolkig in der Luft stehen. Während der Vormittag wächst, füllt sich ganz langsam das weite Grau mit zerstreutem, etwas rauchigem Blau und wird zusehends lichter. Mittags endlich bricht die Sonne durch. Rasch wird ihr Licht, das erst rötlich winterlich schimmerte, klar und golden; die Landschaft leuchtet in vollen Farben auf. Um diese Zeit waren wir schon im Gebiet unserer heutigen Wanderziele, nahe der Endbucht des Überlinger Sees.

Der „Überlinger See“ genannte, weit ins Land hineingestreckte Arm des Bodensees ist der nördliche der beiden Teile, in welche die große Konstanzer Halbinsel das Gesamtbecken in seinem westlichen Drittel zerlegt. Das nördliche Ufer des Überlinger Sees ist die genaue Fortsetzung der buchtigen Landlinie Lindau-Friedrichshafen-Meersburg, das südliche gehört der gewissermaßen vom Hegau vorgeschobenen Konstanzer Halbinsel an. Beide sind vereinigt durch das kurze, flache und sumpfige westliche Buchtgestade. Der Reisende, der von Osten aus der vollen Breite des Sees dem Überlinger See zufährt, sieht die Höhen des Litzgaus, die von weitem über dem flachen württembergischen Strand aufstiegen, allmählich nah ans Wasser treten und dem Landschaftsbild einen kräftigen, malerischen Charakter geben. Der Eindruck heroischer Landschaft wird besonders stark im letzten Teil dieses Seearmes. Da spiegeln sich auf beiden Seiten steilabfallende Waldfelsen in der Flut.

Wir haben das Fröhschiff in Dingelsdorf, am südlichen Ufer, verlassen und gehen auf der durch das flache Ried gebauten Dammstraße nach dem nahen Wallhausen, wo die Waldberge beginnen. Sie stehen für unsern Blick, während wir auf das wachsende Bild zuwandern, hart über Ried und See, sich in Duffarben, doch dunkel abgestuft, wie Ruiffen vorschiebend und mit dem See, dem sie enttauchen, der Ferne zu leicht ansteigend.

Im Fischerdorf Wallhausen liegen ein paar Lastkähne mit Holzfrachten, Boote, ein Motor am stillen Ufer. Ein Hund bellt uns nach, während wir auf dem Uferweg in den Abhangwald eintreten.

Noch ist das Vormittagsgrau des Herbsttages nicht überwunden. Wir schreiten in der kühlen Luft kräftig aus, rechts neben und wenige Meter unter uns immer den See, in dessen klarem Wasser wir deutlich sehen können, wie weit der helle flache Uferstreifen unter der Oberfläche noch vorspringt und wo der Grund sich steil in dunkle Tiefen hinabsenkt. Zwischen den Bäumen hindurch geht unser Blick hinüber zum anderen Gestade. Überlingen, die Sandsteinfelsen der Heidelöcher und eine sehr malerische helle Wand, die oben eine Villa mit weißen, den Fels fortsetzenden Mauern trägt, liegt schon halb rückwärts. Das kleine Sipplingen mit seinem spitzen Kirchturm rückt näher. Unser Weg windet sich um viele Buchten und Vorsprünge, hebt und senkt sich, zieht durch Laub- und Tannenwald, an Sandsteinfelsen und aus der Höhe steil herabkommenden breiten Bahnen für das Holztreiben vorüber.

Mehrmals öffnen sich zu unserer Linken tiefe Schründe und Tobel, aus denen kleine versickernde Rinnsale über Moosstufen niedertropfen. Prachtvoll der unbeirrte senkrechte Wuchs der Bäume auf den schrägen Böschungen! Dort ein kahler Sandsteinfels, an dessen Fuß sich aus dem abgerutschten Stein und Erdreich eine sanft ansteigende Schutthalde gehäuft hat. Der Wald tritt oben bis hart an den Absturz. Mit klammernden Wurzeln — wie nur Schwind

sie gemalt hat — umschlingt die vorderste Tanne den Stein, der unter diesem zusammenwachsenden Griff zu zerbröckeln scheint. Farren und üppiges Gesträuch bedecken den Grund der Schlucht.

In einem dieser Tobel führen zwischen den engen moosigfeuchten Sandsteinwänden, in die sich der gewundene Bach in langer Vergangenheit tief eingeschnitten hat, angeschlagene Stufen hinauf. Oben im Wald steht auf vorgeschobenem, vom Hinterland gelöstem, mit ihm heut aber in üppiger Waldwildnis verwachsenem Bergfegeln ein altes Gemäuer, Kargegg geheißen.

Jetzt treten haushohe senkrechte Steinwände bis hart an den See, daß der Pfad sich eben nur an ihrem Fuße vorbeidrängen kann.

Wieder wird das Gestade breiter. Holzarbeiter sind am Werk. Weithin durchhallt es den Buchenwald. Es heißt, schnell die Rutschlichtungen passieren, in denen die glatten Stämme herunterkommen. Unten sind Leute beschäftigt, sie zu Flößen zusammenzubinden. Der blaue Rauch eines Feuers zieht sich über den Schatten am Tannenstand.

Allmählich wird das flache Ufer noch breiter. Die hohen Laubwaldberge treten vom See zurück. Wir nähern uns Schloß und Dorf Bodman, das einst, Bodama geheißen, ein Sitz fränkischer Könige war. Von der dem Duft enttauchenden Sonne beschienen liegt es in der Stille des Herbsttages friedlich, lang am Ufer hingestreckt. Wir durchwandern es in der Längsrichtung, an den einzelnen verstreuten Häusern und Gehöften, der kleinen Kirche, dem vornehm mit seinen Gartenanlagen ohne Umzäunung an der Straße liegenden gräflichen Schloß vorüber, zur Linde, wo wir einen raschen Imbiß nehmen. Dann steigen wir in die Berge.

Graue Buchenstämme. Ein roter Abhangteppich. Serpentinewege, auf denen unser langsamer Steigschritt im Laube raschelt. Viele Windungen hinauf. Der Hang wird steiler, steigt scharf, daß wir in den Baumwipfeln vor uns den Fuß

von Mauern, darin eine Pforte sehen. Wir klimmen den laubglatten Pfad hinan.

Wir stehen im Ring einer Mauergruppe, in einem unteren Gang, die Burg ragt noch hoch über uns. Über den Blöcken rote Ebereschen gegen den blauen Himmel: das Wappen des Herbstes. Wir steigen in das mächtige Halbrund des großen gebrochenen Turmes, der vielleicht einst die Haupträume der Burg umschloß. Der Boden liegt voll niedergestürzter Bausteine, zwischen denen ein paar hochstämmige Bäume Wurzel gefaßt haben, sie ragen reglos und trinken das blaue Himmelsleuchten in den leeren Fensterhöhlen mit schweigenden Wipfeln. Einzelne Blätter wehen aus der hohen Stille nieder. Nicht von den Händen des Windes oder des Regens herabgerissen; in Stamm und Geäß, im versiegenden Saft des Baumes ist der Herbst zu ihnen gelangt. Der Baum hält sie nicht mehr und läßt sie der Luft, die sie schwebend niederträgt.

Höher als die Burg, auf waldfreier Gipfelwiese, liegt der alte Pachthof Bodenwald. Von dort gesehen ragt der halbe Turm aus schwarzgrünen Tannen und dem Brand einer roten Buchenwand auf. Neben ihm wird ein Stück tiefpurpurblauen Sees sichtbar. Einzelne weiße Birkenstämme mit ihren grellgelben Blättern schneiden in dies Blau hinein. Lichtgrün=silberduftige Ferne.

Die Fülle dieser Farben drang wie ein Rausch auf uns ein und zwang das Auge immer wieder, in ihre Flut zu tauchen, zu schwelgen, jede einzelne Farbe, wie im Ringen mit den andern, zu ihrer höchsten Sinneskraft aufschwellen zu sehen. Die starken ungebrochenen Töne des Bildes waren wie eine wilde, stürmend rhythmische Musik, wie schmetternde Trompetenstöße einer fürstlichen, diese Hänge durchstreifenden Jagd.

Wir gingen auf der teils bewaldeten, teils freien Hochebene bis an ihren südlichen Abfall. Da eilt der Blick weit über Hegau und Untersee. Das alte Städtchen Radolfzell, die Insel Reichenau, die Schlösser des Schweizerufers —

all das liegt duftig flimmernd und verschwommen vor uns. Unser Auge vermag gegen das Licht den von der wasserreichen Ebene gewobenen Schleier nicht klar zu durchdringen. Um so wichtiger aber wird uns der gewonnene Standpunkt für die Orientierung. Wir stehen fast an der Wurzel der Konstanzer Halbinsel. Die Karte liegt vor uns im Heidekraut. Sie zeigt uns, daß der Höhenzug, auf dem wir uns befinden, westlich durch ein tiefes Tal von den Hegaubergen getrennt ist, ein Tal, durch das jetzt die Bodenseegürtelbahn fährt, so die Konstanzer Halbinsel zwischen Ludwigshafen und Radolfzell abschneidend, um dann, an ihrem südlichen Unterseeufer entlang, Konstanz zu erreichen. Der Einschnitt dieses Tals ist rechts zwischen den Waldhängen erkennbar. Er liegt weiter im Lande, noch hinter dem Ansatz der Halbinsel. Wir verbinden im Geiste die beiden, ein paar hundert Meter auseinanderliegenden Standpunkte, deren jeder eine der Endbuchten des Sees zeigt und deren Vereinigung uns das Lageverhältnis von Überlinger und Untersee deutlich macht.

Während wir durch das hohe Kraut wieder nach der Überlinger Seite zu stapfen, flieht ein Rudel Rehe mit langen, schlanken Sprüngen durch die Buchenwaldhalle zu unserer Rechten. Einsame Stille wie vorher. Mich beschäftigt das Übersichtsbild der Landschaft. Ich habe als Junge oft am Überlinger See, oft am Untersee gestreift, habe zu Rad all ihre Ufer umfahren, aber sie nie in Eins gefaßt, sie immer als getrennte Landschaften empfunden. Nun schlagen sie, wie zwei aufeinander zueilende Wellen in der Brandung, hoch auf und zusammen. Ich bewältige den Eindruck noch nicht. Das Geheimnis des Raumes umschauert mich.

Ich sinne nach. Ich schaue rückwärts in vergangene see-lische Erlebnisse hinein, die erst in diesen Augenblick zu münden scheinen. Ich weiß jetzt, daß auf weiten Reisen mir immer irgendwann die wirkliche Landschaft in die Landkarte sich wandelte, unmerklich, in vielen feinen Übergängen; daß mir nur die größeren Halt- und Endpunkte der Reisen zu-

gleich Kartenbild und volle Wirklichkeit waren, daß aber die durchflogenen langen gleichförmigen Strecken mit den unbekannten ruhenden Horizontpunkten, um welche die Riesenscheiben der Landschaft kreisten, nicht mit der Linie auf dem Papier ganz eins wurden, sondern wie ein fremdes fesselndes Erlebnis zwischen den Zielen standen, nur saufende Bewegung, Wandlung, Kreisen waren, nicht aber meinem Gefühl Raum wurden. Ich denke daran, wie ich Raum und Landschaft auf raschen Radfahrten empfand, wie sich mir Hügel, Wald und Feld zu weichen, langgezogenen Linien streckten und die Häuser der durchflogenen weiten Dörfer eng und nah zusammenrückten, daß ich sie in einem Umblick zusammenfassen konnte. Ungreifbare Dinge! — Ich fühle, wie sich mein Empfinden des Raums gedehnt hat. Wenn ich als Junge eine Bergfahrt machte, blieb mir das Erlebnis wechselreicher Weg. Jetzt versinkt meinem Blick der Pfad und Weg: das Gebirge wird mir umfaßte Gestalt. Mein Geist schafft Räume in sich, er vermag ein paar Tagewanderungen weit in sich zu begreifen. Und nur an den äußersten Enden solch umspannten Gebietes brandet mir — wie Meer an fernen Küsten — die Unfaßbarkeit des Raumes. —

Wir öffnen ein Wildgatter, um zum Schloßchen Frauenberg hinunterzusteigen, das ebenso wie die alte Feste auf einem niedrigeren, dem See zugewandten Vorsprung des Höhenzuges liegt. Eine tiefe Schlucht trennt es von der Ruine. Wieder gehen wir in den brennenden Farben des Laubwaldes durch raschelnde Blätter in der Richtung auf das tiefblaue Wasser. Da — noch ein Wildgatter — und das verlassene helle Schloßchen strebt schlank zwischen den Stämmen und Wipfeln der herbstlichen Bäume empor. Ein Monksalvatich! Silberglanz die hohe Kuppel des Turmes mit dem doppelarmigen Kreuz. Gotische Fenster bergen oben an der verstreuten, bis zur halben Haushöhe fensterlosen Mauer mit ihren nur nach innen gewandten Farben, die außen dunkel kupfrig schimmern, eine alte Wallfahrtskapelle.

Verschllossene Fenster, verschlossene Pforten, Schweigen ringsum. Nur ein strahlender Bergbrunnen glänzt silbern und plätschert unaufhörlich.

Hier im Verlies dieses Schloßchens, dessen Anlage gewiß aus fränkischer Zeit stammt, soll der heilige Otmar gefangen gehalten worden sein. Unten in einem Sandsteinfelsen hat man das Zeichen eingegraben gefunden, das König Dagobert einst an der rätischen Grenze bei Mondstein einhauen ließ: einen die Hörner aufwärts lehrenden Mond. Wieviel Leben, wieviel frische, aller Schwäche hohnlachende Kraft in solch wortloser lapidarer Sprache alter Schwertmänner liegt!

Wir steigen den gelichteten Waldweg hinab, an den vielen Stationen vorüber, die der Wallfahrer betend erklimmt. Welche Blumen, Ähren, Zweige hängen an den verwitterten holzgeschnitzten Bildstöcken.

*

Den Nachmittag verbringen wir am gegenüberliegenden Ufer. Ein Motorboot hat uns über die Bucht nach Ludwigshafen, der Zug von dort nach Sippingen gebracht. Hier steigen wir aus. Der Weg schlängelt sich in die waldigen Uferberge hinein. Eine zerrissene, von Bäumen und Gesträuch überwucherte Ruine liegt in Dreiviertelhöhe des Berges auf einem abgesonderten Fels, in dessen Rücken der Waldberg weiter ansteigt. Es ist Althohenfels, auf dem einst der Minnesänger Burkard saß. Ein Jäger und ein Dichter, voll Leidenschaft und Kraft, der eine reiche kühne Sprache redete, dessen Lieder in stürmendem Rhythmus klingen. Sein Ton ist viel voller und stärker als der der meisten seiner Zeit- und Stilgenossen. Wir rasten an den alten Mauern und schauen hinüber auf die steilen schattenschweren Tannenberge des andern Ufers, die tief in die Flut hineindunkeln wie ein schwarzer Wall. Unser Weg von heute morgen. Dort Kargegg, weiter unten der Turm von Bodman. Der freie Weitblick, der schneller als die ziehenden Vögel von all diesen Höhen über das Land eilt, ist in Burkards Gedichten. Ich zitiere aus dem Gedächtnis:

„Meine Gedanken fliegen geschart
mit gierigem Sinn nach dir auf die Jagefahrt.“

Ich fühle in diesen Versen die freie Hebung des Kopfes, der einem herbstlichen wandernden Vogelschwarm nachsieht und seine Gedanken beflügelt in die lichte Ferne tauchen läßt.

„Wie möcht' ich mit dir streiten,
die du so gar gewaltiglich
sitzest auf meines Herzens Turm.
Der ist fest an allen Seiten.“

Seine Wirklichkeit wird diesem Sängers Bild seines Gefühls; so bindet er die Erscheinungen, die ihn bewegen, in Eins, in das gegenwärtige, volle Sein, das er lebt. Noch zwei Verse von ihm kommen mir in den Sinn, die so recht in diesen golden leuchtenden Herbsttag mit seinen brennenden Farben passen:

„Da die Luft mit Sonnenfeuer
war getempert und gemischt —“

Wir sprechen noch eine Zeitlang von ihm und seinen dichtenden Standesgenossen, die allenthalben auf den Bodensee- und Burgen umher saßen. Wenn die schlechte Jahreszeit einsetzte mit Sturm und Regen, Nebel und Kälte, wenn der dicke Rachelofen im getäfelten Burgstüblein vor innerer Glut zu strahlen anhub, dann dichteten sie einsam, auf Höfen und Schlössern, die von der Uferhöhe herab sich in der grauen Glut spiegelten, oder mit ihren Türmen wie raumlose Schattenbilder über die Winternebel aufragten, ihre ritterlichen Lieder. Denn Herbst und Winter mit ihrer Stille und grauen Einsamkeit sind die Zeit der Dichter, die dann in ihrem Traum vom Leben hineintauchen, der mit seinem gespiegelten Glück und gespiegelten Schmerz wunderbarer ergreift als das wirkliche Leben. Da zogen die Freuden des ganzen Jahres an ihrem Blick vorüber; sie sangen vom Mai, den sie nicht genug preisen konnten, und von der Frau Minne; sie sangen die

Reihentänze des Sommers und die herbstliche Jagd mit Falkenflug und Horngestön. Mit diesem Vers des Burhard:

„Freude und Freiheit
ist der Welt Feuergeleit“¹

springen wir auf und steigen wir weiter zum Haldenhof hinauf, wo wir unter den alten halbentlaubten Bäumen einen kurzen Vesperimbisß einnehmen. Oberhalb des Hofes liegen die Steinpalmen. Das ist der eigentliche Aussichtspunkt. Da geht der Blick weit in den sich jetzt abendlich rötenden Hegau und auf der anderen Seite das gebuchtete Bodenseeufers hinauf bis Lindau und Bregenz; und hinüber zu den Vorarlbergen und Schweizer Alpen, die mit ihren scharfen Zacken in den klaren Späthimmel schneiden.

*

Das Wetter der nächsten Tage glich diesem vollkommen. So wurde mit Freunden noch eine Motorbootfahrt in den Überlinger See unternommen. Wir fahren aus der Konstanzer Bucht dem Meersburger Ufer zu.

Aus dem niedrigen, schnell fahrenden Motorboot, hart über den Seespiegel weg gesehen, bekommt die Landschaft etwas Flaches. Mehr, als aus nicht höherem Ruderboot, wegen der dem Horizont parallelen, wagrecht das Bild flach abschneidenden Linie des Verdecks und der schnell hinschießenden und, so nahe dem Wasser, doppelt empfundenen Bewegung.

Das Rattern des Daimlers erschwert die Unterhaltung. Schweigend überlassen wir uns dem Seeblicke. Manchmal sinkt mein Auge in die wundervoll geschwungene Furche, die sich vom Boot schräg rückwärts zieht und in steter Erneuerung sich in die Weite verliert.

Die Landschaft liegt wieder in leichtem, lichtem Duft, fast ohne Schatten, alle Farben gelöst, hell, ohne Tiefe — wie ganz flüchtig angedeutetes Aquarell. So Meersburg, die fahlen Rebberge, der bunt überhauchte Wald.

¹ Der wörtlich-richtig gewiß ins heutige Deutsch so zu übertragen wäre: Freude und Freiheit ist der Welt vorgelegt.

Wir fahren am Ufer hin, von dem der See — der im Winter einen beträchtlich tieferen Wasserstand hat als im Sommer — schon weit zurückzutreten ist. Die Landungsanlagen von Uhl-
dingen, der kleine Lastschiffhafen, der Bahnhof, herbsthliches
Schilf, Weiden, das Pfarrdorf Seefeld. Dann, hart am
Ufer das Schloßviereck Maurach, und oben auf der Wein-
bergshöhe die Kirche von Neubirnuu. Wir landen.

Maurach, das da friedlich am See liegt, war ehemals ein
Nonnenkloster. Noch erinnern daran die hohen Kirchenfenster
und der idyllische, alteKlostergarten. Ein hoher Torgang öffnet
sich! Die einstige Poststraße Überlingen — Meersburg geht
durch den Gebäudering des jetzt markgräflichen Pachthofes.

Wir treten hinein. Linkerhand stößt der Garten mit hoher
fester Mauer an die Straße. Aber, nach der Art des achtzehn-
ten Jahrhunderts, sind breite Bögen, wie Fenster, in der Mauer
angebracht und mit Holzgitterwerk geschlossen. Ein Brunnen
spendet nach beiden Seiten sein Wasser. Der verwilderte
herbstliche Garten mit blätterbewehrten Beeten und dem kahlen
Geäst entlaubter Bäume zieht sich hinüber bis zum See, wo er
gegen den Andrang der Welle fest aufgemauert zu sein scheint.
Rechterhand liegen Stallungen und Wirtschaftsgebäude.

Neben dem Gehöft führt ein Übergang über die Bahnge-
leise, und ein schmaler Rebbergpfad steigt zur Barockkirche
Neubirnuu hinauf. Ein hoher Uhrturm und die breite Fen-
sterfront des mit der Wallfahrtskirche zusammengebauten
Prälatenschlosses stehen uns entgegen. In verlassener ver-
ödeter Pracht! Die fürstlichen Abte des zwei Stunden land-
einwärts gelegenen großen Klosters Salem, die neben den
Bischöfen von Konstanz und den Äbten von St. Gallen die
mächtigsten Kirchenherren der Bodenseegegend waren, haben
diesen schönen Sommersitz an den See hinausgebaut, um
die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Nicht allzulange
vor der Zeit, da Salem verweltlicht wurde, das mit seiner
weiten Gebäudeanlage, der wundervollen, im Kloster ge-
arbeiteten Alabaster- und Marmoraus schmückung seiner
Kirche, seinem klug verwalteten, großen Landbesitz ein Bild

des Reichthums, der Lebens- und Machtzusammenfassung klösterlicher Herrschaftsführung war.

Jetzt ist der Platz um die Neubirnauer Kirche rings mit dichtem Gras bewachsen, hohe Bäume tasten mit ihren sich leise regenden, halbentblätterten Wipfeln in die Rundbogen der verstaubten langen Fenster. Die einzigen lebenden Wesen, denen wir begegnen, sind ein paar Hühner, die gravitatisch nickend die Schloßfront entlang kommen: so mag einst der würdige Abt mit seinen Kaplänen post coenam sich hier ergangen haben.

An einem Seitenflügel entdecken wir hoch über dem Boden einen Klingelzug und rühren ihn. Er gellt weit durch die Flure, Treppenkorridore und Hallen des alten Gebäudes. — Nichts. — Noch einmal! — Wieder läuft der schrille, heischende Klang durch die Gänge und sucht nach einem Kastellan, einem Mesner oder Kustos. Eine alte Frau steckt den Kopf aus einem Fenster und gibt ein Zeichen, daß wir warten sollen. Dann knarrt die Thür und wir treten ein. Zuerst in die Kirche! Sie wird, wie das Schloß, nicht mehr benutzt, muß aber, alten Bestimmungen gemäß, baulich im Stand erhalten werden. Sie ist wie die italienischen Kirchen leer, so daß der Raum, auf breiter Sohle ruhend, ganz zur Geltung kommt. Dennoch ist es — nach der ersten Woge, mit der der Raum über uns zusammenschlug — nicht seine Wirkung, die im Eindruck vorherrscht. Die traumhaft-wirre überladene Barockdekoration, die hier, plötzlich von jeder Beziehung zum Leben abgelöst, wie in verzerrter Schauspielergebärde erstarrt ist, zersetzt mit üppigem Schnörkelwerk den reinen Raum, der fürs Gefühl dadurch seltsam belebt, gespenstisch wird. Er ist, wie der Traum, zugleich Leere und Fülle: durchsichtige Bildschatten stehen in ihm.

Wir gehen langsam auf dem gepflasterten Grund dem bizarr-phantastischen Hochaltar zu, der mit seinem Schattendunkel in all dem weißen und bunten Schimmer der Pfeiler und Wände ein Mittelpunkt Ruhe ist, dessen Formen allein in dem hellen Gewirr für unsere Augen Gestalt werden. Er

erscheint jetzt wie der malerisch belebte erhöhte Hintergrund einer Bühne; zwei breite, flache und geschwungene Stufen, die rechts und links von Pfeilern wie von prächtigen Kulissen flankiert werden, führen zur eigentlichen Szene, über die der Hochaltar wieder in drei Stufen ansteigt. Ein in tiefe purpurne Farben gewandetes fürstliches Drama, dessen Rhythmus ruhiger, größer sein müßte als die schöne, aber sich auflösende Architektur ringsum, in dem gewaltige, doch wie Rosse auf Ziele zu gebändigte Leidenschaften ringen würden, könnte hier dargestellt werden. Ich sehe eine Gruppe und halte den Schritt an: zur Rechten auf den Stufen des Hochaltars, in gedämpftem Scharlach, ein königlicher Mann, sich stolz halb zurückbeugend wie eine Gestalt des Barock, so das Kraftvollgefühl seines gespannten Leibes gewinnend; links im Vordergrund violette, dunkelgrüne, schwarze Frauen sich scharend um eine hohe, in graue Seide gekleidete Fürstin mit silbernem Schmuck, die mit ihren Blicken den Mann herabreißt; einzelne dunkel gekleidete unschlüssige Männer unterhalb des Priesters auf den Vorstufen — —

Meine Freunde sind hallenden Schrittes weiter nach vorn gegangen und ersteigen eben die Bühne. Sie stehen hochaufblickend, den Kopf zurückgelegt, hinaufdeutend — wie eine Gruppe Bewundernder, Anbetender — zusammen. Auch in dieser breiten Architektur ist der Zug zur Höhe, den alle Kirchenbaukunst immer erstrebt, noch lebendig genug und erfaßt den ruhigen Beschauer. Die alte Frau weist uns hoch im Deckengemälde in eines Engels Hand einen Spiegel und auf dem Boden einen Stein, von dem aus man sich selber in dem in Wolken gehaltenen Spiegel sieht.

Architektonisch ist die Rückseite des Raumes mit ihrer klaren, wenig überladenen Gliederung, der senkrechten Dreiteilung der Schlußwand, deren Höhe in zwei niedrigen und einem gehobenen Stockwerk aufwächst, und der hier wirkungsvoller hervortretenden oberen Galerie, erfreulicher und reiner. Mit ihr stößt die Kirche an die Gemächer des Schlosses, getäfelte, raumschöne, in die Nebberge und auf den See hinaus=

schauende stillvornehme Zimmer, die auf breite, lange Flure und auf flachstufige, massiv-geländerte Treppen münden. In allem der Eindruck des in allmählicher Verfeinerung weit über seine Wurzeln emporgewachsenen, von dienenden Erdkräften scheu und geduldig getragenen, von der Scholle fast ganz abgelösten Lebens. Ein seltsamer Unterton dazu die theatralische Unechtheit des Materials: Stuck und Holz, die künstlich gefärbt, weißrötlichen Marmor darstellen.

Wieder fliegt unser Boot dem hügeligen Ufer entlang. Überlingen, die alte freie Reichsstadt, ist aufgetaucht und nähert sich rasch. Wenige Menschen nur sind auf den schnell zurückfliehenden Hafenanlagen zu sehen.

Ich denke meines ersten sommerlichen Besuches in dem malerischen Ort. Da hab' ich den ganzen Nachmittag damit zugebracht, in seinen Gassen und Gäßchen herumzulaufen, die alten Gebäude anzustaunen, mit leisem und doch von allen Wänden widerhallendem Tritt den Frieden seiner Kirchen und Kapellen aufzustören. In dem hohen, fünfschiffigen Münster, das ein spätgotischer Meister baute, hab' ich lange gesessen. Einige betende Frauen und ich — ganz weit voneinander am Grunde des wachsenden, dunkelnden, kühlen Raumes. Ein paarmal kam oder ging jemand. Das Tageslicht fiel durch die Thür, ein schlurfender Schritt, ein Husten, die rasch nieder- und aufzuckende Bewegung eines Mädchens am Gitter vor dem Hochaltar. Dann Stille und Betrachtung wie zuvor. Die heiligen Personen, die überall auf Altären stehen, mit kleinen Sockeln an den Pfeilern angebracht sind oder aus dem bunten fremden Raum der Bilder in das Kircheninnere hinüberschweben, scheinen die wenigen Besucher nicht zu beachten. Ihre sakrale Starrheit ist verstaubt und leblos. Das Licht einiger Dankkerzen flackert an einem Seitenaltar im farbigen Schatten unter dem gemalten Fenster.

Dann blieb ich wieder vor dem alten Rathaus stehen, dessen holzgeschnitzten Sitzungssaal ich schon angesehen hatte. Das Wappen der Reichsstadt mit dem schwerttragenden

Löwen prunkt stolz im Giebel. Die feste Mannhaftigkeit, die in den kleinen Stadtrepubliken als eigenstes Gewächs gedieh, hat auch in Überlingen gewaltet. Ringsum hat sie sich hier an der Landseite mit senkrecht tief in den Sandstein geschnittenen Gräben umgeben, in denen heute umgrünte Promenadenwege führen, zwischen hellen Felswänden. An einer tiefen Stelle des Grabens schwebt oben ein steinerner Brückenbogen hinüber. Das Dach eines weißen Planwagens leuchtet in den grünen Schatten des Grabengrundes. —

Allmählich baute sich in mir aus Toreu, Türmen, auf der Höhe über den Gassen des Volkes gelegenen Patrizierhöfen, aus Klöstern, Kapellen, Ratsitzen und dem Gewirr der schmalen, steilen, aneinandergedrängten Häuser, mit ihren von den Kirchendächern breit überragten Giebelzacken eine raunende mittelalterliche Stadt, in der farbig und groß das Leben flutete, mit Jubel und Schrecken. Und diese Stadt wuchs hinaus in das leuchtende, getürmte Abendgewölk. — —

Während ich noch in Gedanken versunken war, hatten die Freunde in großem, sicher in die Flut gezeichnetem Bogen gewendet. Die Sonne war blaß geworden. Wir fuhren aus der Enge des Buchtenarmes wieder der blaugrauen, sich in Duft hüllenden Seeferne zu, die ruhig und unbewegt vor unserem gerade in sie hinein gesteuerten Motor stand. Rechterhand tritt uns die dunkle hohe Schloßinsel Mainau, einst Sitz eines Deutschordenskomturs und jetzt großherzogliche Sommerresidenz, mit ihren aus Wipfeln aufragenden Gebäuden nahe und löst sich, zurücksinkend, weit von dem Ufer, das hinter ihr hoch ansteigt und sich dann sanft zu dem friedlichen Fischerdörfchen Staad niedersenkt. Wiesen, ein Uferwald — und unser Boot verläßt den Überlinger See. Die graue Ferne, in die wir so senkrecht hineinfuhren, macht plötzlich eine große Kreisschwenkung nach rückwärts, und die Dämmerungslichter des nicht mehr fernen Konstanz stehen aufblitzend vor dem Bug des Schiffes.



Der Unsterbliche

Ich erinnere mich eines Gespräches mit einem um ein Menschenalter älteren und reiferen Freunde. Wir standen in der Dämmerung des 9. Mai 1905, an Schillers hundertstem Todestage, auf einem Uferhügel, noch im Licht-, Rauch- und Blutkreis eines flammenden Holzstoßes, vor dem bewegte Schattengestalten sich bückten und reckten, und hinter dem durch den zerreißenen Schwaden immer wieder rot beleuchtete Köpfe sichtbar wurden. Über die widerscheinenden Wiesen und Wipfel weg zählten wir die Höhenfeuersterne drüben im Lande Tells und entdeckten mit dem Feldstecher immer entferntere, im Blaugrau stehende röttliche Lichtpunkte von schnell wechselnder, bald wachsender, bald schwindender Helligkeit. Von Zeit zu Zeit strich erhitzte, beizende Luft über die taunasse Wiese zu uns her; dann wieder wirbelte der Rauch mit glimmendem Funkenstaub gerade aus den glühenden Scheiten, aus Reissig und Kloben empor. Als wäre schon Juni und Sommwendnacht.

Das Gespräch haftete an dem Worte „unsterblich“. Der Sechzigjährige sagte: „Unsterblichkeit ist eine der lästigsten Vorstellungen, ist der ewige Gedanke an ein Publikum und eine erdrückende Belastung des Menschheitsgedächtnisses. Verstaubte Büsten, Denkmäler, die durch stetes Vorhandensein unbeachtet geworden sind! Unsterblichkeit ist lebensfeindlich und unschön, ist Phrase. Ich will nicht bestreiten, daß der Gedanke auch Verdienste hat: die Erhabenheit und Größe, welche menschlichen Unwahrheiten und ihrem Zwang so oft eigen ist. Er gleicht darin dem Aberglauben früherer Völker, welche ihre trefflichsten Männer zu Göttern machten. Aber er steht geistig nicht höher, ist Atravismus. Wir leben in der Vergänglichkeit, Vergänglichkeit ist unser Wesen, Vergänglichkeit kann unsere höchste Schönheit sein.“

Ich übersann seine Worte, die mich erst überraschten, aber schon zu überzeugen begannen, indem sie auf unerlöste Gefühle in mir trafen, die bis zu meiner frühesten Kindheit

zurückreichten, die schon erwachten, wenn ich meine kleine Schülerbibliothek immer wieder einstauben sah und zum erstenmal die Mühe ahnte, die alles Erhalten fordert. Es ist offenbar ein in den langen, scheinbar wandlungslosen Zeiträumen der Kindheit gefaßtes Gefühl, das im Leben Dauer, Bestehen sieht und nicht erkennt, daß da nur Wachsen und Schwinden ist. Und trotzdem dies Kindheitsgefühl schon Enttäuschungsschmerz in sich birgt, fälscht es unsere Forderung ans Leben. Das sah ich ein.

Er fuhr fort: „Was wäre schließlich mit dieser Abtrennung der Unsterblichen von uns Übrigen gewonnen? Nur, daß man sie des schönsten menschlichen Vorrechtes: vergänglich sein, wieder unpersönlich zu werden, mit den Schwächen zu seiner Menschheit auszulöschen, um all sein Gutes namenlos fortwirken zu lassen, beraubt hätte. So wesenlos, wie die Gestalten werden, die in einer fremden Stadt in den Gassen der Dämmerstunde vorübergehen, wenn unser, durch die Reise von der heimatlichen Gewohnheit abgelöster Gedanke zufällig an die allgemeine Vergänglichkeit rührt, so sinken zuletzt die Großen und Größten in Dunkel zurück. Nur geht ihr Sichtbarsein durch weite Zeiträume.“

Sein Auge, das bis jetzt seinem spielenden Stocke gefolgt war, hob sich gegen die dunkle Abendwand, in der noch immer einzelne rötliche Punkte glommen: „Wie große, erhabene Sternschatten schreiten sie am Auge der Menschheit vorüber, bleiben auf der Höhe ihrer Bahn scheinbar ein Jahrhundert, auch ein Jahrtausend, fast unbewegt vor uns stehen, bis sie dann doch langsam zum Horizonte sinken. Glaubst du, daß der Mann, der das Wort sprach, ‚man solle sein Werk schweigend in den unendlichen Abgrund der Zeit werfen,‘ dem widersprochen hätte?

Welche berauschende Vorstellung, tiefer als alle Unsterblichkeit, an das Leben zu denken, das Schiller im Bewußtsein der Menschheit nun über ein Jahrhundert führt, das, allen Zufällen und Geschehnissen, die die Erdenleben umlauern, entrückt, sich nach seiner Wesenheit durch die Zeiten voll-

den, nach dem Maß seiner Lebenskraft noch durch Jahrhunderte strahlen und dann, von seinem Leuchten verzehrt, weihewoll verlöschen wird. Erst die kurze, fast ganz dem achtzehnten Jahrhundert angehörende Erdenzeit des Mannes, aus deren hinausgeschleuderten Energien sich dieses immer heller werdende Nachleuchten speist: der jüngere Sohn seines Zeitalters, der ins weite Erhabene hinausstürmt. Dann der Mann, der in das Gemeinsame so langer Zeitalter zurückkehrt, daß er nicht einer Zeit gehört. Dann nur noch das Werk und der Schatten. Weißt du, was dessen Leben heute ist? Ich will nicht irgendeine Redensart machen, Erziehung zur Freiheit, zur Männlichkeit, zum Ideal, und was sonst! Ich meine etwas viel Schlichteres, Schöneres. Er ist mir — und ich glaube, daß er es dir und deiner Generation auch ist, und ich wünsche, daß er es noch vielen Geschlechtern sein möge — die Jugend. Nicht das herrlichste Erlebnis einer Jugend, das jeder erst als Mann begreifen lernt, Goethe, das er neidvoll verehrt; nicht eine fremde, sondern die eigene Jugend ist Schiller jedem. Kann man denn den ‚Tell‘, den ‚Wallenstein‘, die ‚Räuber‘ aufschlagen, ohne wieder jung zu werden, ohne in der abstrakten Leidenschaft der Jugend zu erglühen und elastischer zu schreiten? Nicht ins Einzelne, Gestaltete taucht man mit ihm, sondern ins All, in das uns sein Temperament, sein Schwung, sein bilderschaffender Glaube hinaustragen. Damit er dies köstliche, in Stunden der Unzufriedenheit mit sich, ja der Verzweiflung, immer wieder rettende, befreiende Erlebnis Jugend bleibe, gebt ihr ihn euern Kindern früh, wie wir ihn euch früh gegeben haben!”

Und den Ergrauenden überkam, ohne daß er seine Rede schon unterbrechen wollte, die Lust, Schiller zu lesen, jung zu sein. Wir schritten im Dunkel an dem rot verglühenden Holzstoß vorüber, über dem jetzt ganz feine, zitternd durchsichtige Rauchluft aufstieg, durch Gartennacht in sein altes, weinumranktes Haus. Dabei sprach er immer lebhafter, sprach vom Drama, dessen Entwicklung er mit dem Herzen

verfolgte, und das in seiner Bibliothek den Haupt- und Grundstock ausmachte. Er hielt mich im Gartenweg am Arme: „Und woraus meinst du, war Schiller Dramatiker? Nur aus dem Temperament: jeder Einfall, den ihr vielleicht für weiseste Technik haltet, stammt aus seinem Temperament. Lustigerweise erscheint er überall, wo das frei waltet, als der unübertroffene Techniker. Und wo er wirklich als Techniker arbeitete, kam er auf Abwege. Aber in den dramatischen Höhenaugenblicken, in denen ihm keiner gleichkommt, fühle ich, wie bei ihm der dichterische Schauer beginnt, wie der Schreibende weiterjagt, noch ohne zu wissen, wohin; wie dann plötzlich aus der Wolke seines Erschauerns der erste Blitz zuckt, der erste Einfall, blendend hell, zündet — und nun Blitz auf Blitz, Replik auf Replik folgt. Denke an die große Roller Szene, an den zweiten Akt von ‚Kabale und Liebe‘, das Nachtgespräch zwischen Oktavio und Max. Das ist unsterblich!“

Wir mußten beide bei dem Wort lächeln. Er rief: „Du siehst, wie jung ich schon durch den Gedanken an Schiller werde, daß ich dieses jugendlichste, nur der Jugend gehörende Wort gebrauche. Ihr allein mag es anstehen, sie weiß ja vom Sterben nichts!“ Er hatte die messingene Öllampe angezündet, ein paar in ein verschoffenes, abgeriebenes, gelbrotes Glanzpapier gebundene Bände des „Theaters“ von 1806 — einen der mir liebsten Drucke der Schillerschen Dramen — in den Lichtkreis gelegt und blätterte. Er las einige seiner Lieblings Szenen, die hohle Gasse, die Gespräche vor Wallensteins Ermordung, aus der „Braut von Messina“ ein paar Chöre, die er das Dramatischste nannte, was Schiller geschrieben habe.

Und als er las:

„Völker verrauschen,
Namen verklingen,
finstre Vergessenheit
breitet die dunkelnachtenden Schwingen
über ganzen Geschlechtern aus“ —

da glaubte ich wieder, wenn auch geflüstert nur, das Wort „unsterblich“ zu hören.

Dann, als wir nach langem, stillerem Beisammensein, währenddessen wir, jeder für sich, in den Büchern geblättert hatten, uns trennten, sagte er: „Dieser Gedenkabend hat mir wirklich warm gemacht. Ich freue mich, wie wir uns verstehen. Wenn mir auch ist, als ob ich, weil ich dreißig Jahre früher geboren wurde, Schiller doch noch mehr besitze als du und deine Generation. Das stimmt mich wehmütig. Aber es ist so, wie die Verse des Neueren sagen, den du so oft anführst und den auch ich liebe:

,Gleich wie die Schlange ihre Haut, so wirfst
der Mensch verjüngt die Seele ab,
wenn ihm die neue Seele schmerzhaft wuchs!‘

Euch ist inzwischen wohl mehr als eine neue Seele gewachsen.“

Mich bewegt, während ich zurückdenke, das Selbstverständliche und so Merkwürdige: wie die Lebensalter und die Temperamente nebeneinander mit andern Augen in das Licht desselben Tages blicken und keiner das Gleiche sieht. Und ich begreife als den Sinn der großen Dichter und Gestalter: die Getrennten in starken Gefühlseinheiten zusammenzufassen, daß sie sich in einem Dritten verstehen. Schiller ist eine der lebendigsten Einheiten, die uns zu einem Ganzen verbinden.



S t u r m

Ein rauher, grauer Tag. Der Wind stößt abwechselnd aus Ost und Nordost, daß die südlichen und westlichen Ufer von schaumiger Brandung umrauscht sind. Fischerboote zerren und reißen an ihren Stricken, als wollten sie von den Wellen gepackt sich forttragen und irgendwo auf den Strand werfen lassen. Die Dampfer arbeiten gegen Winddruck und Seegang.

Ich streife am südlichen Ufer des Überlinger Sees, durch Wald, Wiesen, am flachen Strand, wo das Brausen und Schlagen und Rollen der Wellen, wenn sie weit über flachen Grund heranlaufen müssen, mich umtost; und oben auf steilen bewaldeten Hängen, wo das Rauschen der Bäume und des Sees zusammenklingt in einen großen wilden Gesang. Auf die Höhe steig' ich, über die großen, in die Sandsteinfelsen gegrabenen Keller der Konstanzner Brauereien. Da halten ein Aussichtsturm, ein einsames Haus und ein Friedhof Nachbarschaft. Wenn man auf dem Turme steht, sieht man weit über den See und das waldige, wellige Land. Das alles braust und rauscht. Ziehend und sich ohne Rast wandelnd, umgestaltend, sich überholend, zerreißend und drängend wandern die grauen Wolken über die Weite. Der Wind rüttelt am Turm und pfeift um seine Ecken.

Wie das Kraft und Frische gibt! wenn man jeden Schritt fast gegen das Wetter erkämpfen muß, wenn der Wind gegen uns drückt, uns zur Seite werfen will und unsern Mantel flattern läßt wie eine wehende Fahne. Mit diesem Wind will ich ringen. Ins Boot! Das Gewell ist durch ein vorspringendes Horn etwas gebrochen, ich kann das Boot losketten, ohne daß es von der Brandung sofort wieder an den Strand geschlagen wird. Aber nur einen Augenblick, gerade zum Hineinspringen, ist Zeit, und gleich müssen die Ruder arbeiten; und müssen tief fassen, sonst tauchen sie mit dem steigenden und schwankenden Boot fortwährend spritzend aus dem Wasser. Mit aller Wucht schlägt der Boden der

Gondel, die ich dem Wind und Gewell entgegentreibe, regelmäßig nieder auf's Wasser, wenn ihn eine Woge gehoben hat. Ich habe das Gefühl, kaum vorwärts zu kommen. Der Pfahl am Ufer, von dem ich abstieß, ist mir noch immer ganz nah. — Allmählich entfernt er sich. Die Wellen werden stärker. Wenn die Spitze der Gondel eintaucht, schlägt die Spritzwelle über meinen Rücken.

Aus dem Schutze des Horns ist die Gondel heraus. Der Druck des Windes und des Gewells ist gewachsen. Bei allem Widerstand meiner Ruder steht das Boot, gehoben und niedergestossen, aber ohne vorwärts zu kommen. So halt' ich's vielleicht eine Viertelstunde. Dann ein Ruck. Ich wende. Und nun flieg' ich über die Wellen, die mich dennoch immerzu überholen, hinten über den Bootsrand schäumen und die Gondel bedenklich schief auf ihre Schultern nehmen.

Ein Dampfer taucht fern über den Wasserbergen auf.

Eine flache Uferstelle, auf der die Brandung verschäumt. Ich werfe das Boot auf einen Wellenrücken und rudere mit aller Kraft. Es gelingt. Ich kann hinauspringen und das halb mit Wasser gefüllte Fahrzeug heraufziehen und an eine Weide binden.



Das Kloster Salem

Ein Spätherbstmorgen. Weiter stiller Nebelduft liegt über dem Bodensee. Die Dampfer, ein Fischerboot, die verschwimmenden Uferlinien — alles fließt, kaum abgehoben voneinander, in dem ruhigen Grau. Das sind die unbewegten, wie in den Nebel eingebetteten, einsamen Trautstage der Bodenseelandschaft, die nur der Einheimische kennt, weil sie sich erst über die friedlichen Gestade lagern, wenn längst die letzten Freunde fort sind. Mittags kommt stiller, in der weiten Ruhe leise wärmender Sonnenschein in den silbernen Duft, der sich ein wenig klärt, aber nicht von der Ferne hebt, und in den nun braunrote Wälder, die herbstbunten Bauerngärten und ein wenig mattes Blau des Sees hineinleuchten. An den Straßen, auf denen in welken Blättern grüne, luftgebräunte Schalen wie Überreste einer Käferschlacht umherliegen, sind Männer, Frauen, Kinder eifrig mit dem Ausräumen beschäftigt. In den Weinbergen wird ohne viel Festlichkeit die Lese gehalten; in großen Bottichen steht der rote Most.

An solchem Tage hatten wir, zwei Freunde, mit unseren Rädern einen Dampfer bestiegen und waren, noch im dichten Frühnebel, von fernen Dampfersirenen, denen unser Nebelhorn dumpf antwortete, begrüßt, über den stillen, nur um unser Schiff aufschäumenden See gefahren: nach Uhl-lingen, einem kleinen Bahnanschlußdorf am Nordufer des Überlinger Sees.

Langsam tauchte die Landungsbrücke mit ihren Pfählen und dem Zollhäuschen wie ein Schatten aus dem gleichmäßigen Grau, wurde größer und raumhafte Gestalt. Und schon schoben die Schiffskleute das Brückenbrett hinüber. Ein Wondarin, eine Frau mit Körben und wir stiegen aus. Hinter uns wurden noch ein paar leere Fässer ans Land gerollt.

Mehr als im blühenden Frühling oder an den langen sonnigen Tagen des Sommers, wenn hier an diesen Ufern alle Orte voll Leben und Verkehr sind, wenn die mit Frem-

den gefüllten Schiffe, die vollen Züge uns immer im Gefühl der großen Einheit von Nord und Süd halten, bedarf der geistige Mensch, der hier lebt, in der einsamen stillen Zeit des Spätjahrs der Verführung mit alter Kultur, altem Geist, alter Kunst, mit dem steingewordenen Leben der Vergangenheit, um immer wieder seine Zusammenhänge, seine Heimat, die Bedingungen seines Daseins zu finden. So hatten wir wieder einmal einkehren wollen in dem alten mächtigen Klosterbau, der — jetzt ein markgräfllich badisches Schloß — einst der Herrschaftssitz dieses ganzen Gebiets war, Salem heißen, wie fromme Etymologie das alte Salmansweiler umtaufte.

Nach nicht allzulanger Anfahrt durch Riedland schoben wir die Räder, um auf die Höhe des Uferhügelzuges zu kommen, hinter dem sich das Salemer Tal, dem See gleichgerichtet, hinzieht, nördlich von den Heiligenberger Höhen begrenzt. Die sich windende Straße führt an einem Teich vorüber, der jetzt mit seinem Schilf wasserlos, sumpfig dalag. Schon wuchs das verstreute Sonnenlicht, wie wir auf die Höhe kamen; braune Eichen, rote Buchen enttauchten dem Duft und trugen farbigen Schein. Dann ging's rasch die Obstbaumstraße hinunter, durch das reiche Dorf Mimmehausen, an einem in den Wiesen verborgenen Wasser, einer Aach, entlang, während vor uns, aus den herbstlichen Wipfeln eines Parkgartens, die große, viereckige, hochdachige Gebäudegruppe der alten Klosterstadt sich hob.

Zu einer Art Stadt, einem geschlossenen Gemeinwesen, hatte sich das Kloster, das im zwölften Jahrhundert ein Ritter Guntram von Adelsreute stiftete, entwickelt, lange bevor es im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts säkularisiert wurde. Während ihm das umgebende, dem Kloster gehörige Land die Lebensmittel lieferte, umschloß es selbst alle Gewerke in seinen Mauern. Mönche waren selbst die Glockengießer, die Bildhauer, die kunstvollen Sticker der Prachtgewänder für die Messpriester. Nur die Meister jedes Gewerks mußten, einem alten Brauch zufolge, Laien sein.

Starker, lebendiger Herrenggeist spricht gleich aus der raumvollmächtigen Bauanlage des Ganzen, den großen Höfen und Zwischenzügen, dem hohen Rundbogenportal, das die westlich führende Landstraße aus der ehemaligen Ummauerung des befestigten Ortes entläßt, dem tiefen Schloßgraben, der, mehrfach überbrückt und umrankt, mit seinem stillen Wasserlauf jetzt eine Schönheit des Parks ist und zum Teil unterirdisch fließt: so auch unter ein paar mächtigen alten Kellergewölben der nordwestlichen Gebäudeflücht, in denen wohl früher eine Mühle untergebracht war.

Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert schuf nach den Bränden und Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges den allgemeinen einheitlichen Baucharakter. Ein prächtiger, durch zwei Stockwerke gehender Kaisersaal, mit den Medaillonbildern der römischen Kaiser, zeigt die schwulstige Kraft eines etwas handwerksmäßigen, jetzt ganz in seiner Pose erstarrten frühen Barock; in dem erhaltenen Privatkabinett des fürstlichen Abtes dagegen erkennt man den Geschmack für seine Wohnlichkeit in dieser Baupoeche. Am meisten tritt in Salem der klösterliche Charakter, den natürlich die Umwandlung in ein markgräflisch badisches Schloß verwischte, in den langen, vieltürigen Korridoren und in der Liebe, mit der die großen Keller und die alten rundbauchigen Weinfässer geschmückt sind, zutage. —

Es ist Mittag geworden und lichtblauer Himmel. Wir halten im Wirtsgarten in der milden Herbstsonne Rast, die überall durch die halbentblätterten Wipfel auf die leeren Holztische hereinscheint. Goldenes Laub liegt auf Boden und Bank. Hühner rascheln darin. Ein Hund, eine Katze haben sich zu uns gefunden und nehmen am Frühstück teil. Die Magd, das Tablett in der Hand, lehnt am Nebentisch und erzählt vom Sommerbesuch und von ihrer Heimat im Oberland, bis sie von den Honoratioren, die drin in der Wirtsstube essen, hereingerufen wird. Ein Einspänner fährt vorn am Haus vor. Und wieder ist diese duftige, sonnige Herbststille um uns, in der wir uns warm und wohlig strecken und

mit dem Gefühl, daß wir uns das Beste noch aufbehalten haben: die Innenausstattung der kleinen, Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erbauten gotischen Kirche. Ihre marmornen Altäre, Figuren, alabasternen Vasen, Reliefs, Geländer sind in das von den Schweden innen ausgebrannte Gotteshaus in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eingebaut und ungefähr zur Säkularisation des Klosters fertig geworden.

Deutsches Kokoko!

Johann Georg Dürr, ein Bayer aus Weilheim, ist der Bildhauer, der die hauptsächlichsten dieser Altarbauten und Gestalten schuf: seine feine, sichere Künstlerhand ist wohl von der seiner handwerklicheren Nachfolger, seines Tochtermanns Wieland, seines Gehilfen Fruchtmayer, die das große Werk äußerlich zu Ende brachten, zu unterscheiden.

Dürr starb 1779 vierundfünfzigjährig in Mimmehausen. Man hat seinen Grabstein später in die Kirche, die sein Werk umschließt, übertragen. Darauf steht: „Wandersmann! Dieser dankbare Stein bedecket den frommen Christen, den treuen Ehegatten, den sorgfältigen Vater, den großen Künstler, nämlich den H. J. Georg Dürr, vortrefflichsten Bildhauer in Mimmehausen. Er trat in die Welt zu Weilheim, den 2. April 1723, er verließ sie zu Mimmehausen den 9. Oktober 1779. In dem schönen Münster zu Salmansweil hat er seinen Namen der Unsterblichkeit eingegraben. Wünsche der frommen Asche die ewige Ruhe! Und geh auf dem Pfade seiner Tugenden fort!“

Dürr muß jung die Welt gesehen haben, auf seinen Wanderungen wahrscheinlich auch nach Italien gekommen sein. Er hat sicher mit glühender Seele die bedeutendsten Werke seiner Kunst in sich aufgenommen, in ihnen gelebt. Da wird dem Siebenunddreißigjährigen der ehrenvolle Auftrag, den plastischen Schmuck der Salerner Kirche zu schaffen. Er ist durch diese Aufgabe auf lange hinaus materiell sichergestellt — und zog gewiß frohen Mutes in das stille, hügelumstandene Wiesental. Aber ob er gedacht hat hier zu enden? nie wieder

an einen der künstlerischen Mittelpunkte seiner Zeit zu kommen? im dörflichen Frieden zu leben und zu sterben, er, ein Mann, der Pracht in sich trug, der an einem großen Hofe hätte glänzen können? Ob nicht in der Frömmigkeit, die sein Grabstein ihm nachrühmt, ein gut Teil Entsagung war? Er war als Künstler nicht ersten Ranges; aber er war sicher über Mittelmaß und Durchschnitt.

Die beiden Werke, die den Blick zuerst und zuletzt wieder fesseln, sind zwei pyramidale Aufbauten an den Seitenpfeilern, rechts und links vom Hochaltar. In der linken Gruppe, die — in nicht ganz einwandfreier Komposition — um eine Inschrifttafel gruppiert, die Stiftung des Klosters darstellt, fällt sofort die Figur des Papstes Innozenz II. durch die Reinheit und Weichheit der gestaltgebenden Linien auf. Der Schatten des steifen, gestickten, am Halse abstehenden priesterlichen Gewandes, aus dem sich der geneigte Kopf erhebt, erhöht ihr Leben: der Mensch als Träger der Institution und die Institution, der starre Ornat, sind in einen leisen Gegensatz gebracht. Gewaltiger ist die rechte Gruppe, auf der der mantelumhüllte Tod, vor dem das Gerippe eines Abtes hockt, den Vorhang von der Totentafel der Abte zur Seite zieht. Hier tritt in das feine, graziöse Rokoko der Geist schwerer deutscher mittelalterlicher Kunst. Eine Totentanzgruppe erscheint ins Kolossale übersetzt. Wie liegen die umgehängten Schmuckkreuze auf dem Schattendunkel der Rippenbrust auf, wie hält diese Knochenhand die schwere Gewandmasse, wie sinkt dieser infulgeschmückte Abtschädel vornüber, wie greifen diese Knochenzehen! Hier ist die Komposition, die die zwei Gestalten senkrecht übereinander ordnet, meisterhaft. Wir übersehen neben dieser mächtigen Gruppe fast die Seitenheiligen des Hochaltars, die feinen Alabasterreliefs an den Geländervasen und die vielen Nebenaltäre. Doch kommt uns die stellenweise noch sichtbare Beziehung dieser Marmorplastik zur Holzschnitzkunst zum Bewußtsein.

Schweigend treten wir die Heimfahrt an, in dem sich wieder in Dunst hüllenden Nachmittag. Nach Überlingen

hinab führt die Straße — langhin über Felder, durch Wald. Dann rollen die Räder durch die schon dämmerigen Straßen der Stadt zum Landeplatz. Erst auf dem Abenddampfer, der schaumschlagend in das Seedunkel hinausfährt, erwacht das Gespräch:

„Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn man so in ländlicher Abgelegenheit plötzlich auf Werke tüchtiger Kunst stößt, die Berühmtheiten wären, wenn sie an zugänglicherer Stelle stünden. Ich muß immer wieder an den Mann denken, der das schuf, der, von den äußeren Verbindungen mit der Zeit und der Kunst seiner Zeit abgeschnitten, der Einsamkeit nicht erlag und offenbar sich die fruchtbare Anregung Mitschaffender durch Erinnerungen ersetzt haben muß.“

„Vielleicht täuscht uns hier überhaupt unser Empfinden, daß aus einem Zeitalter ganz anderen Verkehrs, einer viel stärkeren Entwicklung der großen Mittelpunkte geboren wurde, die heute alles Bedeutende an sich reißen. Vielleicht war das Leben an einem ländlich-fürstlichen Hof wie dem des Salemer Abtes für einen Künstler des achtzehnten Jahrhunderts, zumal wenn er selbst aus kleinen bäuerischen Verhältnissen stammte, gar keine Entsagung. Der dörfliche Frieden ließ ihn still und ganz in seinem Werk leben. Das floß mit der Welt seines Glaubens und Vorstellens zusammen. So fand er darin wohl einen Raum reicher an Leben und Gestalten, als ihm die Wirklichkeit je hätte bieten können.“ —



In den Obersee

Das direkte Vormittagsschiff nach Bregenz — ein Osterreich mit adretter Bemannung — das Konstanz gegen zehn Uhr verläßt, ist im Sommer stets ein Sammelpunkt des internationalen Reisepublikums. Während das Schiff den Konstanzer Hafen verläßt, mustern wir die Fahrtgenossen, deren großer Teil sich noch eng um die Kasse schart. Vorn am Bug stehen zwei Selbstfahrräder englischen Fabrikats. Aller verfügbare Raum daran ist zu eingepaßten Koffertaschen ausgenutzt — anscheinend für weite Fahrt. Einer der Fahrer schraubt und puht am Motor. Ich vermute, daß sie von Bregenz über den Arlberg nach Tirol wollen. Sonst ist das Publikum des zweiten Platzes im wesentlichen deutsch: Hochzeitsreisende, Studenten, ein älteres Ehepaar in Reiselodenkostüm, beide schon grau, aber frischen Gesichtes und von der Natur offenbar so beglückt und erfüllt, daß sie ganz jung aussehen, Landleute, Geschäftsreisende. Wir schlendern nach hinten, wo nur noch wenige Spätergekommene an der Kasse stehen, lösen Karten und steigen auf das Oberdeck. Im Schatten des breiten Sonnensegels, angedeckten Tischen, auf Klappstühlen und den bequemen Stangenbänken sitzt ein offenbar behaglich reisendes, wohlhabendes Publikum. Zunächst der Treppe ein paar französische Cures, dort drüben ein bayrischer Offizier, der mit zwei österreichischen Kameraden in lebhaftem Gespräch ist, Engländer, Amerikaner, Italiener.

Der Dampfer hat die von Booten belebte Konstanzer Bucht verlassen. Die wohnlichen Ufer mit den Villen und Landhäuschen sind auf beiden Seiten weiter auseinandergetreten.

Der Überlinger See öffnet sich linkerhand, tief ins Land zurückweichend. Wir halten etwa die Mitte des Sees und fahren in der Richtung seiner größten Längsausdehnung. Noch verschleiert der leichte Duft die Ferne vor uns ganz; es geht wie in meerartige Weite hinaus. Auch die Schweizer Berge, die sonst groß und das Bild beherrschend zwischen Konstanz und

Korschach über ihrem Vorufer stehen, sind kaum angedeutet. Auf der deutschen Seite ist Meersburg, das malerische alte Felsenfest, vorübergezogen, und die beiden Ruppeltürme des Königsschlusses von Friedrichshafen nähern sich.

Ich muß eines merkwürdigen Besuches gedenken, den ich einmal dem wundervollen alten Schloßpark gemacht habe. Der Parkwächter, der mich führen sollte, ließ mich erst lange warten: „vielleicht könne doch Seine Majestät jetzt in den Park gehen“. Als ich es dann aufgeben wollte, entschloß er sich aber, und in raschem Wanderschritt, wie man ihn anschlügt, wenn drohend ein Gewitter am Himmel steht und weit und breit kein Haus zu sehen ist, begannen wir die Besichtigung. Plötzlich schossen zwei weiße Hunde an mir vorüber.

„Es sind die Hunde des Königs —“ der Parkwärter hatte mich schon am Arme, um mit mir umzudrehen und davonzulaufen. Glücklicherweise kam ein Lakai, der mit der größeren Ruhe, wie sie die unmittelbare Nähe hoher Personen gibt, des Parkwärters klopfendes Herz beschwichtigte: wir kamen noch vorbei, ehe der König uns begegnen könne. Da ging die Besichtigung weiter — jetzt in einem Zeitmaß, als ob wir einen bereits im Fahren begriffenen elektrischen Wagen erreichen müßten. Die seltsamsten Bäume, Koniferen und riesige Blattpflanzen, Schlinggewächse, Gesträuche, Blumenbeete und Tabakstauden, Zedern vom Libanon, Kakteen und Palmen flogen rechts und links an uns vorüber. Fortwährend war der Arm des voranschleichenden Dieners halb nach hinten gerichtet, während er atemlos eine Menge botanischer Namen hersagte. Links öffnet sich eine Allee. Und nun erreicht unsere Geschwindigkeit noch eine weitere Steigerung. Ich fühle, daß dies Tempo nicht lange geleistet werden kann. Während wir an der Allee vorüberschießen, sehe ich mit raschem Blick in ihrer Tiefe eine Gestalt kommen. „Der König!“ stößt der atemlose Wärter hervor, „er geht zum Schwimmen.“

Erst hundert Meter weiter wird uns ein Augenblick Rast gönnmt. Der König ist indessen in den Gang verschwunden, aus dem wir kommen.

„Es ist sehr merkwürdig,“ sagt der Parkwächter, „daß die beiden weißen Hunde Sie nicht gebissen haben. Sie beißen sonst immer.“ — —

Aus der Klosterzeit der Schloßanlage ist die Ummauerung des Ufers, die übermannshoch keinen Ausblick vom Park aus auf den See gestattet, beibehalten. An einer vorspringenden Stelle ist sie durchbrochen: da ist eine Halle und vor ihr eine wellenumspülte Terrasse erbaut, ein herrlicher, italienischer Sitz. Während ich sie besichtigte, hielt mich der Parkwächter hinten am Rockschöß fest, damit ich nicht zu weit vortreten und etwa den fern schwimmenden König entdecken könnte.

Indessen ist der Dampfer an der tief eingeschnittenen breiten Bucht von Friedrichshafen vorübergefahren. Das massive, kastellartige Seeschloß Montfort ist aufgetaucht und sinkt zurück. Das malerische Wasserburg spiegelt sich mit seinen weißen Häusern in der Flut. Und langsam wächst das mit alten und neuen Türmen, Kirchen, Kasernen und ehemaligen Befestigungsanlagen, Hafen- und Bahnbauten, mit vielen Dächern und Giebeln auf seiner Insel zusammengedrückte Lindau uns entgegen. Hellrot leuchten die Dächer der mit Geschmack und Geschick in das Stadtbild eingepaßten neuen Luitpold-Kaserne und ihrer Nebengebäude. Der Dampfer fährt im Bogen hinaus, um die Hafeneinfahrt zu gewinnen, die sich zwischen dem hohen Leuchtturm und dem mächtigen granitänen Löwen Bayerns wie ein Riesentor öffnet. Badische, bayerische, württembergische und Schweizer Dampfer liegen im Hafen; daneben große Treckboote und Lastschiffe. Die breite Kaistraße, auf der es von Reisenden, Zollbeamten, Kofferträgern, Schiffsmannschaft und müßigen Gassern wimmelt, ein schlanker alter Hafenturm mit buntem Dach, die Masten der Schiffe, das Denkmal des Königs Max, unter dem die Bahn München — Lindau erbaut wurde, dort die Schienenanlage, auf der die Güterwagen gleich auf die großen Schleppboote hinausgefahren werden können — das ist ein buntes, lebendiges

Bild, das während des kurzen Aufenthaltes und des Umwendens im Hafen das Auge genugsam beschäftigt.

Wieder rauscht der Dampfer zwischen den großen Pfeilern hindurch. Die Wellen, die er erregt, spritzen hoch auf an ihren Quadern. Ein österreichischer Zollbeamter ist eingestiegen, um während der kurzen Fahrt bis Bregenz das Gepäck der Reisenden zu revidieren. Bald tragen die meisten Rucksäcke, Koffer, Taschen, Deckenrollen und Schachteln das Zeichen, das sie in Bregenz frei einpasseiren läßt.

Schon geraume Zeit, ehe wir nach Lindau kamen, war das Pfändergebirge, an dessen Fuß Bregenz liegt, immer deutlicher und dunkler aus dem lichten Dufte der Ferne hervorgetreten. Auch die Schweizer Berge sind nahe herangerückt. Weit geöffnet liegt zwischen beiden Berggruppen das Rheintal, sich in ferne blaue Gebirgskzüge verlierend, ein tiefer charakteristischer Einschnitt in die Landschaft. Hier kam die alte Römerstraße von Mailand über den Splügen her, um von Bregenz weiter nach Augsburg zu ziehen. Hier führt der Weg, den heute nur unsere Sehnsucht geht, am Rhein hinauf ins Bündner Land, zur Via Mala, zu Albula und Julier, ins Obere Engadin; auf der österreichischen Seite, am Fuße der Bregenzer Waldberge, über Dornbirn mit seiner durch wilde Felsen gebrochenen Rappenlochschlucht nach Feldkirch und über die, seit der Erbauung der Bahn und des großen Tunnels zwischen Langen und St. Anton, seltener benutzte, einsam-schöne Arlbergstraße ins Herz von Tirol. So liegt die Rheintalöffnung wie ein weites Thor zum Paradiese vor dem Blick.

Die freundliche Bucht von Bregenz, der wir schon ganz nahe sind, mit ihren schmucken Stadthäusern, ihren aus Gartengrün hervorlugenden Villen, ihren Kirchtürmchen und sonnigen Hafenanlagen war einst unwirtlich, rauh, von wilden Waldschluchten zerklüftet, in denen, von Gießbächen vorwärtsgestoßen, kantige Felsblöcke ins Thal rollten.

Die Römerkolonie, das alte Standlager Brigantium, war wieder zerstört. Wuchernde Wildnis hatte sich die Trüm-

merstätte zurückgezwungen. Da fuhren singend in großen Rähnen, von Arbon herüber, die beiden ersten Befehrer dieser Gegend, Columbanus und Gallus, mit zwölf Genossen in die Bucht, um hier eine klösterliche Niederlassung zu gründen. Walafried Strabos, des Reichenauer Mönches, legendenhaft ausgeschmückte Erzählung der Geschehnisse, die den irischen Befehlern hier begegneten, — von ihrem ersten siegreichen Kampf gegen die heidnischen Götzen bis zu ihrem Fortziehen — erhält deutlich den Eindruck der schaurigen einsamen Wildnis dieser Gegend, ihn mit der urtümlichen, märchenbildenden Vorstellungskraft früher Erzähler in ein Erlebnis verdichtend:

Gallus fischt in der Nachtstille. Da hört er plötzlich zwei Dämonen miteinander reden. Der eine spricht von den Gipfeln des Gebirges, der andere antwortet aus der Seetiefe. Mit schauerlich kreischenden Stimmen beraten sie über die Vertreibung der Einwanderer. Erst als die eilig zusammengerufenen Brüder gemeinsam laut beten, ziehen die unholden Geister, wie Sturmwind klagend, über die Berghöhen des Bregenzer Waldes davon.

Heut haben keine Dämonen mehr ihren Wohnsitz in der lachenden Bucht. Licht und freundlich begrenzt sie östlich den hellen See, und oben auf der Höhe des Pfänderberges, auf dem der eine der beiden dräuenden Naturgeister geredet hatte, steht ein kleines Gasthaus, von dem aus man prächtige Aussicht genießt. Der gewöhnliche Weg führt gleich, wenn man den modernen Hafenstadtteil mit den neuen Gebäuden der Post, der Bezirkshauptmannschaft, des Vorarlberger Landesmuseums und die ältere malerische Oberstadt mit ihren römischen Mauerresten passiert hat, an dem Abhange hinauf. Wir wählen ihn als Rückweg und steigen jetzt in eine kleine Dampfbarakke, die uns nah am Bergufer zum Gasthaus „Bregenzer Klause“ führt. Die Kasernen, ein besflaggter, aus Parkgrün hervorschauender Turm, immer neben uns die Bahnschienen, auf denen uns ein langer Zug überholt, eingepfählte Badehütten und hoch darüber die steilen Berghänge — da sind wir schon an der Bregenzer Klause. Hier

war einst eine stark befestigte Wegsperre, die im Dreißigjährigen Kriege berühmt geworden ist: schmal läuft die Straße zwischen See und Gebirge, und das Bergwaldgelände, von dem aus eine Umgehung der Sperrschanze erzwungen werden muß, bietet dem heraufkommenden Angreifer harte Ungunst. Wir stoßen im Wald auf die Steine, die an den kühnen siegreichen Angriff der Schweden erinnern. Hundert ihrer besten Männer erstiegen die nördliche Senke des Pfänderberges und schlugen die Seltendeckung des Passes zurück, der nach diesem Schlag nicht mehr gehalten werden konnte.

Wir steigen auf der Abdachung des Berges weiter empor. Der Weg zieht sich hinüber zum Rand des Daches und gibt plötzlich einen weiten wundervollen Blick auf Bregenz, die Bucht, Rheintal und Säntisgebirge frei. Das Bild ist durch die Steilheit des Abhanges unter uns weit abgelöst und doch bis tief unter unseren Fuß aufgerollt. Der von hier aus parabolisch erscheinende große Bogen der Bucht, mit den wie eine geometrische Konstruktion in ihn hineingebauten geraden Linien und Winkeln der Hafenanlage, und die gezähnte, aber in ihrem großen horizontalen Zuge doch unbefrührte Wagrechte des entfernteren Gebirges, geben als die beiden vorherrschenden Gestaltelemente des Anblicks dem Bild trotz all seines Reichtums — Dampfern und Seglern, dem Häusergewirr, Wegen und Straßen, Wald und Wiesen, nahen Hügeln und ferner Ebene — etwas mathematisch streng Begliedertes, Übersichtliches, Klares, das erfreut und sich einprägt. Dann aber erkennt man hier, wie auf einer Landkarte, die Lage von Bregenz als eine notwendig und klug gewählte, erlebt im Anblick etwas von der Geschichte der Stadt, sieht, wie sich die Burg an die schützenden Berge lehnt, während die eigentliche Stadt an den See sich drängt, die Rheintalstraße aufnimmt und den Uferweg nach Norden beherrscht, sieht die Ausnutzung vieler Bedingungen und Möglichkeiten in dieser Anlage der Stadtgewollt und erreicht, und freut sich an dem Erkennen alten, Form gewordenen Menschenwillens.

Jetzt steigen wir urch Wald und über Wiesenhänge zu der grünen sanften Pfänderkuppe empor. Weit tut sich der Blick in den Bregenzer Wald auf: nah und fern Berge und Täler in anmutigen Linien, mit Feld- und Waldvordergrund und — weil wir in der Klaufe und an unserem Aussichtspunkt allzu- lange geraftet haben — schon in die kalten dunkelgrün grau- blauen Töne der beginnenden Dämmerstunde getaucht, die aus den tiefen Schatten der Täler aufzusteigen scheint. Über Kon- stanz, Reichenau, die fern wie dunkle Streifen im Glitzern des Sees liegen, und den Hegaubergen, die sich darüber schieben, steht der rote Abend. Wie ein riesiges rundes Becken ist der See.

Hier mag der alte Römer Amianus Marcellinus, von dem uns ein Bericht über den Bodensee erhalten ist, gestan- den, nach Westen hinübergeschaut, dies Bild mag er sich ein- geprägt haben. Kaum eine Stelle der Ufer begünstigt näm- lich so sehr den in Entfernungsangaben und Karten früherer und späterer Geographen enthaltenen, von Marcellinus aber auch als unmittelbaren Eindruck berichteten Irrtum, daß der See etwa rund sei und keine nach irgendeiner Himmels- richtung vorwiegende Längsausdehnung habe. An den mei- sten Punkten der Ufer erkennt man deutlich, daß sich die Gestalt des Sees jeder Beurteilung entzieht. Hier aber stellt sich der See deutlich als ein mächtiges rundes Becken dar. Auch Marcellins anfechtbare und angefochtene Schil- derung des Rheindurchflusses durch den See scheint ein Be- leg dafür, daß er am Pfänderberge stand. Dem von hier Anschauenden erscheinen oft, durch Wind, vielleicht auch durch nachflutendes Gewell hervorgerufen, Striche über dem See, die Strömungen gleichen. Die starke Verkürzung, in welcher der See erscheint, würde bedingen, daß schon eine nicht allzuweitreichende Wasserbewegung in westlicher Rich- tung wie ein den ganzen See abgetrennt durchströmender Fluß erscheinen könnte. Während wir in der großen Glas- veranda des Pfänderhotels Abendbrot essen und noch ein Stündchen beisammensitzen, blättern wir in dem treuen, alten Bodenseeführer von Gustav Schwab und lesen die merk-

würdige Beschreibung Marcellins, die aus dem vierten Jahrhundert nach Christo stammt, noch einmal nach:

„Der Rhein tritt in einen runden und ungeheueren See ein – Brigantia nennt ihn der anwohnende Rätier – der 460 Stadien lang ist und fast in gleicher Breite sich ergießt, unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, außer wo jene alte nüchterne Römertugend einen breiten Weg angelegt hat: denn die Natur der Orter und des Himmels Unfreundlichkeit streitet wider die Barbaren. Durch diesen Sumpf bricht der Strom brausend mit schäumenden Wirbeln, wandelt rasch durch die träge Ruhe seiner Gewässer, und durchschneidet sie mit einer scharfbegrenzten Fläche; und wie ein durch ewige Zwietracht von ihm getrenntes Element, löst er sich wieder ab vom See, mit nicht vermehrtem und nicht vermindertem Strome, mit ganzem Namen und ganzen Kräften, und, auch ferner keine Ansteckung erleidend, taucht er sich in des Ozeans innerste Tiefen. Und, was gar wunderbar ist, das ruhende Gewässer des Sees wird von dem raschen Durchgange nicht bewegt, und der eilende Fluß von dem unter ihm schwimmenden Schlamm nicht aufgehalten; beider Stoff vereinigt und vermischt sich nicht: und lehrte nicht der Anblick, daß es wirklich so geschehe, so würde man glauben, keine Gewalt sollte die beiden voneinander fernhalten können.“

Wir genießen, indes wir die Schilderung lesen, das Gefühl der Berührung mit einem Menschen durch Jahrhunderte hindurch und sinnend noch lange über die Möglichkeit seines Berichtes nach.

*

Der Morgen findet uns im dichten Nebel. Die schöne Aussicht, die wir des Abends hatten, läßt uns darüber nicht allzusehr grollen, und nach dem Frühstück auch die Stimmung dieses feuchten rieselnden Graus, in dem das Gras trieft, die Steine blank schimmern und alles ringsum mit perlender Nässe beschlagen ist, auskosten und genießen. Dicht in unsere Lodenmäntel gehüllt, steigen wir zum Gipfel. Nur nächste Nähen umgeben uns; nichts bringt es uns zum Ge-

fühl, daß wir auf einem Berge sind. Die Nässe dringt von allen Seiten auf uns ein, die Mäntel werden merklich schwer und hängend. Ein Strauch, an den ich anstoße, schüttet einen Tropfenregen in die faulenden Blätter am Boden. Wir beschließen, die für den Ausflug bestimmte Zeit lieber in Bregenz und Lindau zuzubringen, und beginnen den Rückweg.

Immer nur ein kurzes Stück der nassen, lehmig glatten Straße ist im Nebel zu sehen. Wie verblaßte Schattenbilder tauchen von Zeit zu Zeit Baumgestalten seltsamer Bildung im grauen Rieseln auf; während wir sie anschauen, scheinen sie immer wieder in den Nebel zurückttauchen zu wollen. Bald tritt Wald an den Weg. Leiser, eindringlicher Regen beginnt und nimmt langsam zu. So kommen wir zum Gebhardkirchlein, das auf steiler vorspringender Felswand, wie ein Ausguck ins Rheintal, hinausragt, an die in Südtirol häufigen, unendlich malerisch gelegenen Bergkirchlein gemahnend. Der Nebel hat sich jetzt in Regen verwandelt. So sind die Nähen wenigstens freigeworden, wenn auch die das graue Rheintal drüben begrenzenden Schweizer Berge ganz in Dunst und Rauch gehüllt sind. Wir schauen hinunter in die Tiefe, wo die Bregenzer Waldbahn sich von der Arlberger Linie trennt; eben kommt ein Zug und fährt, für unser Auge langsam, zur Seite der Bregenzer Ach in das tiefe Tal, das den Bregenzer Wald von dem Kalkgebirge Vorarlbergs scheidet. Hier auf dem steilen Felsen stand einst das feste Schloß Hohenbregenz, das Wrangel, der schwedische General, im Dreißigjährigen Kriege zerstörte.

Die Oberstadt von Bregenz ist ganz in das feuchte Regengrau gehüllt, das sie verlassen, einsam erscheinen läßt und ihr die Stimmung toter Architektur gibt. Wir durchwandern sie und gehen schleunigen Schrittes zum Bahnhof, in dessen berühmter Speisewirtschaft wir Mittagsgast halten; in der gedeckten Halle sehen wir eine Stunde dem Treiben der Reisenden zu.

Dann geht es über die Bucht des endlos grauen Sees hinüber nach Lindau, dessen Hafen heute im schlechten Wetter

nichts von seiner gestrigen Buntheit und Fülle hat. Nasse Schiffsverdecke, Matrosen in triefenden Gummimänteln mit großen, tief ins Gesicht gezogenen Südwestern, Schirme am Ufer und, wenn man den Blick aufs Wasser niedersenkt, weithin das Perlen der beregneten Fläche. Es ist nicht sehr einladend. Aber wir steigen doch aus.

Der Untergrund der Stadt ist heute eine zusammenhängende Insel, und es ist fast jede Spur davon verwischt, daß sie ursprünglich auf drei selbständigen, durch Brücken verbundenen, einzelnen Inseln lag. Lindau ist eine alte Feste. Schanzen, Bastionen, Mauern, Wachttürme umgeben sie rings. Ein Stück aus rohen Rieselfelsen erbauter römischer Befestigung, die sogenannte „Heidenmauer“, ist erhalten. Heut sind die Verschanzungen schöne Promenaden und Ausluge über den See und das villenreiche feste Ufer. Wir stehen lange auf der Karlsbastion und schauen in den Regen über den See hinaus. Unaufhörlich rieselt und tropft es, mit feinem Surren schauert der Regen auf die rauhe, ruhige Seefläche. Wir umschreiten die ganze Insel. Die beiden Festlandbrücken scheinen durch seichtes, ganz flaches Wasser zu führen. Auf der östlichen Seite sehen wir wieder das Pfänderhotel. Dort ist also auch der Nebel dem derberen Bruder Regen gewichen, und die drei spät gestern nacht heraufgekommenen Touristen, die heute morgen, auf gute Abendausicht hoffend, oben ausharrten, werden nun wohl doch abmarschiert sein. Die Straßen Lindaus bieten nicht viel des Besonderen: ein hübsches freskengeschmücktes Renaissance-Rathaus mit malerischem Treppenanbau, ein paar Kirchen, in die wir flüchtig hineinschauen, ein schönes Patrizierhaus aus dem achtzehnten Jahrhundert — Gebäude, wie sie ähnlich mancher süddeutschen Stadt eigen sind.

Der Regen läßt nicht nach, und so benutzen wir zur Rückfahrt den Abendschnellzug der Bodenseegürtelbahn: über Friedrichshafen, Überlingen, Radolfzell nach Konstanz.



Segeln

Auf dem Dampfer, in der Motorjacht, selbst im Ruderboot wird man nicht so eins mit Wasser und Luft, mit Tiefe, Weite und Himmel wie beim Segeln. Ich will nicht vom Segelsport sprechen, seinen Reizen und lebendigen Bildern, sondern nur von diesem Schwimmen und Schweben, Gleiten und Getragensein, das sich freilich auch in ein Geschleudert- und Gehoben-, Gestossen- und Gerissenwerden verwandeln kann. Die Räder und Schrauben der Dampfer, der Kraftboote verwunden das Wasser, zerreißen seine Fläche, zerbrechen seinen und des Windes Rhythmus: unbekümmert um Luft und Strömung, Wind und Wellenzug, schneiden sie ihre Ziellinien in das Verwobensein der spielenden Naturkräfte hier draußen. Die brutale Maschinengewalt, welche sie vergeblich zum Spiel zu locken scheinen, drängt sie unbeachtet zur Seite. Am nächsten kommt dem Segeln das Fahren im Ruderboot, wenn man die Ruder ganz leise nur eintaucht oder sie losgelassen hat, daß sie sich an die Bordwände legen und der Nachen ziellos hintreibt. Das kann wundervoll sein; aber es ist doch, als hätte das so treibende Ruderboot die Organe nicht, die es für sein Liegen halb im Wasser, halb in der Luft braucht, die es braucht, um seine eigentümliche Lage voll auszuleben, um Wasser- und Lufttier zu sein: die Wellen treiben es wohl, aber der Wind, der keine Fläche findet, es anzufassen, dreht es versuchend hin und her. Es bleibt ein Spielball in der Hand der Elemente. Es wird nicht mit seinem eigenen Willen lebendig, indem es die Kraft der Elemente in sich hineinzieht und sich damit zum verwandten Genossen, zum freien Spielgesellen der Elemente macht, mit denen es in Beziehung und Wechselwirkung tritt. Das Ruderboot ist nur ein Wassertier; das Segelboot aber entwickelt mit weißen, gebauchten Flügelflächen die Organe über sich, die es auch zum Lufttier machen. Das Segelboot ist das eigentliche Lebewesen dieser geheimnisvollen Grenzscheide zwischen Wasser und Luft.

Mit Dampfer oder Kraftboot fährt man vor allem zum Ziel. Das hat man im Auge; und die Unnehmlichkeiten der Fahrt, das Vorübergleiten der verbundenen Bilder, das Sichwandeln, Sichverschieben der Gesichtsrunde, das ziehende Gefühl des gleichmäßigen Fahrens genießt man fast wie ein Zeitkürzungsspiel, wie das nützliche Verbringen einer Wartestunde. Ich höre auch Widerspruch; aber ich kann ihn nicht annehmen. Denn ich spreche nicht zu dem, der das Segeln nicht kennt und dem eine Motor- oder Dampferfahrt ein wenig den Genuß des Segelns mit ersetzen muß, dem sie nicht deutlich unterschieden ist von diesem Segelgefühl, für welches die Fahrt alles ist und das Ziel fast nichts — ein schon durch die Unsicherheit, ob und wann es erreicht wird, aus dem Interesse Verücktes. —

Inselgefühle erwachen dem Segelnden. Er verwächst mit dem Boot, mit dem nahen Kreis Wassers, der es umspült. Die Ufer und die Seeweite werden flächenhafte Hintergründe, wie es die Wolken sind. Zwischen diesen Hintergründen und um das rätselhafte Boot=Ich aber zieht alle Aufmerksamkeit auf sich ein Unsichtbarer, der zum lebendigen Wesen, zur Person, zum Dämon wird, zur Seele und zum Charakter; zu dem man spricht, auf den man horcht, von dem man abhängt: der Wind. Er ist launisch, oft ungezügelt, rauh, wild — oft, als verstecke er sich ganz im blauen Raum oder in seiner eigenen Unsichtbarkeit, verschwunden. Er spielt mit uns. Aber wir spielen auch mit ihm. Uns kann er nicht wie das wehrlose Wasser zwingen, nur in der Richtung seines Wehens vor ihm herzufahren. Wir fangen ihn in klugen Segelstellungen und nehmen das treibende, unfeste Wasser selbst zu einem fließenden Stützpunkt gegen ihn, indem wir in das wogende Spiel das unausweichbare Steuer hineinstellen. Und nun entsteht der Segelzauber, diese mit jedem Nerv zu fühlende Dreieinheit der drei ganz verschiedenen Naturmächte, die gegensatzlos harmonisch in einer gleitenden Raumfahrt verbunden sind: des Wassers, des ruhenden und aus jedem Augenblick der Bewegung zur

Fläche zurückstrebenden Gleichgewichts, des Windes, als der launischen, willkürlichen Kraft, die immer wieder dies Gleichgewicht aufzuwühlen, zu zerstören trachtet, und drittens des menschlichen Geistes, der sich körperliche Organe schafft, mit denen er das Gleichgewicht des einen und die Stoßkraft des andern zwingt, in ihm zu einem zwar bedingten, aber über seiner Bedingtheit doch höchst selbständigen, neuen freien Willen zu werden.

Wie ja wohl immer nicht die lautesten Erlebnisse die tiefsten sind, so ist auch das Segeln bei starkem oder stürmischem Wind nicht das ganze, nicht das beste Segeln. Es ist ein kräftiger, frischer Genuß, ein Vollgefühl, ein Lachen in Saus und Braus. Aber es hat nichts Geheimnisvolles, es führt nicht zur Verbindung des Menschen mit Luft und Wasser, es drängt den Menschen nicht in die Weite hinaus, nicht in dies Halbsein und =scheiden zwischen Spiegel und Luft ganz hinein. —

Anderß, wenn man an windschwachem, sonnigem Tage schon früh, viele Stunden vor sich, auß Wasser hinausgegangen ist. Der letzte Hauch des Morgenwindes, der mit dem Stander spielt, aber nicht stark genug ist, alles hängende Gewicht aus den Segeln zu nehmen und sie in mächtige Druckflächen zu verwandeln, hat das Boot kaum merklich vom Lande und von seiner Boje fortgeführt: ein lautloses Ziehen um die Bordwände und das leise Spülen eines dünnen Kielwassers zeigen Fahrt. Das Land ist zurückgesunken, Weite ist gewonnen. Nun verbirgt sich der Wind in der blaudentigen, sonneerfüllten lichten Unendlichkeit, die im Schatten des Bootrumpfes in unauslotbare, grüne Schimmertiefen hinabzureichen scheint. Das Boot kommt zum Stillstand. Dann im Schatten des Großsegels liegen und offenen oder geschlossenen Auges nur dies fühlen: Weite, stille Weite und Unendlichkeit; und fühlen, daß alle Fahrt, alle Ortsveränderung in dieser Unendlichkeit unwirklich und wesenlos, ein Spiel nur und Traum ist, nur eine andere Art des Ruhens. — Dann wartet man auf den Wind, schaut

rings nach ihm aus: der Wimpel hängt reglos am steilen, ganz gerade aufragenden Mast — aber fern geht ein leicht-rauher Strich über die glatte Seefläche. Da zeigt sich der Unsichtbare einen Augenblick: schon liegt wieder alles spiegel-eben. Aber man hat neue Hoffnung gewonnen und, weil es wichtig ist, daß man einen so leisen Wind gleich richtig erkenne, sucht man ihn listig zu locken, daß er sich zeige: ein Seidenband, Zigarettenrauch. Und richtig, er spielt ein wenig damit. Man stellt ihm die Segel besser zur Hand: er legt sich leicht hinein. Wieder ist Fahrt, und jetzt gleichmäßigere, raschere. Wie das Focksegel sich ausbaucht und seine weiße Innenwölbung im grünen Spiegel dem Herabschauenden gleichzeitig zu einem schwindelnden Ausblick in die Höhe wird! — Die Unendlichkeit wächst: die fernen Strandstreifen, auf denen die Bäume und Häuser im steilen Mittagslicht, wie von ihrem eigenen Schatten umhüllt, stehen, sind unwirklich, Körperspiegelung, Fata Morgana. Wirklich ist nur das Wasser, das Boot, der Wind in den Segeln und um alles das mittägliche Licht; und dann der wenige Schatten am Bootsrumph und hinter den Segeln, er vielleicht das Seltsamste und Wesenhafteste in dieser Weite von lauter Licht.

Man geht auf weichen Schuhen, liegt auf dem Deck, sonnt sich, blickt die Segel hinauf und fühlt mit dem Boot, als wäre man Bordwand und Kiel, fühlt jetzt eine tiefere Schräge, sieht den Horizont steigen und rascher die kleinen Holzstücke, Blätter, verwehte Insekten, und was sonst im Wasser treibt, vorüberfließen, rascher und rascher. Jetzt taucht der Wind, der schon in den Segeln war, da — dort auf die Fläche herab, rauht sie auf, macht sie dunkler, grüner. Immer schneller fährt das Boot in das Riesenbecken hinaus.

Am Nachmittag hebt sich der Wind erst wieder von der Fläche des Wassers, daß sie still wird, dann aus den Segeltüchern, spielt noch ein wenig mit dem Wimpel, ist fort. Wir liegen viele Stunden draußen still, nun schon ganz auf dieser Insel zu Hause: wir umschwimmen sie, wohligh und mit einem Gefühl des Tiefenschauers über dem schillernden

Wasserabgrund, wir halten Mahl und Nachmittagschlaf auf ihr, ohne Sehnsucht nach Rückkehr.

So kommt ein klarer, braunroter Abend heran, daß wir in ihm wie in lauter aufgelöstem Widerschein schwimmen. Der Abendwind trägt uns ein paar Kilometer durch diese wellenden und schwankenden, immer tiefer und satter werdenden Farben unserem Strande zu. Aber im beginnenden Dämmerdunkel vergeht er, wie der bunte Schein auch. Und nun rückt die Nacht den schon herangeglittenen Heimatstrand zunächst wieder ins Wesenlose. Rasch besternen sich die Ufer mit einzelnen Strahlenpunkten, mit Lichtergruppen und -ketten, deren goldene Funken in Strichen bis an unser stilles Boot heranspülen — so, als läge es ganz nah am Ufer, von dem es doch noch mehr als eine Wegstunde entfernt ist. Langsam besternt sich auch die Kuppel über uns, in die sich der stille Mast so hoch erhebt, daß man seine Spitze kaum mehr erkennt. Die Wasserkühle vermag die Wärme der dunklen Luft nicht wegzutrinken. Schlummernd fühlen wir durch das Holz der Planken, auf denen wir uns ausgestreckt haben, die Daunenweiche der Flut. —



Die Stimme des Raums

Nördlich vom Bodensee, im Württembergischen, nahe der heute noch türmereichen spätgotischen Stadt Ravensburg liegt die einst weltlich mächtige ehemalige Abtei Weingarten: ein romanischer Mauerrest, ein leidlich erhaltener spätgotischer Kreuzgang, Klosterbauten, die noch Kaserne sind, und ein gewaltiges Kuppelmünster des achtzehnten Jahrhunderts. Auf einem durch eine Treppenanlage überwundenen Steilhügel erhebt sich über die Dächer des Städtchens, einen geräumigen Terrassenvorplatz freilassend, die hohe Zweitürmefront mit dem vorgeschwungenen Mittelbau, der als höchste Krönung eine abends ins Land strahlende Nachbildung des goldenen Blutreliquiariums trägt. Weingarten besitzt ein paar Tropfen vom Blute Christi, die ihm 1094 geschenkt wurden und die man jährlich am Freitag nach Himmelfahrt mit dem „Blutritt“ feiert.

Man läßt den großen Gedanken des Weingartner Baus, die schöpferische Leistung seines Meisters, sein Aufsteigen von der nächst niederen Stufe der Entwicklung vor dem geistigen Auge entstehen, wenn man vorher die südlich von Ravensburg gelegene Klosterkirche Weißenau besucht hat. Der Architekt Fr. Beer, der beide Kirchen nacheinander baute, bei Weingarten freilich von Frisoni fortgesetzt, wuchs von Weißenau nach Weingarten nicht nur in den Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, in der größeren Aufgabe, die ihm ward, sondern sichtlich auch im Freier- und Größerwerden seines Stils.

Man ist noch in der Freude, dies Werden, diese rasche Entwicklung zur Höhe so klar vor's Auge gestellt zu sehen, ist aufnehmenden Schrittes langsam zwischen den bogentragenden weißen Riesenpfeilern und den eingeschwungenen Seitenemporen auf die hohe lichte Vierungskuppel zugegangen — da fühlt man, wie von einem Blick gezogen, der uns von rückwärts trifft, das Bedürfnis, sich nach der Torwand umzuwenden, durch die man eintrat, und bleibt gefesselt. Die Wand ist doppelt und schwingt nach innen fast

so stark vor, wie sie nach außen schwang, und in der Höhe des Emporengeschosses baut sich auf dem mächtigen Grund, das auf beiden Schwingungen entsteht, ein Strahlengebirge auf, das, von sechs Rundfenstern dahinter erhellt, mit breiten goldenen Zieraten, einer Engelskrönung, hoch bis ins Gewölbe einer Apsis sich erhebt. Wie ein gewaltiger Stalaktitendom steht es über dem Beschauer: zwei mächtige, haushohe Strahlenbündel, die auf einem Fuß vieler kürzerer vorgeschobener Säulchen oder Kristalle zu ruhen scheinen und an die sich beiderseits eine Schar von halbhohen, doch die Menschengröße weit übertreffenden Strahlen herandrängen, bilden seine beiden Hauptpfeiler. Zahllos sind die rings um sie, rechts und links, an den Wänden und unter den Fenstern gruppierten kleinen und kleinsten Säulchen, zwischen denen hinter der aufsteigenden Balustrade der Raum einer niedrigen Halle frei ist. Die zinnernen Stalaktiten, Säulen und Strahlen sind die sichtbar herausgestellten und vorgeschobenen von den etwa siebentausend Pfeifen der herrlichen Orgel, die Joseph Gabler in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts für die Weingartner Kirche baute, wohl der schönsten und reichsten Orgel, die Deutschland besitzt.

Ich werde mir des Symbols dieser gleich in die ersten Baurisse zu dem Münster eingegliederten Orgel bewußt. In fast allen vor dem Barock erbauten Kirchen ist eine Orgel, die den Raum ganz mit ihrem Tone zu durchschwingen vermag, spätere Zutat, Einfügung in einen schon fertig stehenden Bau. Die Architekten der romanischen, der gotischen Zeit schufen den Raum für Gesicht und Gefühl, jenes schwebende, die Seele erhebende und erweiternde Gefühl in den Nerven, das zunächst von den Gesichtseindrücken und von dem unbestimmten Hallen des Raums wachgerufen wird. Die Barockmeister, die vielleicht unsere größten Architekten sind, scheinen den Raum am stärksten aus dem Gehör zu schaffen; ihnen klingt er vor allem. Sie sind selbst Musik: unbewußt und bewußt deuten sie das immer wieder in ihrem Lieblingsornament posaunenblasender oder musizierender Engels-

figuren an. Sie hören nicht den dunklen, dumpfen, hochtragenden und weitschwebenden Hall wie die romanischen und gotischen Meister, wenn sie Raum denken; nein: aus in gewaltiger Ordnung sich aufbauender großer Musik, aus sich übersteigernden mächtigen Tonfiguren, aus dem Ineinander von Einzelstimmen und der Begleitung dunkler drängender Akkordscharen entsteht ihr Raumbild. Musik dehnt ihre Seele zum Kirchenraum. Musik gebiert ihren verwirrend sinnlichen und sich doch aus Sinnenwirrniss zur geistigen Klarheit lösenden Stil. Ihr Zusammenhang mit der Musik ist organisch. Das ist das Symbol: die vom ersten Riß an in den Domraum hineingedachte, hineingefühlte Orgel; mehr: der vom ersten Riß an zu der Orgel gebaute Domraum. Der Dom ist zum Resonanzraum des Tonwerks geworden. Die Barockarchitekten sind Instrumentenbauer größten Stils und größten Formates. Das ist das Symbol.

Diese Orgel ist Stimme, ist Seele des Raums, den sie hallend nicht nur erfüllt; nein: den sie schafft, den sie beseelt, den sie in seiner ganzen klingenden Wesenheit erst enthüllt.

Ich stieg mit einem jungen Musikoberlehrer, der als Sohn des früheren Chordirektors der Kirche sozusagen in der Musik dieser Orgel aufgewachsen war, auf die Empore hinauf und trat in das Werk, das mich nun selbst wie ein Dom im Dom umgab: rechts und links vom Registerpult mit dem dreifachen Manual ragen die Pfeiler, zwei über zehn Meter hohe Pfeifen, auf. Sie haben die tiefsten Töne, nicht laut, „mild“, wie mein Führer sagt. Er hat das elektrische Triebwerk der Blasebälge, die in früheren Zeiten von mehr als vier Männern getreten wurden, langsam und vorsichtig eingeschaltet und schlägt den tiefsten Ton der größten Pfeife an. Nicht ein Donner, wie man vermuten könnte, sondern ein heiliges Rauschen erhebt sich, ein windloses geistiges Wehen, das durch Hallen und Bögen fährt: so müßte die Stimme Gottes klingen, wenn je ein irdisches Ohr sie hörte.

Der Orgelspieler zieht das Register der Vox humana und läßt sie über den rauschenden dunklen Akkorden, die

Menschenstimme über den Wassern schweben. Schnell, ohne sein Spiel zu unterbrechen, zieht er dazu den Tremulant: die Stimme vibriert, bebt, zittert, voll von schwingender Seele. Ein Hinaufflattern ist es, das die Hängekuppeln des Langhauses, die Tonnengewölbe der Nebenschiffe entlanggleitet und sich unter die Vierungskuppel ins Licht ihres Tambours und ihrer Laterne drängt.

Jedes Register faßt irgendwo den Raum und bringt ihn zum Mitschwingen.

Auch die Spielereien, die das achtzehnte Jahrhundert liebte, fehlen nicht: irgendwo aus dem Dom schallt der Ruckruf, dessen Register der Spieler zog. Die Nachtigall, die von kleinen Pfeifen in Wasserbehältern hervorgebracht wurde, ist verstummt.

Und nun verlasse ich das Orgelpult, um hinabzusteigen, um selbst Raum zu werden, um mich ins Klingen und Rauschen aufzulösen, wenn das Spiel mich durchwogt. Die Kirche ist fast leer. Ich sitze nach vorn zu in einer Bank, daß ich, mich zurücklehrend, noch mit in den Zauberkreis der großen Kuppel hineingezogen bin. Da beginnt die Orgel wie eine heilige, von Winden herangetragene halb durchsichtige Dämmerwolke den Raum zu erfüllen, den Raum zu bewegen, zu gestalten. Jetzt ruhen die Gewölbe, jetzt ruht selbst die Kuppel auf Tönen — so wie das Himmelsblau auf Wolken oder wie hohes Gewölk auf tieferen Gewölkschichten, die sich, flüchtig ziehend, langhin darunter breiten. Jetzt tönt und schwingt der Stein von den immer mächtiger anschwellenden Klängen wie das Holz eines Geigenleibes. Immer erfassbarer, immer klarer wird der Sinn des Baus, immer sichtbarer die Unterordnung der Glieder unter die zusammenstrebende, sich wölbende und kuppelnde klingende Körperform des Ganzen. Die Töne reden. Der Bau antwortet. Die Töne rufen den Widerhall: er kommt zurück mit der ewigen dauernden Seele des Steins in sich. Die Stimmen jubeln empor: der Raum weitet, höht sich mit ihnen. Zaubergewalten sind in ihn eingedrungen, die, ohne ihn für das Gesicht zu

verändern, ihn für das Gefühl tragen, hinausheben: ein sinnenhaftes Gloria in excelsis.

Die milde, tiefe Stimme Gottes ist verhallt. Unbestimmt fühle ich, wie die Register wechseln, wie jetzt die Töne die verstärkte Fülle ihrer Obertöne über sich hinschweben lassen, jetzt die Oktaven automatisch mitspielen. Die Orgel zeigt außer ihrer Milde auch ihre Kraft und Wucht. Der Tonsturm durchbebt mich, daß meine Schultern mitschwingen — wie die Gewölbeshultern über mir.

Irdisch jagen die Töne hin unter dem Göttlichen: irdisch baut sich die Domwölbung unter dem Himmelsgewölbe: irdisch, wie der menschliche Priester, unter der Gottidee stehend, zu den Menschen redet.

Jetzt sänftigt sich der Ton, fließt leiser, haucht, flüstert. Der erregte, übersteigerte Raum kehrt in seine gebundene Form, in sein Ruhen zurück. Jetzt fallen die letzten Töne von den Gewölben und Bögen herab, wie welke Blätter im Herbst, und sind nicht mehr, ehe sie die Fliesen des Bodens berührt haben. Das Nachwehen des mächtigen Tonwindes, der durch den Steinwald fuhr, verhallt am Boden hin, in die Ecken und Winkel — ist still.

Leer ist die Kirche, deren Erregung zu höchster Wesenheit verflogen ist; wie das Standbild des Komturs wieder starr, wieder Stein. Ich frage mich, wie ich den Innenbau nun aus meiner Bank noch einmal ruhig überschau, ob der Architekt unter den Erbauern dieser gewaltigen Instrumente, dieser steinernen Geigenleiber wohl ein Stradivarius, ein Amati war oder nur ein guter, tüchtiger Mittenwalder Meister. Kennte ich Balthasar Neumann nicht, würde ich Beer-Frisoni gewiß für einen ersten Meister in der Kunst dieses steinernen Instrumentenbaus halten. Aber, wenn ich — auch nur auf dem Bilde, das mir zur Hand ist — eine der Ideen Neumanns in Neresheim, die über alle formale Gebundenheit, sie dennoch achtend, mit freister Phantasie hinwegspielt, wenn ich die Fülle seiner steinmusikalischen Gedanken mit der tüchtigen Arbeit, die ich vor mir sehe, deren Rhythmus nie ganz

so frei wird, nie so ganz das Überkommene überwindet, vergleiche, so muß ich mein Urteil auf den Mittenwalder Meister einschränken. Aber auch das ist wahrlich nichts Geringses.

Freilich Gabler, der Orgelbauer, erscheint völlig als ein Stradivarius, ein Amati — als ein Künstler, der nicht nur den technischen tönenden Apparat und sein Gefüge (er hat schon Einzelheiten des Tones geschaffen, die man fälschlich erst Silbermann zuschrieb), sondern auch den architektonischen Aufbau seiner Orgel und den reichen zierenden Schmuck daran aufs vollendetste gestaltet hat. Er soll später, als er nach Paris ging, einen ausgezeichneten Bildholzschnitt seiner Weingartner Orgel verfertigt haben, den ich leider nicht kenne. Aber es stimmt zu gut zu der Vielseitigkeit des Mannes, die sich schon im Äußeren der Weingartner Orgel bekundet.

Dem Ausgang zuschreitend, sehe ich noch einmal hinauf, vergegenwärtige mir, wie wohl ein Bach inmitten solchen Instrumentes, über den Manualen, Pedalen und Registern sitzend, die Macht seiner Tonsprache gefühlt, wie er in der tausendfältigen Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten, der Schwebungen, die er hervorzaubern konnte, die Wege seiner Musik gefunden haben mag. Ich fühle es, wie jede Möglichkeit, die ihm der Orgelbauer schafft, in seiner schöpferischen Seele einen Gedanken, eine drängende Fülle von Einfällen, Wandlungen, Steigerungen weckt, wie der selbst im höheren und höchsten Sinne unbewußte Schöpfer inmitten solchen Waldes tönender Stämme zur Vollendung schreiten muß, die Persönlichkeit hinter sich lassend, weil sie sich in die Sache verwandelt hat: in die Stimme des Raums.



Im Alpsteingebirge

Wir hausen am nördlichen Ufer des Bodensees. Drüben über dem langgestreckten Südgestade mit seinen sich im Wasserpiegelnden Häusern, seinen den Raum der gleichmäßig abgedachten Stranderhebung schmückenden Kirchtürmen aber wartet einer, lockt und winkt. An jedem schönen Tage von neuem. Ein Riese ist es, weißen Hauptes, breit hingelagert, daß neben dem Kopfe die Schulter sich hebt. Manchmal bleibt eine Wolke an seinem Schädel hängen und streckt sich im Winde, der sie weiterjagen will. Wir haben mehr als einen klaren Tag tatlos hinübergeschaut. Das Locken wurde immer stärker. Endlich hieß es: morgen früh mit dem ersten Zuge ins Appenzell und dann auf den Säntis, der uns mit seinem Winken nicht Ruhe läßt! Mir ist's ein alter Freund, der mich schon öfter auf seinen mächtigen Schultern trug.

Der Morgen ist lau. Wir gehen in der wolkig dunklen Dämmerung durch Wiesenwege der Stadt zu: ein Maler und ein Dichter, und beides schwankende Wetterpropheten.

„Es ist zu warm. Es wird regnen.“

„Aber es scheint eine leise Ostströmung in der Luft zu sein.“

„Ich bitte dich, es ist gänzlich windstill.“

Wir kommen der Stadt näher. Ein Bäckerjunge begegnet uns, wir kaufen ihm ein paar warme Semmeln ab, die nachher in irgendeinem Brotbeutel fehlen werden. Die Stadt ist noch ganz verschlafen. Kaum regt sich das Wassergeflügel im Schwanenteich an der Insel.

Jetzt lichtet sich der Himmel im Osten über den Algäuer Bergen und dem Bregenzer Wald, als verschwebe die Dämmerung über der weiten Seefläche, ein windverwehter Schleier. Die Luft ist bedenklich klar; ein Schattenriß, stehen die schwarzen Berge gegen den blaßroten, sich langsam tiefer färbenden und mit breiten Strahlen durch das Morgenewölk leuchtenden Osthimmel. Indes wir aufmerksam hinüberspähen, was für Wetter uns der Tag bringen wird,

murrt uns zu Füßen wie schlastrunken, träges Gewell an der Raïmauer.

Die Fahrt beginnt. Der Zug führt uns durch die flachen Uferwiesen des wohlbebauten Schweizer Gestades, meist seeshalb der schönen, alten Landstraße, die einst in Römerzeiten das Kastell Arborfelix mit dem in Konstanz verband, auf der wir erst vorgestern im klaren Abend unsere Räder sausen ließen, daß die behaglichen, breiten Ortschaften uns Vorüberfliegenden nur wie helle Flecke im weiten Obstbaumgrün aufleuchteten. Während wir von Station zu Station rollen, auf denen jedesmal trotz der frühen Stunde starker Verkehr ist, sehen wir zum deutschen Ufer hinüber, das zwischen Obstbaumwipfeln, Weiden und Pappeln streckenweise auftaucht. Es ist von Morgensonne übergossen.

Wieder eine Station. „Arbon“ — ruft der Schaffner. Ich wecke meinen Freund aus dem Halbschlafdämmern, in das er andächtig versunken war, und deute hinaus. Erstaunt blickt er auf den nüchternen Bahnhof. Um dem stillen Vorwurf, der aus seinem fragenden Blick spricht, zu begegnen, sehe ich mich zu einem kleinen Vortrag genötigt:

„Arbon ist das arbor felix der Römer.“

„Wie kann ein Ort ‚glücklicher Baum‘ heißen?“

„Du würdest deinem Gymnasium noch eine späte Ehre machen, wenn du wüßtest, daß ‚felix‘ in dieser Zusammensetzung ‚grün‘ heißt. Hier war einst eine römische Soldatenschenke, die ‚Zum grünen Baum‘ hieß und dem ganzen Ort den Namen gab. — Drüben über dem See in Bregenz, dem alten Brigantium, war der Hauptstützpunkt der Römer in diesem damals wilden und rauen Lande. Von Chur her, das Rheintal rechterhalb des Flusses herunterkommend, führte eine große römische Handelsstraße nach Bregenz an den See. Sie kam von Mailand über den Splügen und ging nördlich nach Augsburg weiter. Von ihr zweigte hierher ein Vizinalweg ab, der ins helvetische Land hinaufsteigt.“

„Wie wir.“

„Ja. Aber unser Weg liegt westlicher und führt direkter nach Süden. Eher ähnelt er dem des heiligen Gallus, der hier im engen Tale der Steinach in die ungebrochene Wildnis hinaufdrang, sich und seinen zwei Getreuen eine Klause zu bauen.“

Während wir in Rorschach umsteigen, tritt ein mit besonders viel Gepäck beladener Mitreisender schmunzelnd an mich heran und sagt: „Ihr Freund ist sehr blaß. Man merkt nicht einmal, daß er ein Maler ist. Das kommt aber auf Ihr, des Verfassers, Konto: schildern Sie ihn lebendiger!“ Ich stand erst wie angewurzelt. Dann aber lief ich dem in diese schöne Natur verirrtten Kritiker eilends nach, hielt ihn an und rief: „Hoho! Erstens ist mein Freund von Hause aus blaß. Sein schwarzes Haar und sein schwarzer Vollbart erhöhen diese Blässe um ein beträchtliches. Ferner hat er noch kein vernünftiges Frühstück zu sich genommen und ist seit halb vier Uhr auf. Drittens aber, und das geht Sie ganz besonders an, ist es nicht die Aufgabe dieser Zeilen, meinen Freund, den Maler, lebensvoll zu schildern, sondern die ihn heute und in den nächsten Tagen umgebende Natur. Das merken Sie sich!“ Er hatte kaum noch Zeit, den Zug der kleinen nach Heiden hinaufgehenden Bergbahn zu erreichen. Das freute mich. Ich aber mußte auch eilen, wenn ich noch in den St. Galler Zug wollte. Mein Freund stand schon am Fenster und winkte. Als ich, noch ganz erregt, mich gesetzt hatte, sagte er: „Es ist ein wahres Glück, daß ich auf dem Bahnhof einen Moment frische Luft habe schnappen können. Mir ist die Zigarre so ohne rechte Frühstücksunterlage nicht ganz gut bekommen.“

Ich triumphierte im stillen und erwiderte freundlich: „Ja, du bist blaß!“

Der Zug hat sich langsam an dem Abhange des Rorschacher Berges hinaufgearbeitet, die Goldach überschritten und fährt jetzt hoch über dem Steinachtale St. Gallen zu. Wir haben noch ein paarmal zurückgeschaut auf den See, der nun tiefer und ferner rückt. Schon hören wir das Herz der

Berge schlagen. Wir sind wie von irgendeiner magnetischen oder elektrischen oder einer Windströmung erfaßt, die gipfelmäßig führt. Wir würden jetzt keinen Sinn haben für die alte Altstadt St. Gallen, mit den Zeichen ihrer einstigen weltlichen und geistigen Macht, ihren Bauten und ihrer Handschriften-Bibliothek, und noch weniger für das geschäftige, aber sehr provinzielle neue St. Gallen; und wir sind froh, daß wir unsere Reise ohne Unterbrechung fortsetzen können. Wir steigen in die Bergbahn nach Gais, die abwechselnd mit Zahnrad und Adhäsion die Höhenzüge überwindet, die zwischen Appenzell und St. Gallen gelagert sind und die von der Herisau-Urnäsch-Linie in breitem Bogen zum selben Ziel umfahren werden. Wie eben erst der See hinter uns zurücksank, so nun die Häusermenge der Kantonshauptstadt, über welche die Bergbahn in steiler Windung emporsteigt.

Waldhügel, Tobel, grüne Talwiesen, helle Fabrikgebäude, die licht mit großen Fenstern an den Enden der kleinen Orte liegen, über die Wiesen verstreute, schindelbekleidete, wie beschuppte Häuschen, immer neben uns die breite schöne Landstraße, auf der wir Radfahrer und manches Gespann, dessen Pferde beim Nahen des Zuges gestemmt zurückscheuen und die Köpfe erschreckt herumwerfen, überholen und mit der wir ein paarmal in größere Marktflecken einmünden. Dann sind wir am Endpunkte der Bahn¹, in Gais, wo wir uns endlich Zeit lassen können zu gemüthlichem Frühstück; denn von hier aus geht die Weiterreise zu Wagen und zu Fuß.

Gais ist ein Idyll. Zwischen besonnten grünen Hügel-matten, umklungen von Herdgeläut, liegt es mit seinen reinlichen weißen Biedermeyershäusern, seinen sauberen Straßen verträumt da und schaut staunend und, man möchte meinen: mit erhabener Empfindung, in die große heroische Landschaft, die sich gegenüber türmt. So sah der Mensch des achtzehnten Jahrhunderts das Hochgebirge an, aus umfriedetem Idyll, bewundernden Dank gegen den Welterschöpfer im Herzen und

¹ Heute ist die Bahn bis Appenzell geführt.

von heiliger Begeisterung durchglüht, als etwas, wie das klassische Altertum, unerreichbar Hohes. Er erfreute sich im Kreise der Seinen, heimgekehrt, an den Kupfern der wilden Schründe, zerrissenen Grate, windzerzausten Fichten, der einsamen Sennhütten und weiten Talblicke, des ganzen Berglandes, das er auf schwindligen Poststraßen, über abgründige Brücken weg, in jagenden Nebeln, die alle Formen noch gigantischer in wilde Höhen hinaufzerrten, durchfahren hat, in das er aber nirgends wirklich hineindrang.

Wir sitzen vor der Krone am schattigen Tisch behaglich beim Frühstück, das meinem Freunde, dem Maler, ganz besonders gut schmeckt. Der breite stille Marktplatz liegt sonnig vor uns. Ein schneller kleiner Einspänner, ein beladener Postwagen — wieder feierliche, friedliche Morgenstille.

„Wie schön vornehm und ruhig diese Bürgerhäuser sind! Von stattlicher Behaglichkeit! Aber es ist, als wäre das Städtchen unbewohnt.“

„Gais war in den Zeiten unserer Großväter und Urgroßväter ein berühmter Molkenuort. Der Wechsel in den Heilmitteln und die guten Reiseverbindungen, mit denen man jetzt ebenso schnell ins Engadin und weiter fährt, haben vielen dieser alten Bäder die Kurgäste entführt. Heute ist der Markt still, die schönen alten Gasthäuser leer, der Kurgarten verwildert. Und wenn die Architektur solche Rückentwicklungen mitmachen müßte, so würde dem heute hier herrschenden Leben entsprechend Gais ein nüchtern-reizloses, modernes, kleines Provinzörtchen sein. Aber Dank seiner alten Häuser und Anlagen liegt es weit in der Vergangenheit und hat uns hier ein Stündchen in den Biedermeierzeiten einführen lassen.“

In schnellem Einspänner geht es nun ohne weiteren Aufenthalt hinunter nach Appenzell, wo wir einen der vielen Führer, die bis auf einige sehr tüchtige Leute gerade eben nur die Eignung von Trägern haben, mit auf den Wagen nehmen; und weiter, vorbei an Weißbad, bis nach Wasser-auen, wo der gewöhnliche Sântisweg beginnt.

In drei mächtigen, parallel von Südwest nach Nordost gerichteten Felsrücken baut sich das Alpsteingebirge auf. Diese einfache großzügige Gliederung, welche die gewaltigen Steinmauern und Türme wie ein Gebilde formender Künstlerhand begreifen läßt, wird durch die niedrigen Nebenwälle, durch Übereinanderschiebungen in einem und demselben Grat, durch die Querriegel und Seitenzüge nirgends gestört, sondern nur reicher gemacht. Mit der südlichsten Kette, deren schroffe Zinnen, Kanzeln und Bastionen 2000 Meter kaum überschreiten, ist das Alpsteingebirge steil abfallend breit an das, seinen Rännen nahezu parallel ziehende, Rheintal gelagert, dessen gegenüberliegendes Hochufer den schönen Gratzug der drei Schwestern bildet. Das grüne, an den Berghängen bewaldete Tal, das der südliche und der mittlere Wall umschließen, liegt mit seinen zwei Seen etwa 800 Meter höher als das Rheintal. Es ist nach Norden geöffnet und steigt nach Südosten, sich verzweigend, steil empor. Die mittlere, in der Nähe des Hundsteines breit zerrissene Kette beginnt nördlich mit dem niedrigen Alpsiegel und hat ihre größte Erhebung in dem zweithöchsten Gipfel des ganzen Alpsteingebirges, dem Altmann, der drüben am deutschen Ufer des Bodensees als die Schulter des hingelagerten Bergriesen erscheint.

Eine der Felsenbauten dieser mittleren Rippe, Schafberg oder Marwaser Kopf genannt, liegt gerade vor und über uns; sie dräut herein in das zweite der Täler, das zwischen der mittleren und der nördlichen Kette eingebettet ist und in seinem unteren Teil „Schwendí“ genannt wird. Hier nehmen wir eben in dem Gasthaus des Herrn Streuli in Wasserauen noch ein wenig Proviant ein.

Ich weiß nichts der demütig=stolzen, begehungslos=willensvollen, tief beglückenden Empfindung zu vergleichen, die mich umfängt, wenn ich eine Bergwanderung beginne. Selbst wenn der Weg nur zu einem ganz mühelosen, jährlich von ein paar tausend Menschen bestiegenen (übrigens dennoch: immer wieder wundervollen!) Gipfel wie dem Säntis führen

soll. Diese Stimmung hält zunächst nicht lange an und weicht während der ersten schweigenden Steigestunde, in der Herz und Lunge sich langsam an die strengere Arbeit gewöhnen müssen, einem Gefühl dämmernden befangenen Weitergehens, einem Innwerden des sich anspannenden Leibes, einem ganz ins Gegenwärtige eingeengten Ichgefühl, wie es körperlich hart arbeitende Menschen wohl immer haben. Ich werfe kaum einen Blick hinauf zu den hohen glatten Steinwänden der Ebenalp, mit denen rechts vor uns der nördliche Gratzug beginnt; ich bin jetzt innerlich ganz in dem langsam ansteigenden Tal, gehe Schritt für Schritt und schaue mehr hinab links zum Schwendibach, der in Fällen und Sprüngen bergabwärts eilt, als hinauf, wo uns die Felsen jetzt so nahe treten, daß der Weg in sie eingesprengt ist. Wir rasten stehend einen Augenblick ohne zu sprechen. Einsamkeit umfängt uns. Das danken wir dem unsicheren Wetter, und danken es ihm wirklich, wenn uns auch der sich jetzt ringsum beziehende Himmel manche Besorgnis einflößt.

Nach zwei, drei solchen kurzen, rasch hintereinander gehaltenen Stehraften fängt der Körper an, sich an seine neue Arbeit zu gewöhnen. Das Ichgefühl erweitert sich, gleitet unmerklich langsam, zeitlich, räumlich vor und zurück, nimmt Gedankenfäden auf und umfängt tiefer und inniger, von Schritten und Gedanken rastend, die Eindrücke, die aus dem allmählichen Fließen und Sichwandeln der durchwanderten Umgebung zusammenrinnen zu losgelösten, selbständigen Bildern, die das Gedächtnis festzuhalten vermag. So haben wir die erste Stufe dieses Tales erstiegen, die Ufer des Seealpsees. In seinem Namen ist erhalten, daß er der erste gewesen sein muß unter den Seen der Umgebung, dessen Ufer die Leute mit ein paar Alphütten besiedelten; er muß zuerst schlechtweg „Der See“ geheißen haben. Als solcher gab er seiner Alpe den Namen Seealpe. Und erst als Sämtiser- und Fählensee häufiger genannt wurden, bedurfte es eines Unterschiedes. Da gab ihm wieder die Alpe den Namen; und es wäre nicht verwunderlich, wenn derselbe Vorgang

sich noch einmal wiederholte und aus der einfachen Seealpe die Seealpseealpe würde.

Der See ist tiefklar und weithin reglos glatt in der gewaltigen Gebirgsschale, in der er ruht. Die steile Zacke des Roßzahns, von der sich eine mächtige breite Felsstufe herabsenkt, die in ihrem unteren Teile die dritte Ebene dieses Tales, die Megglisalpe trägt, ist vor uns, wie unter uns im Wasserspiegel, die Beherrscherin des Bildes; eine bloßgelegte Steinrippe des Berges. Wir steigen in den Nachen und schweben hoch über dem grün hinstreichenden Seegewächs und zwischen den gespiegelten mehr und mehr von Wolken umringten Höhen. Jetzt steigen wir in steilen Serpentinien hinauf zum Weg „am Strich“, der hart am Abgrund, hoch über dem eingebetteten dunklen Seealpsee, zur Megglisalpe führt. Die Luft ist angenehm kühl geworden, und wir schreiten frei aus auf dem ebenen Saumpfad, während unser unterhaltssamer Führer von Zeit zu Zeit mit Bauchrednerkunst fernes Jodeln und Hirtenrufe nachahmt. Von Rücken und Kopf des Altmanns überragt liegt die Megglisalpe vor uns, die zweite Stufe des Tals, die wir nun erstiegen haben, und, was uns in diesem Augenblick fast noch als wichtiger erscheint, der Ort unserer Mittagsrast. Während wir essen, kommen Gruppen von Touristen, die auf dem Rückweg vom Gipfel sind; das geräumige Gastzimmer füllt sich. Wir hören: die Wetteraussichten sind oben sehr ungünstig. Um so mehr beeilen wir uns, um noch vor einbrechendem Wetter oben zu sein.

Schon während wir, noch ein wenig schwer vom Mittagessen, mühsam die Abhänge der Roßmahd hinaufsteigen, setzt Wind ein. Der Himmel verdunkelt sich zusehends. Und in der Höhe der Wagenluke, etwa auf zweitausend Meter, beginnt es zu stürmen und zu schneien. Über Geröll, Blöcke, Platten, Stufen der Steinalpe, durch die der Weg führt, breitet sich ein weißer Teppich, den der Fuß gern tritt. Wir sind in Wolken, die uns ziehend umstreifen: kaum dreißig Schritt weit reicht in dem Nebel und Schneegeäst über der Blick. Es wird kalt. Wenn wir die bequemen Drahtseile,

die hier an der ansteigenden Felswand gespannt sind, benutzen wollen, werden Handschuh nötig; so eisig ist das Stahlgeflecht. Das Wetter wird immer dichter, immer wilder. Es pfeift über die Kämme, wirbelt um uns auf, nimmt den Lungen die Luft. Wir sehen nicht vor- und rückwärts. Ein paar nasse Vorsprünge der Felswand, Flecke angewehten weißen Schnees und die flockenumwirbelten Gefährten, das ist alles. Dies Bild verändert sich lange nicht, während wir weitersteigen. Wir haben den großen Schnee passiert, und wieder sind wir am Fels. Auch der Führer kann nicht genau schätzen, wo wir sind. Da dennoch keine Gefahr besondere Aufmerksamkeit erfordert, geben wir uns dem Genuß des Schneesturms und seiner herrlichen Wildheit hin.

Wir sind im wirbelnden, kreisenden Chaos. Schon aber ragt fester Felskern, Urgestein in die sich bildende Welt. Alte Ewigkeitswanderer, graue Dämonen, klettern den unwitterten, starren Fels hinan, umstürmt und jubelnd in dem neuen Werden, welches das ruhende Sein aufrührerisch ergreift hat, sich eindringend in die Geburt der Dinge. So sah ich uns einen Augenblick, wie der vorderste der Weggefährten eben hinter einem Felsblock verschwindet, als würde er im Nebel zum ziehenden Schatten. Aber da stürzt ein Sturmstoß über die Wände nieder auf uns. Es heißt feststehen und sich an den Stein klammern, daß der Wind uns nicht mit sich reißt.

„Wie dunkel es ist!“

„Wo sind wir? He, Bückler, wo sind wir?“

„Noch höchstens zehn Minuten vom Säntishaus.“

Zwei Schritte weiter. Eine Mauer aus Blöcken, hier Stufen. „Holla! Wir sind oben. Hier ist das Haus!“

Der dicke Ofen flackert. Dunst von nassen Mänteln und tropfenden Lodenjacken, die auf dem Gestänge herumgehängt sind. Ein paar Führer, ein paar Touristen, die Wirtin, der Beobachter der noch über dem Unterkunftshaus gelegenen meteorologischen Station, ein Hüne mit langem schwarzem

Bart, dessen Züge in der Einsamkeit vieler langer Winter hier oben hart, verschlossen und verdrossen geworden sind. Ein achtloser Gegengruß. Nur die Wirtin erhebt sich. Die anderen bleiben über das Fremdenbuch gebückt, neben dem ein Telegramm liegt.

„Grüß Gott, Frau Wirtin! Was ist? Ist was passiert?“

„Zwei junge Menschen sind vermißt, sind nicht angekommen in Wildhaus, sollten gestern da sein. Heute telegraphieren die Eltern.“

„Welchen Weg wollten sie gehen?“

„Wir schlagen's eben nochmal im Fremdenbuch nach. Ich meine, sie haben gesagt über den Altmann. Ohne Führer! Ich habe ihnen so abgeredet. Keiner war noch oben gewest. Aber —“

Der Bärtiger rief, unwirsch über unser Gespräch: „Schaun's her: Hier stehn sie! Altmann=Schafboden=Wildhaus. Western früh um sieben Uhr aufgebrochen.“

Er schlug das Buch zu und ging ohne Gruß, um von der Station aus zurückzudepeschieren.

„Und dies schlechte Wetter! Gott, Gott!“ sagte die Wirtin, die uns jetzt Tee und Essen brachte. Vermutungen wurden zwischen den Tischen gewechselt. Eine gedrückte Stimmung herrschte. Die Worte wurden leiser und seltener. Die einander nicht kennenden Menschen, die unter diesem einsamen, sturmunwehten, über Wolkentiefen im Unwetter stehenden Dache sich borgen, ließen ihre Gedanken vereinigt miteinander hinaus in die Gefahr zu den beiden fremden Genossen, die sie nie gesehen hatten, die einen Tag vorher hier jung und fröhlich gegessen waren und jetzt vielleicht durchnäßt und gepeitscht vom Sturm, wegverloren zitternd am jähen Abgrund des Retters harrten, ohne einen Schritt mehr tun zu können oder vielleicht schon zerschmettert unter den Fließwänden des Altmann lagen.

Ich trat noch einmal hinaus. Weißes, flirrendes, sausen=des Nichts. Als wollte der Sturm die Steinhütte auf seine Riesenschwingen nehmen und in irgendeiner Tiefe zerschmettern.

— Dann stand ich noch lange an dem kleinen Fenster unseres Zimmerchens. Das ganze Haus bebte, kalt zog es durch Fugen und Fensterrißen. Und draußen — immer das Nichts. Wo sind wir? Was ist Höhe und Tiefe? Ist es ein fester, aufgereckter Stein, der uns trägt, oder jagen auch wir dahin in den Wogenstürzen des Gewölks, das uns in seine Wirbel geschlungen hat? Das urweltliche Treiben draußen wird dunkler, wird ganz raumlos, als bebe aus unseres Blutes erregtem Schlag das Haus und der Berg und die Welt. Als sei das alles nur in uns. Die Kerze flackert. Ich lösche sie und liege wach —

Wieder die beiden Verirrten, Verstiegenen. Un weit in den Sturm hinausragender letzter Klippe, abgemattet, herausgerissen aus allen Beziehungen des Lebens, allein, ganz allein an den Abgrund gestellt. Überwältigt. Voll des Gefühls: nur drunten in der Tiefe ist Erlösung, lieber hinab, als noch länger diese Verzweiflung! Jetzt — jetzt stürzen sie —

Der Führer klopft. „Es ist sieben. Es ist aber draußen noch ganz zu. Sie können noch liegen bleiben!“

Wir stehen dennoch gleich auf. Das Schneegestöber hat aufgehört. Aber die Nebel haften noch immer im Wind über den Grat, wie zahllose riesige, weit über unsere Häupter ragende Gestalten. Hier und da tauchen einmal, wie in unergründlicher Wasserflut, Zacken, Steinvorsprünge auf. Ein Riß und ein Stück blauen Himmels. Jagend schießen die nachdrängenden Nebelballen in ihn ein und schließen ihn. Dort wieder. Aber jetzt tiefer, daß ein ferner, klarer Gipfel einen Augenblick lang deutlich sichtbar ist. „Geben S' acht. Um neun Uhr reißt's auf. Da wird's klar, vielleicht sehr schön klar,“ sagt der Führer.

Wir steigen zum Gipfel, an dem man die meteorologische Station so angebaut hat, daß ihr Dach in gleicher Höhe mit ihm ist. Über uns klappern und sausen die Flügel und Räder der Windmeßapparate. Jetzt erscheint in den hellen Nebeln, die hier und dort zerreißen und plötzlich ringsum weite Tiefe

ahnen lassen, ein runder, flacher Schattenkegel, wie ein hin-
gezauberter Berg aus rauchigem Glase. Er vergeht wieder
ins Nichts. Größer und breiter werden die Risse in dem
Gewölk, das uns einhüllt, die Nebel werden zu einzelnen
geballten, sich dem Grat zustreckenden und über ihn langge-
dehnt hinüberziehenden Fetzen. Die nahen Täler werden
schon weithin sichtbar. Die Sonne dringt leuchtend durch.
Die Zackenreihe der Churfürsten wird klar. Zürich- und Bo-
denssee glänzen auf. Jetzt stemmt sich, mächtig auftauchend,
der nahe massive Altmann dem treibenden Spuk mit seiner
Steinbrust entgegen. Und immer fernere Gipfel und Grate
sind plötzlich da, ein leuchtender, nur nach Norden zu durch-
brochener Ring, Spitze an Spitze, zuletzt ganz hinten noch
wie ein gezählter Strich der Horizont. Überall über den
Bergen die sich lösenden fliehenden Wolken. Zwischen den
Zackenreihen, die wie in großen Kullissenlinien hintereinan-
der gelagert sind, die Luftferne der Talbreiten. Man fühlt,
wie das Land zerrissen und zersprengt ist von den rinnen-
den Wassern, deren Hauch den Duft emporsendet, in dem
die tausend Formen des Gebirges so gestaltet, so rund, so
umflossen körperlich dastehen.

Wie singt doch der Dichter?

„Hier will ich beten
im Ring der Höhen,
die freien Hauptes
dastehn im Licht.
Und also bet' ich:
Gott, ewiges Gebirge!
Dich will ich durchwandern.
Auf Felsenschultern trage mich, Gott,
einen zitternden, jubelnden, dankbaren Menschen,
dein Kind, zu deinen ragenden Sätzen!
In deine Wolken sollst du mich hüllen,
wenn Schwindel mich faßt, daß ich sicher schreite
auf schärfstem Grat, als schritt' ich im Tal.
Und stürzest du mich, so stürz' ich in dich.“

Heimat ist mir noch dein grausendster Abgrund,
Gebirge Gott!"

Ein Landmann mit seinem Sohne kommt herauf. Sie stehen andächtig vor der unendlichen Weite. Der Mann erzählt mir, daß sie schon auf mehreren der Alpsteingipfel waren. Zwei, drei der Touristen aus dem Gasthaus sind auch gekommen. Dann ein kühner Kletterer, der den Aufstieg über die Kammhalde gemacht hat. Er trägt das Abzeichen des Alpsteinklubs.

Wir haben den Höhenring mit dem Fernrohr durchstreift, alte Freunde und neue Wunderziele begrüßt und wenden uns nun, ehe wir den Abstieg beginnen, noch einmal hinüber zum Bodensee. Der liegt leuchtend zwischen seinen grünen Ufern. Man sieht durch den Feldstecher Dampfer mit ihrer langgezogenen Rauchfahne, dort drüben Meersburg mit seinen hohen hellen Wänden. Friedrichshafen in einem Wolfenschatten verschwimmend. Der Wind bläst noch immer mit unverminderter Stärke und wirft uns fast herab von dem schmalen Steiglein, auf dem wir jetzt direkt vom Gipfel absteigen. Die steilste Stelle des Felskopfes ist mit Drahtseilen und ein paar Eisentritten auch für ganz ungeübte Gänger passierbar gemacht. In der Felspalte vor der Girespitz treten wir auf den blauen Schnee, der in ein paar breiten, von steinigen Strichen getrennten Feldern vor uns liegt. Sie sind bald überschritten. Wir wandern jetzt auf dem nördlichen Höhenzug des Alpsteingebirges, bald südlich des Kammes in dem Hochtal, das gegenüber von dem Sekundärgrat der Roßmahd begrenzt wird, bald nördlich mit dem Blick über die eben zum See hinabsinkenden Hügelwellen. Vorüber an den wilden Formationen des Ohrlikopfes, der Türme, durch die Vorderer Wagenlücke auf steilem Wendeweg zur Altenalpe. Jetzt sind wir schon über dem Seealpee, dem Strichweg, auf dem wir anstiegen, gerade gegenüber. An ziegenbeweideten Grashängen geht es weiter zum Escher. Dies Gasthaus ist in die turmhoch überragende Felswand, die oben die Ebenalp trägt, wie in den Schutz

eines Mächtigen hineingebaut. Noch tiefer ist das Wildkirchlein in die Wand eingegraben. Durch einen Höhlengang, von einer Führerin geleitet, die eine Fackel aus gespaltenem Rienholz trägt, steigen wir auf die sanft gesenkte Ebenalp und weiten den Blick wieder bis zum Bodensee.

*

Ein anderer Wandertag im selben Gebirge. Ich breche mit meinem Führer von Wasserauen in dunkler, ein wenig schwüler Frühe auf. Die Sommersterne stehen klar im grundlosen Nachtdämmern. Die Berge sind wie ganz nahe, schwarze Körper vor uns, dunkel, ohne Gestalt, als müßte man fast mit jedem Schritt gegen ihre Wände stoßen. Wir wollen den südlichen Höhenzug des Alpsteingebirges auf schmalem, dem Grat entlang ziehenden Pfad überwandern, vom Hohenkasten bis zur Sazerlücke.

Der erste große Eindruck dieses Weges ist es, wenn man die Grathöhe erreicht und in die Tiefen des Rheintals hinunter sieht — wie in eine neue, sich plötzlich auftuende Welt. Wir kamen zum Sonnenaufgang an diesen Punkt des Weges, einen kleinen Sattel zwischen Ramor und Hohenkasten. Wie die noch unerleuchtete Berglandschaft gegen den rot hellen Himmel stand, wie die Strahlenkrone langsam von unsichtbaren Händen über die harten, dunklen Gebirge gehoben wurde, wie dann die höchsten Spitzen aufflammten ringsum und die Sonne endlich über die Zacken des Horizontes in das Himmelsgefülde trat, die tauglichernden Bergwiesen, auf denen wir standen, und den ganzen Höhenkranz übergießend — es war das ewige Schauspiel, wie das Licht die Welt schafft aus dem Chaos Nacht, in dem sie immer wieder versinkt, Form und Farbe verliert, überflutet vom Schatten, um aus neuer vom Tage gestaltet zu werden. Im dunklen Duft des Tals glänzt weithin silbern gewunden der Strom auf. Neben ihm, in willkürlichen Linien, ein Strich, die linksrheinische Talstraße. Flecken und Dörfer.

Der Hohkasten, dessen Gipfel wir in wenigen Minuten erreicht haben, ist nur etwa 1800 m hoch. Er ist trotz die-

fer verhältnißmäßig geringen Höhe ein bevorzugter Aussichtspunkt; nicht nur, weil er einen der schönsten Nahblicke ins Sämtisgebirge bietet, sondern vor allem, weil er durch das breite Rheintal von der östlichen und südlichen Bergwelt so weit abgerückt ist, daß die nahen Vorberge nicht zu viel Ferne verdecken können und das Ganze wundervoll zum Bilde zusammenschließt. Die Aussicht nach dieser Seite hat Größe und Mannigfaltigkeit des Vordergrundes, die Bildgesamtheit dadurch schöne klare Gliederung.

Wir müssen zu der kleinen Einsattelung zurück und beginnen die Gratwanderung in südwestlicher Richtung, so wie die Züge des ganzen Gebirges streichen. Rechterhand haben wir das an den Hängen bewaldete grüne Tal des Sämtiser Sees; linkerhand das Rheintal, das sich oft hinter der Schneide des Grates, sobald der Weg von ihr abweicht, oder hinter den Felsengipfeln der Stauberenzanzel, der Häuser, des Umbos, die wir rechts des Kammes umgehen, birgt, und wenn der Pfad wieder auf die grasige Höhe tritt, jedesmal mit neuer Herrlichkeit in seiner freien Weite auftaucht.

Der starke Unterschied der Meereshöhe beider Talebenen, zwischen denen wir hinschreiten, und der ganz verschiedene Charakter der beiden Gründe, in die wir rechts und links hinunterschauen, weckt recht das Gefühl, daß wir auf einem landschaftlichen Grenzpfad wandern. Was hat das einsame, straßenlose, mit ein paar Holzhütten besiedelte Hochtal und sein stiller See zu tun mit dem breiten Völkerwege da unten, auf dem Römerzüge und deutsche Kaiserheere hinzogen? auf dem jetzt gar zwei Eisenbahnlinien nebeneinander laufen?

Wir lagern uns am Fuß einer der Felsenzinnen, die diesen Grat krönen. Ich lehne mich ganz zurück und trinke das unendliche Blau, in dem duftige weiße Sommerwolken ziehen. Wie die graue, verwitterte Zinne hineinragt, als wollte sie, ein ungefügter roher Steinpfeiler, die azurne Decke des ewigen Gewölbes tragen. Ein paar kleine, schnelle Bergvögel umfliegen die Wand, die sich im Zuge der Wolken über mich zu neigen scheint. Ich gebe mich diesem Gefühl

der auf mich zukommenden Bewegung fast träumend hin, und mir ist, als schwebe jetzt auch der Hang, auf dem wir lagern.

Die Rast war kurz. Ich sprang auf. Fest ruht wieder der Grund, auf dem wir stehen, und unbeweglich ragt der Fels. Wir gehen jetzt auf dem Furgglenfirst, der nach der Rheinseite steil und steinig abfällt, so daß er, von dort aus gesehen, fast unersteiglich ausschaut. Hinter ihm ist der Grat durch die Saferlücke, die ihren Namen von dem kleinen Rheinstädtchen Sax erhielt, hundert Meter tief zerrissen. Die beiden Täler rechts und links fesseln hier den Blick nicht mehr. Denn unmittelbar vor ihm über der Saferlücke tut sich eine der gewaltigsten Bergszenerien auf: die Kreuzberge. Es sind die im Durchschnitt 2000 Meter hohen, gefährlichsten Klettergipfel des ganzen Gebirges, die schon manches Opfer gefordert haben; acht Spitzen, von denen die sechste noch keines Menschen Fuß betrat, und die erste nur mit Hilfe einer langen Leiter einmal erreicht worden ist. Die Schwierigkeiten der Besteigung auch der jährlich einige Male bezwungenen Kreuzberge dürften etwa der der Türme von Bazolet entsprechen. Eine wilde Dolomitenlandschaft liegt vor uns: eine zerrissene und zerspaltene Riesenmauer starrt aus grünem, steil aufsteigendem Alptal empor, als solle sie die einsame Alp gegen das Rheintal schützen; Zacken, Risse, in ganzer Höhe hineingesprengte Ramine; ein geborstener, wie mit stumpfem Schwert zerhackter Grat, in grauer Verwitterung.

Und noch ein unvergleichliches Bild liegt auf unserer Wanderung: der Fählensee. Wir sind zur Saferlücke hinabgestiegen, und weiter bis zur Alp Bollenwies, die nur noch eine niedrige Bodenwelle von dem eng zwischen Felsen eingebetteten Fählensee trennt. Da liegt er vor uns. Es ist hoher Mittag. Und die unendlich schwebende Einsamkeit, die das Gebirge um diese Stunde hat, wenn die Sonne am tiefsten in seine Täler hineinschaut und alle Berge im weichen, lösenden Duft liegen, der die Fernen trinkt und die Nähen einhüllt, ist um uns. Ich muß an den wundervollen

Vers des größten Dichters der Berge, Konrad Ferdinand Meyers, denken: „Der Mittag ist des Berges Geisterstunde.“

Reglos ist der klare, durchsichtige Spiegel. Die uralten Wände, zwischen denen er eingebettet ist und die sich ringsum zu ihm absenken, als wollten sie ihre verwitterten Züge in ihm beschauen, lassen keinen Wind die Silberfläche trüben. Das ist es: nicht die Einsamkeit allein, auch die jahrhundertalte Ruhe dieses verlassen en engen Seetales greift uns ans Herz. Die Schlachten der Stürme und Gewitter mögen droben toben, wo Altmann und Hundstein ragen; hier in diese Tiefen, auf den See fällt nur ihr wolkiges Spiegelbild, in all seiner Wildheit keine Welle erweckend. Der steinige Stiefelpaß — ich habe rückschauend die Stiefelsilhouette deutlich erkennen können — führt uns hinab zur Kälberweid, wo neuer sonnig heißer Anstieg uns erwartet. Die Gesteintrümmer und haushohen Blöcke auf dem Abhang, an dem wir in steilen Wendewegen emporklettern, stehen, wie in ihren eigenen, steilen Schatten gehüllt, schrägauf im Sonnenduft, als müßten sie auf uns niederstürzen. Von den Felsen des Gabelschutzes rechts vor uns, die oben grüne Matten tragen, klingt Ziegengeläut herab. Wir haben die Bogartenlücke erreicht. Wir klettern noch ein paar Mannshöhen an dem steilgestuften Marwieserkopf hinan, um Edelweiß zu pflücken. Eine Inschrift, die an einen abgestürzten Edelweißsucher erinnert, gemahnt zur Vorsicht. Es gelingt. Und nun steigen wir im späten Nachmittag über steile Hänge, die mit Blöcken beschüttet und von Alpenrosenstauden überwuchert sind, vorsichtig hinab, Wasserauen zu, das uns schon aus dem Schwendital entgegenrußt.



Seegefahr

Stürmischer Vormittag. Der Ostwind, der über die ganze Länge des Sees, von Bregenz bis Konstanz, hinjagt, greift tief ins Wasser, daß selbst in unserer geschützten Bucht das Grundgewell wild gegen die Ufermauern schlägt. Die heranrollenden und die zurückflutenden Wogen gehen wie die Tänzerreihen eines Begentanzes mit rhythmischen Schritten durcheinander hindurch. Bruchteile einer Sekunde — immer, wenn bei diesem Gegeneinanderlaufen die Wellenberge der einen Seite in den Wellentälern der entgegenkommenden stehen — scheint der See zur Fläche beruhigt. Aber die Wellen haben sich nur geduckt und springen gleich, weithin im selben Moment, noch höher aus der täuschenden Ruhe gerade auf.

Trotz des Ostwindes ist Luft und Wasser warm. Lachen und Rufe der Schwimmenden, die an der Pappel- und Weidenküste des nahen Horns oder von Booten aus baden, hallen her. Achtlos nimmt das Ohr die gewohnten Laute auf, die nicht zum Bewußtsein dringen. Da kommen plötzlich zwei langgezogene, ganz helle Silben, in denen ein angstvoller Wille zittert und die wie Vogelflug durch den Wind herfliegen: „Hil — fe!“

Wie bei einem Kraftwagen, der aus langsamem Anfahren plötzlich in rascheste Fahrt übergeht, stellt sich in der Seele mit dem Hören dieses Wortes eine verzehnfachte Schnelle des Tempos ein: des Erlebens und Handelns. Woher kommt der Ruf? Der fliegende Blick sieht weit draußen vor der Bucht etwas Niedriges, an dem sich Gestalten bewegen, über dem Wasser, offenbar Rand oder Rücken eines sinkenden Fahrzeuges. Während sich die Rufe noch angstvoller erneuern, sind schon Ruder und Rettungsring ins Boot geworfen und mit einer Hast, die fast aufhält, wird es aus seinen Halteketten gelöst. Klar und hinaus!

Jetzt ist der See leer. Wenigstens ist nicht mehr sicher zu sehen, ob wirklich in den hochgehenden Wellen draußen noch etwas Dunkles auftaucht oder ob das Auge sich täuscht.

Gleichviel, es ist nicht Zeit, auszuweichen. Es gilt, ab und zu nach vorn umsehend, mit aller Kraft in die ungefähre Richtung der Rufe zu rudern. Jetzt fliegt das Boot, fast bei jedem Ruderstoß aufs Wegengewell aufschlagend, voran. Endlich kommt wieder, und viel näher, der Ruf: „Hil — fe!“, jetzt wie erlösend, denn nun bringt er die Gewißheit: sie schwimmen. Es ist Hoffnung.

Der zweite Ruderer schaut um: „Ich sehe die Köpfe.“

„Ruhig vorwärts! Die Kraft nicht vergeudet! Wir brauchen sie vielleicht gleich doppelt.“

Weiter. Schlag um Schlag. Noch immer scheint es endlos. — —

Jetzt: drei Köpfe über dem Wasser. Ein Herr hat mit letzter Anstrengung zwei erschöpft schwimmende Damen gestützt, von denen die eine, sowie sie das Boot sieht, neue Lebensgeister gewinnt und rasch heranschwimmt.

„Ganz ruhig sein! Es ist keine Gefahr mehr.“

Sie hält sich am Bootsrand, indes den anderen der Ring zugeworfen wird. Nun ist der erste Passagier, bleich, doch schon lächelnd, an Bord, die anderen halten sich am Bug. Ein zweiter Nachen langt an, man hilft heraufziehen.

Eine Bank, ein Stück Segelstange treiben im Gewell vorüber. Die Boote rudern zurück.

Am Land ist Freude und Neugier nach einer tatlosen Aufregung mit gebundenen Händen. Nichts war von ihr herausgedrungen in Wind und Gewell, nicht die Schreie des Erschreckens, nicht die Rufe, die den Untergehenden das Kommen eines Bootes verkünden sollten. —

*

Nicht immer ist der See willig, zurückzugeben. Oft genug behält er das Leben, oft genug auch die Toten, die er sich nur schwer und mühsam abringen läßt. Konstanzer Fischer rief man nach Rorschach zu traurigem Fischzug, zum Bergen von dreizehn Ertrunkenen. Die Männer kamen mit der Totenangel, die mit ihren Greifhaken über den unsichtbar

tiefen Grund hinstreicht und die Leichen faßt. Sie brachte die letzten noch aus siebzig Meter Tiefe herauf. —

Der Ostwind, der das Fahrzeug vor unserer Bucht zum Kentern gebracht hatte, blies am Tage darauf mit unverminderter Kraft. In den Wellen, die um das Eichhorn rollten und rauschten, fand da ein Schwimmer den Tod. Lautlos und unbeachtet muß er versunken sein. Vielleicht wurde sein Fehlen erst nach Minuten gemerkt, so daß man nur ganz ungefähr die Stelle seines Untergehens wußte, die mit jeder Minute ungewisser und fraglicher wurde. Schwimmer suchten vergebens etwas in der undurchsichtigen aufgewühlten Tiefe zu erspähen, Boote kreuzten lange auf den Wellen im weiten Umkreis der unbestimmbaren Unglücksstelle.

Erst am nächsten, ganz sonnigfriedlichen Morgen, gegen neun Uhr, fand man den Ertrunkenen, nachdem schon seit dem frühesten Grauen mehrere Fahrzeuge die ganze Bucht abgesucht hatten.

Auf der glänzend stillen Fläche liegen ein paar Nachen und schwere Fischerkähne, um deren Bord die korbbesetzten Netze hängen. Hoch über dem Bootsrand stehend senkt ein Fischer den langen Rettungshaken in das ganz ruhige Wasser. Nun beugt er sich und greift tiefer. Langsam, damit die schwimmende Last nicht wieder zurückgleite, wird der Haken hochgezogen: Zoll für Zoll taucht er ins Licht, in unseren gespannten Blick, der sich fortwenden möchte und doch die nasse Stange nicht losläßt. Jetzt ruht der Haken. Ein Hinterkopf, ein Rücken ist über dem Wasserspiegel. Der Tote liegt in dem gebogenen Eisen wie im Arm eines Rettenden. Er sieht nicht mehr auf ins Licht, er blickt immerfort hinab in die Tiefe, die ihn verschlang, unendlich ergeben. Man wirft ihm noch ein Seil um den Leib; und langsam rudern die Boote, den Toten nachschleppend, zum Horn, wo der mit — wie zur Abwehr! — vorgehaltenen Armen erstarrte Leichnam an den Strand gezogen und mit Weidenzweigen bedeckt wird.

Lautlos fast geht das alles vor sich, nur gedämpfte Worte fallen. Und doch ist weithin über den See, wohl an der Be-

wegung der Boote, erkannt worden, daß man gefunden hat. Denn von allen Seiten kommen jetzt, schwer über den sonnigsilbernen Spiegel gleitend, immer mehr Fischerboote heran zum Horn – wie auf Strahlen hergleitend, die alle von der einen Stelle ausgehen, auf der der Tote liegt. Neugier treibt sie. Aber weil die Nähe des Ertrunkenen selbst den Bann ernster und stiller macht, der mit einem harten Scherz den eben empfangenen Eindruck menschlicher Nichtigkeit abschütteln möchte, wird aus dem lautlosen Zusammengleiten der Boote eine ungewollte Feier, an der Himmel, See und Gestade weithin teilzunehmen scheinen.

Die ruhige Sonnenwärme nach dem Oststurm hat sich unter Gewittern in Westwind und Regenkälte verwandelt. Greifbar und hart stehen alle nahen Dinge im Grau. Unwirsch und ohne Weichheit hüllt sich die Ferne in Wolken.



Ballonfahrt über dem Bodensee

Dies berichte ich getreu nach der mündlichen Erzählung eines Teilnehmers an dem ziellosen Fluge über den Bodensee, der, im Herbst 19 .. unternommen, fast schlimm geendet hätte, dann aber mit seinen Eindrücken wie mit seinen Gefahren zu einem so starken Erlebnis für die Mitfliegenden wurde, daß, nach den Worten meines Gewährsmannes, sie alle vier „eine ganz neue Lebensanschauung dort oben gewonnen hätten“. Ich selber komme auch in dem Bericht vor, aber mitsamt meinem Nachen nur als einer von drei kleinen Strichen, drei Spielzeugkähnen, die man einmal aus der Ballongondel beobachtete. —

Es war ein klarer, ganz windstillter Spätherbsttag, als mich die Kinder mit frohem Geschrei von der Arbeit riefen: ein Luftballon fliege über dem See. Sie hatten schon zwei Boote flottgemacht und ruderten hinaus, ehe ich kam, das dritte loszubinden. Zwischen den Wipfeln der Uferbäume sah ich groß den ziemlich niedrighängenden, sonnenbeleuchteten Gasball, wie eine in die Atmosphäre gesunkene Weltkugel, sich fast unbewegt in der Fläche spiegeln und mit dem Schleppseil den Glanz über dem Wasser berühren.

Wir erkannten durch das Doppelglas ganz deutlich den Korb mit Seilen, Anker, Ballast, sahen sich Köpfe über die Brüstung neigen — und jetzt lebhaftere Bewegung. Es kam ein sich fast in der Luft auflösender, zitternder, flimmernder Fall kleiner sonnenheller Stäubchen, der eine immer spitzere und dünnere Garbe bildete, je tiefer er kam, und schließlich zu vergehen, zu verlöschen schien. Ein leise perlender, rieselnder Regen rauschte auf die Seefläche nicht weit von uns. Gleichzeitig hob sich der Ball, während das Schleppseil fast dem Griff des Blickes entchwand, und zog, in der höheren, bewegteren Luftschicht kleiner werdend, der breiten Seemitte zu.

Wir fuhren ans Land, noch ganz erfüllt von dem hohen Raum über uns, der durch den hineingesunkenen Ball plötz-

lich fühlbar, aus Unsichtbarkeit zu einem luftvollen, fast sichtbaren Dasein gekommen war und nun über uns und den halbgelichteten Baumwipfeln unseres Ufergartens nicht mehr verging. Als wir später noch einmal Ausschau hielten, fing schon Nebel an sich über dem See zu bilden. In der beginnenden Dämmerung war kaum eine kleine Kreislinie im fernen Grau mehr zu unterscheiden. Dann stieß spät abends Wind in den Nebel, daß eine kurze Zeit die Wellen ans Ufer klatschten. Der Nebel schien zu steigen. Und gegen Morgen war Sturm. —

Der Luftfahrer erzählte: „Wir wurden mittags zuerst über den Untersee getrieben, der wie eine ruhige Landkarte dalag. Es machte uns Freude, von oben in die kleinen Ortschaften hineinzusehen, über die wir hinwegglitten, in Straßen, Höfe, ummauerte Gärten, die ja alle nach dem Himmel zu offen sind. Die Luftströmung wechselte und trieb uns gegen Konstanz zurück. Wir wurden nicht müde, uns an der bewegten Buchtenlinie des Schweizer Ufers zu freuen, das mit all seinen Höhen — nicht flach, eher wie leicht gewellt — unter uns zurückglitt. Aber erst, als wir Konstanz passiert hatten, vom Obersee ab, begann der Flug Großartigkeit anzunehmen, bis wir schließlich mit unserem Ballon sozusagen ins All hinausgerissen wurden. Es fing an, wie wir über den drei Gondeln standen, aus deren einer Sie zu uns auffahen: Sie waren für uns freilich nur drei kleine schwimmende Hölzchen. Sie erinnern sich, daß, als wir den Ballast ausgeworfen hatten, der Ballon langsam der Mitte und Breite des Seebeckens zuglitt. Dort kam er wieder ganz zur Ruhe, schien aber allmählich weiter zu steigen. Dies war der erste Augenblick völliger Erhabenheit.

Denken Sie sich auf einen ganz hohen, einsam inmitten eines riesigen Landschaftsringes gelegenen Berggipfel, um den, im Kreise über dem klawenden Abgrund alles Nahen, der Horizont zu Ihrer Höhe emporgestiegen ist! Und nun denken Sie sich diesen Berg plötzlich unter sich hinweggeschwunden und statt dessen, in einem für Sie unmeßbaren

Fall, die Fläche eines ungeheuren glatten Spiegels, den Sie nicht als Spiegel empfinden können, sondern als einen in wolkige Tiefe hinabgehenden Raum, in dem Ihr Ballon so unendlich schwebt, daß Sie das Gefühl für Oben und Unten verlieren — dann haben Sie etwas von unserem Eindruck in diesem Augenblick.

Dies Unter=uns, dies herabstürzende Gefühl unter unserem Fuß, das gleichzeitig durch das unbewegte Spiegelbild zu einem Hinaufstürzen wurde — so, als stünden wir hier in der Luft nur durch das Sichaufheben dieser zwei Bewegungen und als könnte das leiseste Schwanke der Gondel das zitternde Gleichgewicht zerstören — dies Unter=uns fühlte ich fortwährend in meinen Füßen und dann die Nerven heraufkommen, als ein Ziehen wie beim Schaukeln, auch wenn ich mich nicht hinunterbeugte, sondern wagrecht nach dem Horizontwall hinübersah.

Während sich nördlich vom Hegau bis zu den Allgäuer Bergen über der schwäbisch=banerischen Hochebene schmutzigrauer Dunst breitete, dessen dunkle Schicht wie ein atmosphärisches Meer aussah, war der Süden ganz klar: hoch rechte sich der zerhackte Halbring von österreichischen und Schweizer Gebirgen. Das Auge wird unruhig in solcher Unermeßlichkeit. Es flattert wie ein gescheuchter Vogel von Gipfel zu Gipfel.

Wir hingen still in der Luft. Der Führer erzählte, um uns gruseln zu machen, lachend die Geschichte von dem wahnsinnigen Luftschiffer, der in einer Höhe wie der unseren die Hängetaue der Gondel durchschnitten hatte und mit seinen Begleitern erst in ein ausgespanntes Wolkentuch und dann in den Besuw gestürzt war. Die Dame, die mit uns fuhr, ließ bei dieser Erzählung einen halb scherzhaften Schreckenslaut hören und sah ängstlich einmal in die Tiefe, wodurch der Führer nur noch mehr angestachelt wurde und genau schilderte, wie der Wahnsinnige erst immer einen Strick um den andern durchschnitt und zuletzt, als die Gondel noch an einer Seite mit zwei Seilen festhing, in den Tauen bis über

den Ring kletterte, von dort die Gondel ganz lostrennte, daß sie in der Tiefe verschwand, während er selbst mit dem Ballon in letzte Höhen davonflog.

Der Führer hatte eben seine Erzählung beendet, als — ehe noch die Dunkelheit hereinbrach — der Spiegel unter unseren Füßen blind, flockig, weich wurde; nicht zu unserer Freude. Nebel bildete sich, Gewölk. In wilden, großartigen Formen klonn es auf. Der Berg, den Sie sich vorhin denken und wieder wegdenken sollten, war plötzlich unter uns da und trug uns. Nur war er nicht aus Stein und Erde, sondern aus rauchigem, glasartigem, halb durchsichtigem, halb milchigem Dunst, der in bizarren Wolkenschroffen bis tief hinabreichte, wo vorher der Seespiegel glänzte. Das Gebilde schien bald unwirklich, vergehend, geisterhaft, fließend, wie aus verschwimmenden Strahlen erzeugt — bald wieder ruhend und fest. Wir waren im Entstehen der Wolken.

Überall fing es zu werden an und umformte, überwölbte uns, durchsichtig noch, wie eine riesige phantastische Spitzkuppel, deren verworrene Rippen und Gewölbe, Wolken auf Nebel ruhten. Ich hatte jetzt das Gefühl, als schwebten wir wie eine Ampel an langer Kette in dem Luftdom, der sich mit Zauberschnelle um uns aufgebaut hatte. Plötzlich wallte er zu Chaos zusammen. Wind mochte eingesetzt haben und uns treiben. Wir merkten ihn nicht, weil wir mit ihm wehten, nun ganz umhüllt von den kalten Dämpfen des Nebels, die dunkler und dunkler wurden. Wenn wir unsere elektrischen Lampen anrieben, fielen gespenstisch körperhafte Schattenkegel von uns bis tief in das flirrende Grau und rührten gleichzeitig mit der Hand noch an uns selbst. Wo waren wir? Wohin trieben wir? Der Nebel, der schon auf dem Erdboden mit seinen feinkörnigen Wasserwänden jedes Haus, jeden Chauffeebaum, jedes Wegstück von zehn Schritten, in Einsamkeit vermauert, schafft hier oben eine unerhörte, unbeschreibliche Einsamkeit. Es ist so, als ob Sie in der Tiefe des Meeres wären, in der jede Orientierung, jedes Ortsbewußtsein rettungslos ertrinkt. Wir warfen Bal-

last aus, um über den Nebel hinauszukommen in den Vollmond. Heller und heller wurde die graue Schicht, die neben uns in die Tiefe sank. Jetzt wurde sie dünner, und trotz immer zunehmender Lichtheit wurde schweres blaues Dunkel stückweise in ihr sichtbar; sie löste sich in Fetzen und Flocken auf, über denen klarer Nachthimmel stand. Wurden wir erst jetzt der ganzen Bewegung inne oder flogen wir jetzt rascher — sobald der Ballon sich aus den Nebeln herausgearbeitet hatte, schien er fast emporzuspringen: rasch verkleinerte sich sein Kugelschatten, den der hohe Mond auf die Nebelfläche warf.

Es war noch einmal ein Verlassen der Erde und alles Irdischen, nicht wie erst, um in die Lüfte zu fliegen — jetzt in den Weltraum. Das Wolkenmeer lag ganz weiß unter uns wie ein riesiges Schneefeld: ohne Leben, kalt, unendlich. Die Raumkuppel über uns war von so reiner schwarzer Klarheit, daß kaum um die Mondscheibe, die uns manchmal über dem Ballon entschwand, ein wenig Nebenhelle war. Hart stand ihr Kreis vor dem Samt des Raumes, in dem die Sterne wie Edelsteinnadeln steckten.

Ich gestehe, daß ich in den Nebelstürzen, durch die wir hinaufstiegen, von leisem Grauen erfaßt war. Jetzt fühlte ich mich frei und erlöst. Es hätte mich nicht mehr mit Schrecken erfüllt, wenn die ungeheure weiße Fläche unter uns sich nach abwärts zur Kugel gewölbt hätte und wir von der Erde fort in die Unendlichkeit gestiegen, gesunken wären, in deren Riesenraum ich mich nie so gefühlt habe wie in dieser Stunde.

Während wir vier — der Führer, ein Freund von ihm mit seiner Gattin und ich — über dem Untersee und seinen Städtchen noch manches Wort gesprochen, uns gegenseitig auf dies und das aufmerksam gemacht hatten, waren wir schon über der Spiegeltiefe sehr schweigsam. Jetzt sprachen wir lange kein Wort.

Es war empfindlich kalt geworden; trotz Pelzen, Schals, Ohrenklappen, Fußsäcken, Decken und Tüchern froren wir —

was indessen der Gewalt des ungeheuren Raumbildes keinen Eintrag tat. Wohl einige Stunden blieb es ohne Veränderung.

„Steigt der Nebel so?“

„Nein. Wir fallen plötzlich.“

Es wurde Ballast ausgeworfen. Der Ballon hüpfte, begann aber gleich wieder zu sinken. Offenbar waren wir in einen schrägen Windstrom gekommen, der uns auf das Nebelmeer hinabführte, dessen Oberfläche wild und wolkig aussah. Schon griffen seine Wellen um die Gondel, schon um den Ballon — und wieder waren wir im Chaos.

Der Mond war, noch ehe das Fallen begann, vor frühestem Tagesgrauen verblichen, das nun mit uns in die bewegte Dunstmasse einsank.

Der Führer beobachtete sorglich und gespannt nach unten. Jetzt kam es aus der Tiefe wie ganz fernes Pfeifen des Windes. Das Pfeifen kam näher, wuchs. Wir mußten auf den Ruf des Führers fest in die Taue greifen, um uns hochziehen zu können. So hingen wir in ängstlicher Spannung. „Sollen wir nicht Ballast auswerfen?“

„Es würde jetzt nichts nützen. Die Luft ist zu stark. Hier würden wir ihn verschwenden. Wir müssen auf unseren guten Stern vertrauen.“

Wir blickten uns fest und ernst an. Das Pfeifen des Windes war jetzt ganz nahe, auch merkten wir deutlich, wie die Gondel sich manchmal stark auf die Seite legte und anzustreifen schien.

Ein Ruck! Waren wir in einen Wirbelwind geraten, der uns zurückstieß, oder hatten wir eine Sekunde an etwas Festem, einer Felszacke gehangen? Wieder hatte die Gondel ganz schief gelegen, so daß ich auf den Führer zu fallen fürchtete. Immer noch sahen wir nichts, fühlten aber — wie man im Dunkel des Hauses ohne Berührung einen Schrank, einen Pfosten fühlt — im Undurchsichtigen Erdmassen, Raumgewalten um uns, unter uns. Lange Zeit. Meine Hände im Geseil waren ganz steif geworden, trotz der Pelzhandschuhe.

Jetzt — einen Augenblick Helle: ein Schneefeld schoß unter uns weg, eine schwarze nasse Steinwand glitt neben uns in die Tiefe. Feiner Schnee wirbelte. Es war kein Zweifel, daß wir im nächsten Augenblick irgendwo zerschellen, günstigerenfalls in einem Schneefeld enden konnten — von dem wir vielleicht nie zu Tal fanden. Denn wir wußten jetzt, daß wir in etwa dreitausend Meter Höhe Schweizer oder Tiroler Berge überslogen, richtiger: in ihnen flogen. So sah die Gefahr wirklich aus, von der wir Märchen erzählt hatten. —

„Festhalten!“ hörte ich plötzlich von unten den Führer schreien und sah, wie unsere Begleiterin am oberen Rand des schräg liegenden Korbes nur noch mit einer Hand hing und zu fallen drohte. Der nächste Stoß konnte sie heraus schleudern.

Während ich bisher apathisch, starr und eigentlich ohne das zu sehen, worauf ich starrte, immer nur ein Viereck zwischen Seilen und das wirbelnde Grau im Blick gehabt hatte, sah ich jetzt das Gesicht der Schwankenden neben mir, die ich doch nicht stützen konnte. Sie war kreidebleich; in ihrem angstvollen, wie gekrampfsten Blick stand Verzweiflung. Verzweiflung schien auch die schwere Bewegung ihres linken Armes zu führen, als sie die Hand mühsam wieder in die Laue schob.

Gleich darauf wurden wir fast ungeworfen, so schlug der Korb gegen irgendein Unsichtbares.

„Festhalten! Es ist nichts geschehen. Festhalten!“

Wieder klammerte ich mich in die Seile und stemmte die Füße auf den immer entgleitenden Boden der Gondel. Ich war völlig bereit und schloß die Augen . . .

Als ich sie nach vielem Drehen, Schwenken, Schaukeln, das mir aber weniger heftiger vorkam, wieder öffnete, war es heller geworden.

Wir sahen uns an; wir bekräftigten uns, daß es heller und stiller geworden sei.

Plötzlich hingen wir aus den Wolken heraus in eine lichte Tiefe, ein Tal mit Fluß, Dörfern, grünen Wiesen, hellen

Straßen, das schnell unter uns fortglitt. Wir atmeten auf. Aber wir hatten, ehe wir mühsam in der Nähe von Chur landeten, noch schwere Anstrengung und auch erneute Gefahr durchzumachen. Lange streifte unsere Gondel so niedrig über den Boden hin, daß sie fortwährend anschlug, sich umlegte, hochgerissen wurde, niedersauste, sprang, bis der Ballon endlich in einem Baumgerippe hängen blieb und wir nach manchem kräftigen Rippenstoß aussteigen konnten. Das war der letzte, unerhörteste Moment: wie wir taumelnd endlich wieder auf der Erde standen. Sie haben eine ganz schwache Spur davon gewiß einmal gefühlt, wenn Sie nach einer stürmischen Seefahrt festes Land betraten. Die Erde schien wie im Erdbeben zu zucken und mich umstoßen zu wollen, so daß ich mich an einem Baum halten mußte. Der Boden kam dann in ein kurzes Schwanken und Schaukeln, Steigen und Sinken, das noch Stunden nachher anhielt.

Und doch war es ein wundervolles Gefühl, wenn auch nur halbfest, wieder auf diesem zuckenden und schwankenden alten Planeten zu stehen, selbst die Ameisenstrecke unserer täglichen Wege laufen zu können — statt an einen Ball gebunden Meilen durch die Lüfte gehoben, getragen, gerissen zu werden — zu fliegen."

Mir tauchte, als der Erzähler geendet, wieder das seltsam stille, schwebende Raumbild auf, wie der Ballon am Nachmittag seiner Ausfahrt über dem Seespiegel und unseren Gondeln groß und dunkel in der Luft gestanden und das Gefühl der Wolkenhöhe in uns zurückgelassen hatte, in die er langsam hineinschwand, unbekanntem Schicksal zu.



Inhalts = Angabe

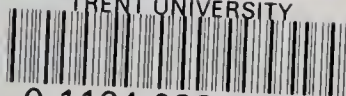
	Seite
An meinen Sohn	9
Reise und Einkehr:	
Reffen	17
Deutsche Landschaft	24
Spaziergang in einem fürstlichen Park	30
Frühlingsreise	35
Das Schloß in Bruchsal	41
Das Haus am Hang im Odenwald	53
Vom Frühling in den Winter	55
Orient	66
An Schweizer Seen	78
In den Niederlanden	102
Bergfahrt	117
Städte und Schlösser:	
An der Saale	127
Die Dichterstadt	140
Auf der Wartburg	146
Schloß Altenburg	153
In Würzburg	160
Die Stadt des Elias Holl	170
Schloß Elmau	177
Solitude im Herbst	182
In einem Schloß Gottes	189
Neckarstädtchen	196
Fländrische Stadt im Kriege	203
Die Abendburg	211
Die Hafenstadt	215
Stuttgart im Frühling	221
Der Bodensee:	
Einleitung	231
Konstanz	234
Gespräch über Baukunst	243
Mittelalterliche Judenverfolgung in Konstanz	253
Sommertage	261
Winterbilder	268
Meersburg	277
Mesmer	284
Nächtliche Flußfahrt	292

	Seite
Am Untersee	299
Nächtliche Gondelfahrt	308
Spätherbsttage am Überlinger See	310
Der Unsterbliche	324
Sturm	329
Das Kloster Salem	331
In den Obersee	337
Segeln	347
Die Stimme des Raums	352
Im Alpsteingebirge	358
Seegefahr	375
Ballonfahrt über dem Bodensee	379



DATE DUE / DATE DE RETOUR

TRENT UNIVERSITY



0 1164 0282177 5

